This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 43404

Das neue Deutſchland.

Das neue Deutſchland.

Beleuchtet in Briefen

an

einen preußiſchen Staatsmann.

Von

Conſtantin Frantz.

Leipzig,
Druck und Verlag der Roßberg'ſchen Buchhandlung.
1871.

DD221
17

Vorwort.

Ich habe für die nachfolgenden Betrachtungen über das neue Deutschland die Briefform gewählt, weil diese Form eine Freiheit der Bewegung gestattet, die ebenso mir persönlich erwünscht war, als sie die Aussicht gewährte, mich dadurch auch dem Leser am leichtesten verständlich machen zu können.

Unmittelbar in die Zeitbewegung eingreifende Fragen lassen sich kaum systematisch behandeln. Die augenblicklich wirksamste Behandlung finden sie jedenfalls auf der Tribüne, in den Volksversammlungen und in der Zeitungspresse, wo mindestens überall das Publikum gegeben ist. Ich meinerseits stehe allen diesen Organen fern, und auch sonst so isolirt zwischen den herrschenden Parteien wie in den literarischen Kreisen, daß mir schon nichts übrig bleibt als mir ein Publikum zu suchen, mich wie persönlich an diejenigen wendend, die mich etwa hören wollen. So kam ich auf den Gedanken Briefe zu schreiben.

Dieselben sind an einen preußischen Staatsmann gerichtet. Zunächst um deswillen, weil jetzt Preußen die entscheidende Stellung in Deutschland einnimmt, indessen ich doch zeigen werde, wie grade die neue Ordnung der Dinge die Zukunft Preußens selbst untergraben hat. Sodann, weil meine Erörterungen

durchaus die sachlichen Grundlagen der deutschen Entwicklung betreffen, worauf allein etwas Dauerndes ruhen kann, und die, wie ich denke, ein Staatsmann vor allem ins Auge fassen muß. Aber auch die ganze deutsche Nation sollte es nicht minder thun, und so lange sie das nicht thut, wird sie nie zu ihrem Ziele gelangen.

Im Uebrigen will ich noch erklären, daß man im Voraus darauf gefaßt sein muß, hier eine Betrachtungsweise unserer vaterländischen Angelegenheiten zu finden, die mit den herkömmlichen und landläufigen Ansichten kaum etwas gemein haben wird. Eben die Unzulänglichkeit dieser Ansichten nachzuweisen war mein Hauptzweck, den ich aber nur dadurch erreichen zu können glaubte, daß ich zugleich selbst eine positive Ansicht aufstellte, um deren Begründung ich mich nach Kräften bemüht habe. Möchten dabei gleichwohl Fehler untergelaufen sein, so wird mich jede Belehrung darüber zu Dank verpflichten, ich darf aber erwarten, daß die Kritik sich auf den Kern der Sache richtet, worauf es mir allein ankam. Ich bemerke dies insbesondere mit Rücksicht auf die thatsächlichen Anführungen, zu denen ich mich fast ununterbrochen veranlaßt fühlte, und wo es bei der großen Fülle und Mannigfaltigkeit der zur Erwägung gekommenen Thatsachen gar leicht geschehen sein könnte, daß ich mich in einigen Nebenumständen geirrt hätte, zumal ich meist nur aus der Erinnerung schrieb und das Beweismaterial oft nicht zur Hand hatte. Wo also dadurch irgend eine Ungenauigkeit oder Unrichtigkeit veranlaßt wäre, wird doch vor allem darauf zu sehen sein, ob dadurch der Gang meiner Beweisführung gestört würde; was, hoffe ich, nirgends der Fall sein dürfte.

Zum mindesten glaube ich überall so klar und bestimmt gesprochen zu haben, daß man über den Gegenstand der Frage

wie über den Sinn meiner Behauptungen nirgends in Zweifel sein kann; vorausgesetzt nur, daß man die Geneigtheit besitzt, mit Beiseitelassung seiner eignen Meinungen erst meinen Gedankengang bis zu Ende zu verfolgen, ehe man darüber urtheilt. Denn es handelt sich um eine eben so weitreichende als verwickelte Aufgabe, wo Eins in das Andere greift, und wie das Ganze nicht ohne das Einzelne so dieses nicht ohne jenes zu verstehen ist. Will man alles recht fassen, so wird man daher gut thun das Buch zweimal zu lesen. Ich weiß, welch eine Zumuthung das ist gegenüber der Schnellfertigkeit unserer Tage, wo überhaupt wohl nur Wenige noch glauben, daß es auch in der Politik auf eine innere Wahrheit ankommt, und die Erkenntniß derselben nicht ohne ernstliche Mühe zu erlangen ist. Diese Wenigen aber, die wirklich so denken, bitte ich, die nachfolgenden Briefe wie an sie selbst gerichtet aufnehmen zu wollen.

Berlin im Juni 1871.

Der Verfasser.

E 434 04

Erſter Brief.

Vorläufige Erklärungen.

Laſſen Sie mich mein Urtheil über die gegenwärtige Lage der Dinge gleich in einem Worte zuſammenfaſſen: je größer die äußeren Erfolge werden, um ſo mehr wachſen die inneren Schwierigkeiten. So iſt der Zuſtand. Scheinbar im kräftigſten Fortſchritt begriffen, geht das Werk von 66 um ſo gewiſſer dem Zerfall entgegen, der ſelbſt um ſo ſchneller eintreten wird, je ſchneller die äußeren Veränderungen erfolgten.

Paradoxen, höre ich Sie ſagen. Ja wohl, Paradoxen, wenn Sie dabei die Orthodoxie unſerer Nationalliberalen zum Maßſtab nehmen wollten. Sonſt aber lehrt vielmehr die allergemeinſte Erfahrung, wie es zu gehen pflegt, wenn man von Anfang an in eine falſche Richtung hineingerieth. Je weiter man darin fortſchreitet, um ſo größer die Verirrung, bis endlich die Täuſchung offenbar wird, wo man grade am Ziele zu ſein glaubte. Steht es nun anders, wenn man ein politiſches Werk auf einen inneren Widerſpruch gründet? Oder was iſt es denn, wenn man einerſeits ein großes und mächtiges Preußen anſtrebt, um deſſentwillen hier ein großes Stück von Deutſchland abſorbirt, dort ein noch größeres Stück bei Seite geſchoben wurde, während man andererſeits eben dadurch die deutſche Nationalentwicklung befördern und die deutſche Einheit herſtellen will? War das eine deutſche Nationalpolitik, die mit der italieniſchen Allianz zum Kriege gegen halb Deutſchland

Das neue Deutſchland.

Das neue Deutſchland.

Beleuchtet in Briefen

an

einen preußiſchen Staatsmann.

Von

Conſtantin Frantz.

Leipzig,
Druck und Verlag der Roßberg'ſchen Buchhandlung.
1871.

DD221

Vorwort.

Ich habe für die nachfolgenden Betrachtungen über das neue Deutschland die Briefform gewählt, weil diese Form eine Freiheit der Bewegung gestattet, die ebenso mir persönlich erwünscht war, als sie die Aussicht gewährte, mich dadurch auch dem Leser am leichtesten verständlich machen zu können.

Unmittelbar in die Zeitbewegung eingreifende Fragen lassen sich kaum systematisch behandeln. Die augenblicklich wirksamste Behandlung finden sie jedenfalls auf der Tribüne, in den Volksversammlungen und in der Zeitungspresse, wo mindestens überall das Publikum gegeben ist. Ich meinerseits stehe allen diesen Organen fern, und auch sonst so isolirt zwischen den herrschenden Parteien wie in den literarischen Kreisen, daß mir schon nichts übrig bleibt als mir ein Publikum zu suchen, mich wie persönlich an diejenigen wendend, die mich etwa hören wollen. So kam ich auf den Gedanken Briefe zu schreiben.

Dieselben sind an einen preußischen Staatsmann gerichtet. Zunächst um deswillen, weil jetzt Preußen die entscheidende Stellung in Deutschland einnimmt, indessen ich doch zeigen werde, wie grade die neue Ordnung der Dinge die Zukunft Preußens selbst untergraben hat. Sodann, weil meine Erörterungen

insoweit es aber wirkt, wird dadurch die deutsche Nationalentwicklung verfälscht und andrerseits die Existenz des preußischen Staates selbst untergraben.

Schon der Nordbund, in welchem doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil von Deutschland mit dem Preußenthum verbunden wurde, hat in kurzer Zeit den inneren Widerspruch der Sache deutlich hervortreten lassen. Wie kann neben der Bundesgewalt die preußische Regierung, wie neben dem Reichstag der preußische Landtag fortbestehen, fragte von Anfang an jeder denkende Beobachter, und bald machten sich die daraus entstehenden Mißstände so fühlbar, daß man sehr allgemein die Aeußerung hörte, „es geht nicht lange mehr so". Gleichwohl stand man zunächst unter dem Eindruck der Siege von 66, welche dem neuen Werke ein Prestige verliehen, welches anfänglich jeden Widerspruch daniederhielt. Aber je mehr und mehr verschwand der Zauber, und schon im Frühjahr 70 war die innere Schwierigkeit so offenbar geworden, daß man mit Spannung die im Herbst bevorstehenden Wahlen erwartete, die, wie man hoffend oder fürchtend meinte, tief einschneidende Veränderungen veranlassen würden, als — wie gerufen — der französische Krieg ausbrach, der natürlich einstweilen alle inneren Verlegenheiten vergessen ließ. Was steht nun zu erwarten, wenn zu dem Nordbund die dem Preußenthum jedenfalls viel fremdartigeren Südstaaten hinzukommen, was dann den Widerspruch zwischen Preußenthum und Deutschthum gewaltig steigern muß? Hat die Nordbundsverfassung schon nach drei Jahren ihre innere Unhaltbarkeit verrathen, so gehört ein seltsamer Optimismus dazu, um darauf die Hoffnung zu gründen, daß diese Verfassung auf dem jetzt erweiterten Gebiete, wodurch doch nur die Schwierigkeiten gewachsen sind, sich lebensfähiger erweisen würde. Was das Schlimmste ist, es zeigt sich nach menschlicher Berechnung nicht einmal ein beruhigender Ausweg, wie wieder aus diesem Labyrinth herauszukommen wäre, in welches wir mit jedem Tage immer tiefer hineingerathen werden.

Ich weiß, die Zukunft bleibt uns immer unerforschlich und spottet jeder Voraussicht. Dennoch wird der Staatsmann an

die möglichen Eventualitäten denken müssen, soweit sein Blick reicht, und hier scheint es wohl, daß wir auf dem bisherigen Wege einer Alternative entgegen gehen. Entweder nehmlich der fortschreitenden Annexion, indem die noch bestehenden Staaten sich wenigstens der Sache nach zu preußischen Provinzen verwandeln, und also der neue deutsche Bund nur den Uebergang zu dem großpreußischen Einheitsstaate vermittelte, oder es muß das Gegentheil eintreten, d. h. die Auflösung des preußischen Staates in das Deutschthum, wodurch dann erst die Möglichkeit gegeben wäre, einen wirklichen Bundesstaat herzustellen. Von beiden Eventualitäten hat man schon vielfach gesprochen, und beide finden ihre Liebhaber. Was die erstere anbetrifft, d. h. die Verpreußung Deutschlands, so brauche ich Ihnen gegenüber nicht weiter davon zu reden, denn Sie gehören nicht zu den berliner Chauvinisten, die in ihrer grenzenlosen Ueberschätzung der preußischen Kriegserfolge in dem Preußenthum schon den Ansatz zu einer neuen großen Nation erblicken, wie in Berlin das zukünftige Paris. Ich meine vielmehr, Sie theilen mit mir die Ueberzeugung, daß Preußen durch ein solches, seine wirklichen Kräfte so weit übersteigendes Unternehmen, sich nur selbst zu Grunde richten würde. Wenn Sie aber so denken, und wenn Sie die Erhaltung Preußens im Auge haben, so müssen Sie auch um so mehr darauf bedacht sein, daß wir nicht in die andere Alternative gerathen, und ich wüßte da keinen Ausweg zu finden.

Entweder das Eine oder das Andere: das neue Reich und der preußische Staat können auf die Dauer nicht zusammen bestehen. Und doch ist es ja die preußische Staatskraft selbst, welche dieses Reich geschaffen hat, und so auch allein erhalten kann. Die improvisirte Reichsverfassung ist dabei nichts weiter als der populäre Mantel, in welchen sich die preußische Staatskraft eingehüllt hat, und würde sich bei jeder ernsten Prüfung so ohnmächtig erweisen als die napoleonische Verfassung, der sie ja auch zum Theil nachgebildet und jedenfalls geistig verwandt ist. Da beruht Alles auf der actuellen Macht, und versagt dieselbe, so bricht auch Alles zusammen, wie wir vor kurzem

in Frankreich sahen. Sollte sich also der preußische Staat auflösen, so würde damit auch das neue Reich zerfallen, während doch andrerseits ein Fortbestehen des preußischen Staates in diesem Reiche für längere Zeit unmöglich ist. Wo wäre ein Mittel um aus diesem Widerspruch herauszukommen? Eine Krisis scheint früher oder später unvermeidlich.

Zweiter Brief.

Den Thatsachen Rechnung tragen.

Dachte ich's doch. Meine Argumente haben Ihnen unverkennbar Scrupel erregt, aber freilich noch keine neue Ueberzeugung beigebracht. Sie möchten Sich vielmehr von Ihren Scrupeln wieder befreien. Und dazu haben Sie den allerdings bequemen Ausweg erwählt, anstatt die innere Haltbarkeit meiner Argumente zu untersuchen mir vielmehr Thatsachen entgegen zu halten, die mir wo möglich selbst Scrupel erregen sollen. Denn die frischen Siege, sagen Sie, zeigen doch allzu deutlich von der Lebenskraft des neuen Bundes, und folglich sind meine Argumente ein bloßes Wahngebilde. Auch glauben Sie durch diese Wendung mich um so sicherer zu schlagen, da ich mich ja selbst auf den Boden der Thatsachen stellen zu wollen erklärte. Aber diese Kriegslist soll Ihnen wenig helfen, ich war darauf schon im voraus gefaßt. Schallt nicht der Siegesjubel jetzt von allen Dächern, — was Wunder, daß er auch bei Ihnen sein Echo findet, ich konnte es nicht anders erwarten. Ja ich gestehe Ihnen sogar, daß ich die Freude über diese Siege selbst theile, und dennoch bleibe ich unerschütterlich bei meinem Urtheil über das Werk von 66.

Daß Frankreichs Hochmuth gedemüthigt wird, ist mir wahrlich so lieb als irgend Einem. Ich habe das schon vor 12 Jahren als eine unabweisbare Forderung ausgesprochen in

meinen während des italienischen Krieges geschriebenen „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht". Kommt es einmal zum Kriege, sagte ich darin S. 168, muß „Straßburg und Metz" die Parole sein, „nur auf den Wällen von Paris kann ein dauerhafter Friede für das abendländische Europa gewonnen werden" S. 399, wobei ich es ausdrücklich als Deutschlands Beruf bezeichnete, den Napoleonismus zu stürzen. Wann und wie das geschehen würde, konnte ich freilich nicht voraus sehen, ist es aber jetzt geschehen, und auch in Folge dessen Straßburg und Metz wieder gewonnen, so wäre ich der Letzte, der dies nicht als eine Wohlthat ansähe. Ginge es nach meinen Wünschen, so müßte Frankreich noch Alles herausgeben, was es einst dem deutschen Reiche entriß; so ernst meine ich es mit der Wiederherstellung Deutschlands. Denn nach meinen Ideen kann ein europäisches Friedenssystem nur auf Deutschland beruhen, was aber gleichwohl unmöglich wäre, so lange noch Frankreich in der entscheidenden Stellung verbliebe, die es seit zwei Jahrhunderten eingenommen hat, und wodurch so viel Verderben über die Welt gekommen ist. In diesem Punkte, hoffe ich, stimmen wir wohl beide überein. Hatte ich aber den Sturz des napoleonischen Systems und die Einschränkung der französischen Macht seit lange ins Auge gefaßt, so werden Sie auch jetzt um so erklärlicher finden, daß die jüngsten Ereignisse nicht den geringsten Einfluß auf meine Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten üben können.

So viel vorweg. Hierauf erlauben Sie mir, daß ich den Spieß umdrehe, und wenn Sie mich durch die Kriegserfolge zu schlagen meinen, erkläre ich Ihnen hingegen, wie ich darin vielmehr ein Argument gegen das Werk von 66 finde. Denn erstens, sage ich, würde Frankreich den Krieg nicht so hartnäckig fortgeführt haben, wenn Oesterreich noch zu Deutschland gehörte, während bei den heutigen Verhältnissen wohl immer die Eventualität ins Auge gefaßt wurde, daß grade von Oesterreich eine für Frankreich günstige Wendung der europäischen Politik ausgehen könnte. Und wenn doch Deutschlands Machtmittel durch den Ausschluß Oesterreichs nicht wenig vermindert sind, so

mochten die Franzosen denken, daß auch die deutschen Kräfte sich um so eher erschöpfen würden, wenn sie nur selbst den Krieg bis auf das Aeußerste fortsetzten. Zweitens würden unsere neuen Erwerbungen für die Zukunft viel gesicherter sein, wenn Frankreich das ganze Mitteleuropa sich gegenüber sähe und darum wohl jeden Gedanken an eine dereinstige Rückeroberung aufgeben müßte. Beides meine ich, ist klar, auch wahrlich wichtig genug. Und doch habe ich noch etwas ganz anderes hinzuzufügen.

Dieselben Erfolge, sage ich nehmlich, die wir im Jahre 70 erlangten, konnten wir wohl schon im Jahre 59 erlangen, wenn Preußen damals vereint mit Oesterreich gegen Frankreich auftrat. Das aber wollte Preußen nicht, weil es vor allem eine Herrschaft in Deutschland anstrebte, die freilich bei einem Zusammengehen mit Oesterreich ausgeschlossen blieb. Dennoch werden Sie mir zugeben, wäre durch die damals noch ungebrochene österreichische Militärmacht im Bunde mit der preußischen Armee und den Contingenten der übrigen deutschen Staaten ein so ungeheures Uebergewicht entstanden, daß der Erfolg höchst wahrscheinlich weit leichter erreicht werden konnte. Dann mochte auch der Kampf auf den Wällen von Paris zu einem wirklich dauerhaften Frieden führen, seitdem aber nach dem Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland kein mitteleuropäischer Körper mehr besteht, ist dies leider nicht wohl zu hoffen. Nur eine Fortsetzung des bisherigen bewaffneten Friedens wird darauf folgen, mit immer neuen Kriegsgefahren. So viel kommt für Deutschland auf Oesterreich an.

Soll ich denn noch an die Erfahrungen aus dem Jahre 64 erinnern, wo man so handgreiflich sah, was ein Zusammenwirken Preußens und Oesterreichs in der europäischen Politik bedeutet? Weder Rußland, noch England oder Frankreich wagten es damals den beiden deutschen Mächten in Schleswig-Holstein entgegen zu treten, so stark auch die Neigung dazu bei allen dreien sein mochte. Hatten sie doch das Londoner Protokoll geschaffen, das jetzt vor ihren Augen zerrissen wurde, aber sie schwiegen dazu. Und hätten damals Oesterreich und Preußen

die Selbstverleugnung besessen, nicht in ihrer Eigenschaft als europäische Großmächte zu handeln, sondern im Verein mit den kleineren deutschen Staaten als Bundesglieder, so wäre durch den immerhin nicht zu verachtenden Zuwachs der Contingente dieser Staaten die deutsche Gesammtmacht noch viel imposanter erschienen. Die schleswig-holsteinische Angelegenheit selbst konnte dann der Ausgangspunkt für eine neue deutsche Entwicklung werden, indem der deutsche Bund von da an als Gesammtmacht auftrat, was er ja verfassungsmäßig sein sollte, aber natürlich niemals werden konnte, so lange es die beiden Großmächte nicht wollten. Auf eine Bundespolitik kam in dieser Sache Alles an, wie ich es damals in meinem Schriftchen über den dänischen Erbfolgestreit des Näheren nachzuweisen versuchte, dabei zugleich bemerkend, wie andernfalls eine Zerreißung des deutschen Bundes daraus erfolgen könnte. Und so ist es geschehen, der ganze Verlauf der späteren Ereignisse schließt sich daran an. Gewiß trifft Oesterreich, welches als Präsidialmacht am meisten berufen war im Sinne des Bundes zu handeln, hier der größte Vorwurf, wie es denn auch bald darauf für seinen Fehler um so härter büßen mußte. Doch Schuld oder Unschuld zu untersuchen ist an dieser Stelle nicht die Aufgabe, — am Ende tragen wohl alle deutschen Staaten einen Theil der Schuld, und selbst die ganze deutsche Nation, die nun ebenfalls dafür büßen muß, — ich betrachte diese Thatsachen einstweilen nur nach Ursache und Wirkung. Selbst aber unter diesem Gesichtspunkte zeigt sich nun deutlich genug, wie unwahr die Behauptung ist, daß die Zerreißung des alten Bundes eine unvermeidliche Nothwendigkeit gewesen sei, um der deutschen Nation die ihr gebührende Machtstellung zu geben. Nur für Preußen lag solche Nothwendigkeit vor, wenn es nehmlich durchaus die Herrschaft über Deutschland erlangen wollte. Und deswegen müssen jetzt alle deutsche Staaten erhöhte Militärlasten tragen. Es ist die unvermeidliche Folge. Einmal schon weil das Werk von 66 Neider geschaffen hat, daher man um so mehr Schutzmittel bedarf, und ferner fehlt seitdem die Hülfe Oesterreichs, wodurch sich wohl von selbst ergiebt, daß jetzt zwei Drittel von Deutschland eben

so viel leisten müssen, als früher das Ganze. Oder vielleicht noch mehr, weil nicht nur das österreichische Contingent fehlt, sondern das neue Deutschland jetzt selbst gegen Oesterreich gerüstet sein muß.

Sind das Paradoxien oder sind es Thatsachen? Und sind es nun Thatsachen, so will ich von da auch noch zu den Thatsachen von 66 übergehen, weil doch schon damals der Erfolg selbst als das allerbeste Beweismittel für die Richtigkeit der preußischen Politik angesehen wurde. Auch will ich dabei abermals von der rechtlichen und sittlichen Bedeutung der Sache absehen, nicht etwa weil davon zu reden überflüssig wäre, sondern weil diese Frage für den Standpunkt meiner bisherigen Erörterungen noch zu hoch liegt. Also rein nach dem Maßstab der Staatsklugheit geurtheilt, — kann es denn irgendwie räthlich erscheinen, auf den bloßen Erfolg eines kurzen Krieges ein neues politisches Gebäude zu gründen? Ja am Ende nur auf den Ausgang einer einzigen Schlacht, wovon in diesem Falle fast alles abhing, ich meine Sadowa. Wie nehmlich, wenn diese Schlacht verloren ging, was doch so leicht möglich war? Dann kam der Krieg zum Stehen, und es fehlte die Betäubung durch die mit blitzartiger Schnelligkeit aufeinanderfolgenden Siege, worauf damals die größte Wirkung beruhte, und so wäre wahrscheinlich das Alles gar nicht erreicht, was hinterher erreicht ist. Möglich selbst, daß die Dinge ins Gegentheil umschlugen, und die Oesterreicher vielleicht in Berlin einzogen, was ja anfangs selbst viele Berliner für sehr möglich hielten. Denken Sie Sich also diesen Fall, und nehmen dazu noch weiter an, daß dann Oesterreich erklärt hätte, infolge seines Sieges dürfe nun andrerseits Preußen nicht mehr zu Deutschland gehören, sondern es müsse unter Oesterreichs Hegemonie ein neues Deutschland geschaffen werden, vielleicht von den Alpen an bis an den Fläming und bis Magdeburg hin. Mit welchem Ausdruck würden Sie wohl eine solche Forderung qualificirt haben? Und wird denn etwa für Preußen zur Weisheit, was für Oesterreich die reine Thorheit gewesen wäre?

Hand aufs Herz gelegt, — können Sie selbst den Gedanken

fassen, daß einige gewonnene Schlachten einen tausendjährigen Entwicklungsgang aufheben sollen? In meinem Gehirn habe ich diesen Gedanken bei dem besten Willen nicht unterzubringen vermocht, denn immer regen sich zu viele andere Gedanken dagegen, die ihm den Eingang verwehren. Die ganze deutsche Geschichte scheint mir ihr Veto einzulegen, da sie trotz aller Wechselfälle, woran sie im Ganzen wie im Einzelnen so reich ist, doch immer von der erstaunlichen Lebenszähigkeit alles dessen zeugt, was einmal in Deutschland Wurzel geschlagen hatte. Denken Sie nur an den dreißigjährigen Krieg, worin wie es scheint selbst die kräftigsten Existenzen mit dem Untergang bedroht waren, und gleichwohl ist nicht einmal eine Reichsstadt oder ein Reichsgraf ganz darin untergegangen. Niedergedrückt war ja alles, aber es blieb am Leben. Von den großen Fürstenhäusern, — nachdem einmal die Erblichkeit durchgedrungen war, — ist es überhaupt ohne Beispiel, daß jemals eines gänzlich verdrängt wäre. Denn die Mediatisirung war wenigstens kein eigentliches Verdrängen, sie hat auch nur neufürstliche Häuser betroffen, und erfolgte unter dem Einfluß des Auslandes. Zeitweilig vertrieben zwar wurden auch manche altfürstliche Häuser, allein sie kehrten zurück, wie einst der Herzog von Würtemberg, der Pfalzgraf am Rhein, die Herzöge von Mecklenburg, und unter Napoleon der Kurfürst von Hessen, die Herzöge von Braunschweig und Oldenburg. Wohl das merkwürdigste Beispiel Heinrich der Löwe, den Barbarossa so tief gedemüthigt und verbannt hatte, und dessen Haus dann so viele Jahrhunderte fortblühte, nachdem die stolzen Hohenstaufen längst ein tragisches Ende gefunden, und später wurde es sogar auf einen der mächtigsten Throne Europa's berufen. Welch ein Wechsel der Geschicke! Wer kann aber mit Sicherheit behaupten, daß die Zukunft keine solche Wiederherstellung mehr gestatte? Und wer kann sagen, daß der Versuch zur Begründung einer centralisirten deutschen Einheit diesmal ein dauerhaftes Resultat ergeben werde, nachdem er doch schon wiederholt gescheitert ist, wie unter Wallenstein, unter Carl V. und unter den Hohenstaufen? Die Wahrscheinlichkeit spricht nicht dafür.

Ueberhaupt wird jede tiefere Betrachtung der Dinge erkennen lassen, auf wie alten Grundlagen in Deutschland bisher fast alles beruhte, indem selbst die plötzlich und gewaltsam eingetretenen Veränderungen, die freilich auch nicht fehlten, — so weit sie hinterher Bestand gewannen, — wirklich nicht so beliebig und zufällig gewesen sind, als sie oft auf den ersten Anblick erscheinen mögen. Ist es nun überhaupt ein mißliches Unternehmen, nach bloßen Nützlichkeitsrücksichten durch den Nachdruck der Gewalt etwas wesentlich Neues schaffen zu wollen, um wie viel weniger ist Deutschland der geeignete Boden für solche Versuche. Und was bedeutet ein zeitweiliger Erfolg, wo die inneren Bedingungen der Haltbarkeit fehlen? Wir sahen vor unsern Augen das neue Kaiserreich in Frankreich entstehen und vergehen, und als es gerade den Höhepunkt seiner Macht erreicht zu haben schien durch den italienischen Krieg, begann vielmehr von da an ein fortwährendes Sinken, bis zuletzt der ganze Erfolg ins Gegentheil umschlug. Ganz natürlich geschah es, weil durch das italienische Unternehmen Principien heraufbeschworen waren, deren Louis Napoleon hinterher selbst nicht wieder Herr werden konnte, und hat er durch die italienischen Siege seine Macht zu befestigen gehofft, so waren sie vielmehr die Vorbereitungen zu seinem Sturz. Solferino, Sadowa und Sedan, — wer sieht nicht den inneren Zusammenhang? Nun aber sind durch 66 auch Principien in Bewegung gesetzt, und das Preußenthum soll erst zeigen, wie es damit fertig wird, und was ihm seine Siege dabei helfen können. Noch ist kaum jemals gelungen den Principien zu gebieten, wie weit sie gelten sollen und wie weit nicht, sondern sie wirken nach inneren Trieben. Das ist das Grundgesetz der Entwicklung, welchem Preußen ganz ebenso unterworfen ist wie jeder andere Staat. Darum heißt auch die Weltgeschichte das Weltgericht. Niemand wird sich erkühnen im voraus zu sagen, wie dereinst der Urtheilsspruch dieses Gerichtes lauten wird, aber dem denkenden Beobachter drängen sich doch wohl einige Ahnungen auf, die freilich jeder für sich behalten wird, weil sie dem Heiligthum des persönlichen Glaubens angehören, das sich der wissenschaft-

lichen Discussion entzieht. Lehrt die Geschichte irgend etwas, so lehrt insbesondere die Geschichte der letzten zwei Menschenalter die Unzulänglichkeit aller blos militärischen Erfolge, und vielmehr die Unerläßlichkeit rechtlich-moralischer Grundlagen. Wäre es denn in dem Lande der Denker dahin gekommen, daß wir in Gefahr stehen, grade für diese so einfache Lehre die Fassungskraft zu verlieren? Oder haben wir deswegen uns an der Philosophie zerarbeitet, um zuletzt die Lösung aller Räthsel in dem Säbel zu finden?

Gewiß, man muß den Thatsachen Rechnung tragen, wie in unseren Tagen die Lieblingsphrase lautet. Auch sehen Sie ja, wie ich fortwährend mit solchem Rechnungtragen beschäftigt bin, nur verstehe ich darunter vor allem die richtige Abschätzung des relativen Werthes der Thatsachen. Denn Thatsachen bietet die Geschichte überall, jeder Tag bringt deren neue hervor, aber die meisten sind auch nur für den Tag geboren, nicht viele hinterlassen ein dauerndes Resultat, und selten sind solche, deren Wirkung durch die Jahrhunderte hindurchgeht. Gäbe es wohl irgend ein anderes Mittel, um die Thatsachen der Gegenwart, über deren Nachhaltigkeit noch keine Erfahrung vorliegt, dennoch nach ihrem Werth abzuschätzen, als daß man sie mit den großen Thatsachen der Vergangenheit vergleicht, natürlich unter Berücksichtigung der veränderten Umstände? Ein anderes Verfahren ist hier nicht möglich. Ferner aber hat man sich noch die Frage zu stellen, in wie weit in den neuen Thatsachen etwas läge, was sich an die großen Thatsachen der Vergangenheit anschließt, und die damit gegebenen Entwicklungskeime weiter zu führen vermöchte. Absolut Neues kann der Mensch überhaupt nicht hervorbringen, keine Schöpfung aus dem Nichts, sondern immer schöpfen wir aus dem schon Vorhandenen, und das eben ist unsere wahre Aufgabe: die Arbeit unserer Vorfahren weiter zu führen. Was ist also von Unternehmungen zu halten, die vielmehr mit dem Umsturz beginnen, und wobei ausdrücklich von dem überlieferten Bestande abgesehen wird? Mag auch ein solches Unternehmen durch kluge Benutzung der Gelegenheit zeitweilig gelingen, und durch Gewalt sich selbst

den Widerstrebenden als Thatsache aufdringen, diese Thatsache selbst ist dann freilich nicht zu bestreiten, um so fraglicher aber, wie lange sie fortbestehen und welche Frucht daraus entspringen wird. Wer nun den Glauben hat, — ich sage absichtlich Glauben, weil zwingende Beweise hier nicht möglich sind, — daß in der Geschichte der Völker und Staaten ein innerer Bildungstrieb waltet, der trotz aller Hemmungen und versuchter Abbiegungen sich hinterher immer wieder geltend macht, indem er das ihm Widerstrebende abstößt und in sich selbst zerfallen läßt, — wer diesen Glauben hat, sage ich, wird Thatsachen solcher Art, wie ich sie eben bezeichnete, nur geringen Werth beilegen, wie sehr sie auch mit kriegerischen Lorbeeren geschmückt wären. Die welken allermeist sehr rasch, um in das Herbarium der Geschichte gelegt zu werden. Nur wenige erwachsen hinterher selbst zu einem Baume, unter dessen Schatten das Völkerleben neu erblüht.

Dritter Brief.

Theorie und Praxis.

Sie haben mich mit Ihren Thatsachen schlagen wollen und mich dadurch selbst genöthigt, in Erörterungen über den Werth derselben einzugehen, und Ihnen dann andere Thatsachen entgegen zu halten. Nun bin ich einmal in diese Richtung hineingerathen und dadurch so in Zug gekommen, daß ich nicht umhin kann, noch in derselben Richtung fortzufahren, um Ihnen mit immer neuen Thatsachen aufzuwarten, wovon ich noch genugsamen Vorrath habe, vielleicht mehr als Ihnen lieb sein wird. Indessen haben Sie sich das selbst zuzuschreiben, indem Sie, anstatt auf meine Argumente einzugehen, mich mit Ihren Thatsachen zu fangen und wahrscheinlich dadurch auf ein Terrain

zu bringen gedachten, wo ich am ehesten zu Falle käme. Jetzt werden Sie leider bemerken, wie Sie mir dadurch vielmehr die vortheilhafteste Stellung geben, denn gerade auf dem Gebiete thatsächlicher Erörterungen fühle ich mich am sichersten. Ich darf wohl sagen, ich bin da wie zu Hause, nachdem ich mich seit vielen Jahren ganz vorzugsweise damit beschäftigt habe, politische Thatsachen nach ihren Ursachen und Wirkungen zu untersuchen, um durch solche Untersuchung eine feste Grundlage für die gesammte Staatslehre zu gewinnen, die ihr bisher noch mangelte. Wie viele Verirrungen sind aus diesem Mangel entsprungen! Und wie unzuverlässig ist in Folge dessen auch die politische Praxis geworden, die, bewußt oder unbewußt, doch immer durch Theorien beeinflußt wird.

Ja, die Untersuchung der thatsächlichen Entwicklungselemente ist es eben, was man bei der bisherigen Behandlung unserer deutschen Angelegenheiten fast gänzlich versäumt hat. Daher die vielen falschen Ideen, die nicht nur das große Publikum beherrschen, sondern auch unsere Staatsmänner. Selbst Graf Bismarck, trotz seiner so oft zur Schau getragenen Geringschätzung aller Theorie, ist nicht minder von Ideen beherrscht, die zuletzt aus Theorien stammen, und leider meist aus einer falschen oder oberflächlichen Theorie.

Sie hören das vielleicht mit Staunen, daß selbst dieser Mann der Praxis unter dem Einfluß der Theorie stehen soll. Gewiß wieder höchst paradox. Ich aber möchte vielmehr hören, wie es wohl anders sein könnte, und würde es als ein sehr mißliches Compliment für einen Staatsmann ansehen, daß er von aller Theorie frei wäre. Oder sagen Sie mir doch: was ist denn Theorie? Wie ich das Wort verstehe, bezeichnet es nichts anderes als denkende Betrachtung der Dinge, und so begreife ich nicht, wie ohne dies ein Staatsmann zu wirken vermöchte. Mag er gleichwohl der Mann der That heißen und sich selbst dessen rühmen, so entspringt doch jede That aus dem Willen, der Wille aber wird durch Vorstellungen bestimmt, wie jede Seelenkunde lehrt. Wenn nun schon im gemeinen Leben gar viel darauf ankommt, welche Vorstellungen

Jemand im Kopfe hat, um wie viel mehr muß das von einem Staatsmann gelten, deſſen Wirkungskreis ſich ſo weit ausbreitet und ſo wichtige Dinge umfaßt. Dieſe Dinge wird er alſo betrachten und darüber nachdenken müſſen, und grade wie die Dinge in einem inneren Zuſammenhang ſtehen, wird er auch ſelbſt ſich angetrieben fühlen, ſeine Gedanken darüber in einen möglichſt feſten und überſichtlichen Zuſammenhang zu bringen. Schlimm, wenn es nicht ſo wäre. Je weniger aber ſolcher Mann ſich ſelbſt mit der Unterſuchung und Entwicklung ſeiner Gedanken beſchäftigen möchte, um ſo mehr wird er von Außen her Gedanken aufnehmen. Ich meine nicht grade durch abſichtliche Nachfragen und durch ausdrückliche Mittheilung, ſondern Gedanken, die allgemein courſiren und ſo zu ſagen in der geiſtigen Atmoſphäre des Tages liegen, wodurch ſie auch in den Staatsmann eindringen, er weiß ſelbſt nicht wie. Hätte er ſich alſo nicht mit theoretiſchen Studien beſchäftigt, ſo würde er um ſo weniger wiſſen, daß ſolche Gedanken, die heute in der geiſtigen Atmoſphäre liegen und als ſelbſtverſtändlich gelten, doch urſprünglich aus einem mehr oder weniger planmäßigen Nachdenken hervorgingen und Kinder der Theorie waren, von welcher er nun ſelbſt beherrſcht wird, ſo viel und laut er ſich auch gegen alle Theorie verwahren mag.

Nach dieſer Erklärung werden Sie mir zugeben: die Theorie iſt etwas ſo Einfaches und Natürliches, ja ſelbſt etwas ſo Unvermeidliches, daß ſie die Praxis eben ſo untrennbar begleitet wie das Denken das Wollen. Was iſt denn aber falſche Theorie, die ja unter dieſem Geſichtspunkt wie eine Geiſteskrankheit wirken muß? Und das thut ſie auch. Falſch nehmlich iſt und wird die Theorie, die, anſtatt ſich auf die Betrachtung der Dinge zu richten, vielmehr irgend einen abſtracten Gedanken ergreift, den ſie zu einem Syſtem auszuſpinnen ſucht. Je mehr ſie dann fortſchreitet, um ſo mehr läßt ſie die Dinge hinter ſich liegen, und bald iſt nicht mehr die Frage: ob ein Gedanke der Sache entſpricht, ſondern ob er in das Syſtem hineinpaßt. Je mehr ferner ein ſolches Syſtem ſich ſeiner Conſequenz rühmt um ſo falſcher wird es und um ſo zerſtörender wirkt es, wie

man an den Systemen der Revolution sah, die aus den abstracten Begriffen der Freiheit und Gleichheit entsprangen. Grade wie wenn das menschliche Leben nichts weiter wäre, als die logische Entwicklung dieser Gedanken. Ganz so abstract, oder ganz so einseitig verfährt man freilich seitdem nicht mehr, sondern man nimmt mehr oder weniger reale Anschauungen auf, aber ohne eine sorgfältige und umfassende Analyse herrscht darin Willkür und Zufall. Sofort beginnt darum die Unwahrheit, indem solche Anschauungen aus ihrer natürlichen Sphäre, wo sie an tausend Bedingungen gebunden sind, herausgerissen und zu sogenannten Principien umgestempelt werden, wie z. B. das Nationalitätsprincip oder das Einheitsprincip, worauf dann alles ankommen soll, so daß selbst Recht und Freiheit, und Bildung und Wohlfahrt, für nichts geachtet werden um jener sogenannten Principien willen. Das Quentchen von Wahrheit also, welches darin liegt, dient nur dazu, die große Masse von Unwahrheit übersehen zu lassen, die damit vermischt ist, und den daraus entsprungenen Theorien dann selbst den Schein der Wahrheit zu geben, wodurch sie um so trügerischer werden. Grade so verhält es sich auch mit dem beliebten Schlagwort, daß man den Thatsachen Rechnung zu tragen habe, sieht man aber die Rechnung nach, so sind vielmehr die wichtigsten Thatsachen geflissentlich außer Ansatz geblieben und bei Seite geschoben, um dafür den wenigen Thatsachen, von denen wirklich gesprochen wurde, einen um so übertriebeneren Werth beilegen zu können.

So viel wollte ich nur vorweg bemerken, damit Sie wissen, wie meine thatsächlichen Erörterungen gemeint sind. Und mit den wenigen Worten über Theorie wünschte ich dem Vorurtheil entgegen zu treten, welches so viele praktische Staatsmänner hegen, und von welchem auch Sie wohl nicht ganz frei sein möchten. Die Meinung nehmlich, wonach zwischen Theorie und Praxis ein unversöhnlicher Widerspruch bestände, so daß der Practiker sich vor jeder Theorie zu hüten hätte, oder jedenfalls nichts damit anfangen könnte. Denn grau ist alle Theorie, sagt Mephisto. Und wie natürlich, daß sie grau sein muß, wenn sie von den wirklichen Dingen absieht, um dafür ihre

abstracten Gedanken auszuspinnen nach Art der falschen Theorie. Wenn sie aber vielmehr in die Dinge einzudringen sucht, so muß sie selbst der einzige Weg zur Wahrheit sein. Und dann gilt hingegen das andere, was derselbe Mephisto sagt:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft u. s. w."

Hüten Sie sich also vor allen falschen Theorien, die wie ein geistiges Gift sind, aber meinen Sie nicht etwa, sich überhaupt der Theorie entschlagen zu können, so lange Sie nicht das Denken selbst aufgeben wollen. Denn alles Denken ist etwas Theoretisches.

Hierauf noch einige Worte darüber, wie die falsche Theorie sich in der bisherigen Behandlung der deutschen Angelegenheiten gezeigt hat. Gewiß am auffallendsten geschah das in der Paulskirche, doch im Wesentlichen ist die damalige Betrachtungsweise noch bis heute vorherrschend. Hat doch auch Graf Bismarck im Grunde genommen nichts anderes gethan, als mit einigen Modificationen das auszuführen, was schon in der Paulskirche von den Gothaern vorgeschlagen war, indem er nur einen anderen Weg zur Ausführung wählte, als jene Herren sich ausgedacht hatten. Oder ist es nicht wirklich die kleindeutsche Theorie, woraus das Werk von 66 seinem Principe nach entsprang? Aber dies nur beiläufig, wir wollen uns das Frankfurter Parlament betrachten. Wie verfuhr nun diese Versammlung, um die beabsichtigte deutsche Reichsverfassung zu Stande zu bringen? Hat man wohl irgendwie daran gedacht, zuvörderst die Eigenthümlichkeit der in Deutschland vorliegenden Verhältnisse zu untersuchen, um auf Grund dessen die dienlichen Wege und Mittel zu einer lebenskräftigen Ordnung zu finden? Kein Gedanke daran! Man hatte selbst nicht einmal Zeit dazu, sondern man mußte vor allem die deutschen Grundrechte redigiren, um doch hinter der bekannten Declaration der Menschenrechte von 1789 nicht zurückzubleiben. Denn das gehörte einmal zu einer Revolution in voller Form, wie man sie damals machen wollte, und wenn auch über der Diskussion dieser Grundrechte die günstigste Zeit zu einer wirklich fruchtbaren Thätigkeit verloren ging, da half nichts. Weil man aber noch

einer politischen Organisation bedurfte, die erst den wirklichen Kern der Verfassung bildet, und eine gänzlich andere Aufgabe ist als die Feststellung solcher individuellen Freiheitsrechte, — was that man weiter? Wahrhaftig nichts anderes, als daß man borgen und betteln ging, bei Frankreich, Belgien und der Schweiz, dann über den Kanal und bis nach Nordamerika. Wo nur irgend etwas Nachahmungswerthes aufzutreiben schien, das wurde jetzt zusammengebracht und wohl oder übel zusammengeflickt, und so entstand die deutsche Nationalverfassung. Anstatt also die Elemente unserer Nationalverfassung aus den Zuständen und Bedürfnissen der Nation selbst zu entwickeln, hatte man nur einige allgemeine Begriffe im Kopfe, welche das Specifische der Aufgabe gar nicht treffen, oder ganz im Dunkeln lassen. Als da sind: Einheit, Constitutionalismus, Parlamentarismus und Föderalismus, dazu nicht zu vergessen Demokratie nebst einem Rest von Monarchie, und diese Begriffe dienten dann als Werkzeuge, um die von außen her entlehnten Formen ineinander zu arbeiten. Theorie war in dem allen übergenug, nur leider die allerfalscheste Theorie, und danach war auch das Resultat. Ein wahres Hexengebräue entstand daraus.

Es ist mir wirklich peinlich, von einem Unternehmen, welches anfänglich mit Begeistrung begrüßt wurde und später durch die Ereignisse selbst gerichtet ist, in so harten Ausdrücken sprechen zu müssen. Aber es kommt mir auf die Sache an, und ich will gern glauben, daß die betheiligten Personen dabei nach bester Einsicht handelten, sie wußten es nicht anders. Jedenfalls trifft mich dabei nicht der Tadel, daß ich hinterher nach dem Erfolg oder Mißerfolg urtheile. Genau so wie heute habe ich schon geurtheilt, als das Parlament noch in voller Blüthe stand, indem ich im Herbst 48 ein kleines Schriftchen darüber verfaßte unter dem Titel: „Preußische Blätter", welches ich allerdings auf meine Kosten drucken lassen mußte, auch ist es kaum in's Publikum gekommen. Ich will mir jetzt erlauben, Ihnen einige Zeilen daraus anzuführen, womit mein Urtheil über das Parlament schloß:

„Das ist aber das Lächerlichste, wenn man die wichtigen Mienen und die Prahlereien aller dieser Parlamentsmänner betrachtet, die wunder thun, was sie für Werke aufrichten; indessen doch jeder verständige Mann weiß, daß es Kartenhäuser sind, die bei dem ersten Windstoß in ihr Nichts zerfallen werden."

Und ist es nicht wirklich so geschehen? Daß ich es aber wagte so zu urtheilen, — ich ein vereinzelter namenloser Mensch, der gegenüber dieser gefeierten Versammlung in nichts verschwand, — beruht lediglich darauf, daß ich schon damals die Idee gefaßt hatte die sachlichen Grundlagen der deutschen Entwicklung aufzusuchen, wobei dann meine Maxime war, zuvörderst alle politischen Unternehmungen nach ihrer inneren Haltbarkeit zu betrachten.

Zwar über recht und gut ist damit noch nicht entschieden, und darauf bezieht sich ohne Zweifel die höhere Frage. Aber auch das Rechte und Gute selbst bleibt unerreichbar, wenn den dazu errichteten Institutionen die innere Haltbarkeit fehlt, wonach man also zuerst fragen muß. Auch ist gerade diese Frage, obwohl ihrer Dignität nach die geringere, doch allermeist die schwierigste, weil man über das Rechte und Gute nur selten im Zweifel ist, um so mehr aber darüber, was im gegebenen Falle dazu dienen möchte, das Rechte und Gute zu verwirklichen und sicher zu stellen. Weit entfernt, daß dabei das Recht seine Bedeutung verlöre, gewinnt es vielmehr, je besser die sachlichen Verhältnisse erkannt werden, worauf es selbst ruht, wenn es mehr als eine blos formale Norm sein soll. Es tritt dann hinterher um so mächtiger hervor.

Nach solcher Methode der Untersuchung also, die ich mir seitdem weiter ausbildete, und worin ich mich immer mehr befestigte, bin ich in Betreff der deutschen Angelegenheiten zu Ansichten gelangt, die freilich von den landläufigen Theorien so weit abweichen, daß fast jeder Berührungspunkt fehlt. Aber wenn ich auch heute noch ganz allein damit stände, was vielleicht nicht der Fall ist, — ich bliebe dennoch dabei, weil ich wirklich glaube, daß die Wahrheit auf sich selbst beruht, nicht

aber auf dem Beifall der großen Menge. Und so können mich auch die momentanen Erfolge nicht irren, die zum Theil für die kleindeutsche Theorie zu sprechen scheinen. Ist in meinen Ansichten Wahrheit, so wird sie endlich auch durchdringen, wenn ich es selbst nicht mehr erleben sollte. Was aber jene Erfolge anbetrifft, so beruhigt mich darüber schon das alte Wort „man soll den Tag nicht vor dem Abend loben".

Erinnern Sie sich nur einmal an die Zeit des großen Napoleon. Und man muß sich ja wohl daran erinnern, nachdem wir einigermaßen selbst in das napoleonische System hineingerathen sind, dem bekanntlich zuerst die Erklärung entstammte „das Haus N. N. hat aufgehört zu regieren und seine Länder werden dem Gebiete der großen Nation einverleibt", und zu welchem allein auch solche Erklärung paßt. Wie also dieses napoleonische System auf der Höhe der Macht und des Ruhmes stand, etwa im Jahre 1808, da mochte es wohl so manchen klugen Leuten wie ein Wahnsinn erscheinen, wenn Jemand sagte, daß dieses System in naher Zukunft fallen müsse, weil ihm alle Bedingungen innerer Haltbarkeit fehlten, so daß es um so mehr nur seinem Untergang entgegen eile, je mehr es sich erhöbe; wie nach dem Sprichwort der Hochmuth vor dem Falle kommt. Und dennoch hat es Leute gegeben, die damals wirklich so gesprochen, und die dann hinterher dafür gepriesen sind, als die späteren Ereignisse auch diejenigen belehrten, die freilich erst sehen mußten um zu glauben. Selig aber sind, die nicht sehen und doch glauben; was in diesem Falle so zu erklären ist, daß jenen Leuten der Glaube an Recht und Wahrheit ein inneres Licht verlieh, welches denjenigen fehlt, welche blos an die Macht glauben, daher denn jene auch ganz anders in die Zukunft blickten als diese Klüglinge. Selbst einem Goethe war es begegnet, daß ihn die napoleonische Größe überwältigte, — ein Fichte ließ sich nicht irren, — und hinterher hat er den Vater Blücher gefeiert, welcher diesem Götzen des Machtsystems den Gnadenstoß gab. So mißlich steht es um ein Urtheil, das auf dem bloßen Erfolge beruht.

Was helfen nun dem Nordbund seine militärischen Siege? An innerer Berechtigung haben sie ihm jedenfalls nicht ein Quentchen eingebracht. Als etwas noch Größeres mag es gelten, daß sich die deutschen Südstaaten ihm anschlossen, aber steht der erweiterte Bund seitdem auch um so fester? Im Gegentheil, sondern ich wiederhole: der innere Wiederspruch zwischen Preußenthum und Deutschthum wird dadurch um so mehr hervorgetrieben. Meiner Ansicht nach hätte der Nordbund in seiner ursprünglichen Gestalt vergleichsweise noch immer mehr Haltbarkeit gehabt als der erweiterte Bund, so daß diese Erweiterung vom Standpunkte der preußischen Politik aus als ein Nachtheil angesehen werden müßte. Aber freilich konnte diese Politik nicht umhin solche Erweiterung selbst anzustreben, nachdem sie einmal sich dafür ausgegeben hatte etwas anderes zu sein als sie wirklich war, indem sie selbst die deutsche Politik heißen wollte, denn für die deutsche Politik muß folglich das Hinzutreten jedes neuen deutschen Elementes als ein Fortschritt gelten. Also auch Elsaß und Lothringen, nur wird das Preußenthum dadurch um so mehr in Verlegenheit kommen. Was helfen desgleichen die Titel von Kaiser und Reich, die jetzt das Gebäude krönen sollen? Sind es nichts weiter als hohe Namen, wie nach dem Wortlaut der neuen Verfassung zu schließen sein möchte, so ändern sie an der Sache nichts. Insofern sie aber doch mehr sind und allerdings eine Wirkung ausüben, — worin besteht dieselbe? Gewiß darin, wie geflissentlich das Urtheil der ganzen Nation herauszufordern, die bald genug erkennen wird, wie wenig das neue Kaiserthum und Reich mit alledem gemein hat, was ehemals Kaiser und Reich bedeuteten, so lange diese Ideen selbst noch Leben hatten. Ferner wird durch diese Kaiser- und Reichsidee die preußische Staatsidee angegriffen, so gewiß als der preußische Staat, der selbst aus der Zersetzung des alten Reiches entstand, darum auch etwas sehr viel anderes ist als ein Reich, in welchem er gleichwohl den Kern bilden soll. Und ist der preußische Staat, wie er bisher bestand, ganz unverkennbar nach dem Soldatenrock zugeschnitten, so ist nicht ab-

zusehen, wie nun der Kaisermantel dazu passen wird. Merkwürdig doch, daß einst der große Friedrich den Kaisermantel lieber dem Kurfürsten von Baiern umhing als ihn selbst anzulegen, und wie viel man auch vom deutschen Standpunkt aus gegen Friedrich einwenden kann, — auf das Preußenthum verstand er sich, das wird ihm Niemand bestreiten. Dann endlich noch die Schwierigkeiten, welche daraus für die auswärtigen Beziehungen entspringen dürften, weil kaum vermeidlich erscheint, daß der Kaisertitel bei allen Nachbarn die Besorgniß neuer Ansprüche erregen wird. Man kennt den Kalembour „L'empire c'est la paix" und hinterher war es „l'épée". Die Zukunft wird lehren, was das neue deutsche Reich in Beziehung auf Krieg oder Frieden zu bedeuten hat. Im Feldlager ist es geboren, Kanonen umstanden seine Wiege, und es liegt wohl allzu nah, daß in den Abmachungen von Versailles der militärische Gesichtspunkt entscheidend wurde. Auch verhielt es sich schon mit der Entstehung des Nordbundes ganz eben so.

Doch jetzt bemerke ich mit Schrecken, wie sehr mich diese Polemik von meinem Thema abgelenkt hat, indem ich Ihnen die thatsächlichen Elemente der deutschen Entwicklung darzulegen versprach, und dabei nur eine Zwischenbemerkung machen wollte über Theorie und Praxis, die mich nun mein Versprechen ganz vergessen ließ. So geht es, wenn man einmal von der graden Gedankenstraße abbiegt. Da holt ein Gedanke den anderen, es ist gar zu verlockend, man weiß nicht wo man am Ende hinkommt. Ich werde mich in Zukunft davor hüten müssen. Indessen ist der Schade geschehen, und die beiläufigen Erörterungen sind schon so lang geworden, daß ich heute lieber damit schließen will. Verloren haben Sie wohl nichts dabei, denn Alles betraf doch im Grunde genommen die deutsche Frage, und Thatsächliches lag auch genug darin, wenngleich mit Reflexionen gemischt. Dafür soll auch das nächste Mal Thatsache auf Thatsache folgen, und keine Zwischenbemerkung dabei.

Vierter Brief.

Natürliche Bedingungen deutscher Entwicklung.

Nehmen Sie von vornherein die Landkarte zur Hand und erwarten Sie eine geographische Vorlesung! Denn es wird doch zweckmäßig sein, daß ich zunächst von den handgreiflichsten Thatsachen rede, die schon in der natürlichen Gestaltung unseres deutschen Vaterlandes liegen, wovon man aber sonderbarer Weise in der Metropole der Intelligenz am allerwenigsten zu wissen scheint. Nun frage ich Sie, wozu hat denn ein Ritter in Berlin gelehrt, wenn man nichts von ihm lernen will? Aber der Geier hole die Zwischenbemerkungen. Sie also holen um so schneller die Landkarte, und insbesondere auch die Karte von Europa, in dessen Mitte unser Vaterland gelegen ist. Ohne Zweifel ein sehr wichtiger Umstand, dessen Uebersehen gar sehr dazu beigetragen hat, daß man den wahren deutschen Beruf verkannte.

Ja beim Himmel, was hat man nicht alles übersehen! Denn nicht wahr, — nach Ihrer Karte liegen doch die Alpen, oder wenigstens ein gutes Stück davon, noch innerhalb der deutschen Grenzen, und Sie wissen es von Kindesbeinen an nicht anders, als daß zu Deutschland auch ein Alpenland gehört. Die berliner Politiker hingegen scheinen die Alpen garnicht zu beachten. Die müssen den Leuten wohl zu weit liegen, oder sie sind ihnen vielleicht zu hoch, genug, zu dem neuen Deutschland sollen sie nicht mehr gehören, grade als ob sie da nicht recht hineinpaßten. Und das thun sie wirklich nicht, sondern wie zum Protest gegen die kleindeutsche Idee erheben sie ihre stolzen Gipfel. Ich sage: wer die Alpen nicht kennt, kennt Deutschland nicht. Erst der Anblick der Alpen erhebt den Geist zu der Höhe der Betrachtung, wie sie für das Verständniß eines so großen und reich gegliederten Landes erforderlich ist. Und wer erinnert sich nicht, — ich bitte das

nicht als eine Zwischenbemerkung anzusehen! — daß es die Zeit der deutschen Größe war, wo das ganze Alpengebiet zum deutschen Reiche gehörte, bis mit der Abtrennung der Schweiz der Rückgang unserer Macht begann. Aber zu derselben Zeit beherrschte auch die Hansa die Nord und Ostsee, und es scheint wohl, daß beides in einem inneren Zusammenhang stand. Nicht blos wegen der Handelsstraßen, die von Süden nach Norden durch Deutschland zogen, sondern noch mehr wegen des nationalen Selbstgefühls, welches eben so die Voraussetzung solcher Herrschaft war, als es dadurch genährt wurde. Wie man nun auf die Alpen sehen muß, so muß man sich andererseits dem Meere zuwenden, und wer das Meer nicht kennt, sage ich, der versteht Deutschland auch nicht. Erst das Meer, welches uns den Weltverkehr eröffnet, giebt dem Blick die erforderliche Weite, die zu der Höhe hinzukommen muß. Das Hochgebirge, trotz seiner Erhabenheit, bewirkt doch eine gewisse Starrheit der Geister, gewissermaßen dem crystallinischen Gefüge des Gesteines entsprechend, wodurch die Gedankenentwicklung stockt, das Meer hingegen bringt sie in Fluß. Wasser, als das auflösende Element, ist die Mutter alles Lebens, nur für sich allein würde es wieder nachtheilig wirken, durch ein Zerfließen der Gedanken ins Unbestimmte. Dem Wasser fehlt das Princip der Grenze. Es gehört eben beides dazu. Die Alpen und das Meer sind das Alpha und Omega, von wo alle Betrachtung ausgehen und wohin sie zurückkehren muß.

Welche eine schöne Zwischenbemerkung ließe sich hier machen! Nehmlich die, daß darum auch weder die im Alpenlande noch die im Küstenlande vorherrschende Denkweise allein maßgebend für die deutsche Entwicklung werden darf. So kann auch die wahre deutsche Politik weder von Wien ausgehen, welches unter dem Einfluß der Alpen steht, noch von Berlin, welches unleugbar noch unter dem Einfluß der See steht. Man muß beides combiniren, und die Wahrheit liegt hier wirklich in der Mitte, das Merkwürdige ist aber, daß sie selbst keinen physischen Stützpunkt hat. Ich erinnere, wie einst die deutschen Kaiser im Reich herumzogen, so lange sie noch wirkliche Kaiser

waren, so daß es auch nie eine Hauptstadt gab. Das ist eben das freie Schweben des deutschen Geistes, der sich an keine Oertlichkeit bindet. Auch ließe sich wohl noch vieles darüber sagen, wie innig diese geistige Stimmung mit physischen Verhältnissen zusammenhängt. Das aber führte freilich zu weit, und ich will nun wirklich bei der Stange bleiben, woran indessen noch ein Schwengel befestigt zu sein pflegt, der meiner Meinung nach dazu gehört. Und so gehört auch die von der Natur ausgehende Wirkung auf den Menschen zu der Naturbetrachtung selbst.

Also noch einmal die Alpen, welche die sehr wichtige Wirkung haben, daß, was für manche andere Länder gilt, für Deutschland nicht gilt. Der bekannte Satz nehmlich, daß der Norden den Süden beherrschen soll, was sich auch oft bestätigt, und neben Rußland insbesondere in Frankreich wahrzunehmen ist. Die Nordfranzosen sind eben das kräftigere Element, vor allem kriegstüchtiger als die Südfranzosen, welche schon die laue Luft des Mittelmeeres athmen. Deutschland aber ist durch seine Alpen vom Mittelmeer abgesperrt, das ändert die Sache. Denn das Hochgebirge, welches sich in die Region des ewigen Schnee's erhebt, ernährt ein eben so tapferes und hartes Geschlecht, wie das vom Seewind gepeitschte nördliche Küstenland, und dieser kräftigende Einfluß der Alpen erstreckt sich wohl eben so weit als der Einfluß des Meeres. Darum sind die Schweizer ein so festes und zähes Geschlecht wie etwa die Friesen, das südliche Baiern zeigt so massive Gestalten wie etwa Pommern, und Tyrol kann sich der stattlichsten Männer rühmen, dergleichen sich kaum in ganz Europa wiederfinden. Fürwahr, das ist eine starke Zumuthung an das deutsche Denken, daß grade diese Modellgestalten nicht zur deutschen Nation gehören sollen! Hier scheint es doch, der Fehler liegt nicht an den guten Tyrolern sondern an der kleindeutschen Theorie, welche diesen Leuten kurzweg die Thür weist, weil sie nicht in das neue System hineinpassen. Ist es nicht ähnlich, wie die bekannte Geschichte von dem Schneider,

der den Rock zu eng machte, aber der Rock, sagte er, wäre schon weit genug, nur leider der Herr sei zu dick dazu.

Spaß muß sein, doch Spaß bei Seite, — liegt in dem kleindeutschen System nicht unverkennbar auch der Versuch zu einer Herrschaft des deutschen Nordens über den Süden? Und dieser Versuch kann nicht auf die Dauer bestehen, weil die dazu gehörige Voraussetzung nicht eintrifft, sondern die Süddeutschen an und für sich nicht schwächer sind als die Norddeutschen. Freilich wohl, wenn man als das südliche Deutschland nur Baiern, Würtemberg und Baden ansieht, und andererseits zu dem nördlichen Elemente das doch zum Theil nur halbdeutsche Gebiet zwischen Oder und Memel hinzufügt, da wäre das Uebergewicht handgreiflich. Allein schon Elsaß und Deutschlothringen wird das süddeutsche Element wesentlich verstärken, nicht blos durch materiellen Zuwachs, sondern noch viel mehr durch die Steigerung des Selbstgefühls im südwestlichen Deutschland, auf welchem seit Jahrhunderten die französische Nachbarschaft wie ein Alpdruck gelastet. Befreit von dieser Beklommenheit, werden die Schwaben, Allemannen und Westfranken sich bald ganz anders in die Brust werfen. So wunderbar spielt das Schicksal, daß ein Krieg, der die norddeutsche Herrschaft zu befestigen scheint, vielmehr das süddeutsche Element stärken muß! Und dann ist noch mehr Oesterreich zu berücksichtigen, woran die Süddeutschen, welche die norddeutsche Herrschaft jedenfalls nur widerwillig ertragen, einen natürlichen Anhalt finden, und kein Nationalliberalismus wird verhindern, daß sie über kurz oder lang auch diesen Anhalt selbst aufsuchen. Das süddeutsche Gefühl bleibt immer für Oesterreich gestimmt. Was hülfe es sogar die österreichische Monarchie aufzulösen, um ihre deutschen Landestheile selbst dem neuen Reiche einzuverleiben? Das süddeutsche Element gewönne dadurch nur um so mehr an Masse wie an Consistenz. Mag also die österreichische Monarchie fortbestehen oder zerfallen, das System der norddeutschen Herrschaft hat keine Zukunft, jeder scheinbare Fortschritt untergräbt vielmehr ihren Boden.

Sprach ich bereits von dem Herumziehen der deutschen Kaiser im Reiche, so kommt noch hinzu, daß das Kaiserthum von einem Volksstamm auf den andern überging, und sich dadurch selbst zwischen Norden und Süden bewegte. Seit dem es aber sich dauernd im Süden fixirte und österreichisch wurde, verlor es auch fast allen Einfluß auf das nördliche Deutschland. Denn wie die Süddeutschen keine Herrschaft des norddeutschen Elementes wollen, so dieses keine süddeutsche Herrschaft. Eine Rivalität beider Elemente zieht sich unverkennbar durch unsere ganze Geschichte hindurch, schon von Herrmann und Marbod an. Und wie viel verheerende Kämpfe haben sich daran angeschlossen! Was wäre denn also die Aufgabe einer neuen deutschen Verfassung, wenn nicht vor allem die, daß sie uns in Zukunft vor solchen Kämpfen bewahren soll, was doch gleichwohl am allerwenigsten zu hoffen steht, wenn man geflissentlich die alte Rivalität aufs Neue herausfordert. Hier gilt es zu allererst gerecht zu sein. Suum cuique lautet die preußische Devise, aber wer in aller Welt will daraus den Schluß ziehen, daß dem Einen die Herrschaft gebührt dem Anderen der Gehorsam? Diese Devise selbst wird zum Urtheilsspruch, denn der Norden ist nicht besser als der Süden.

Sehen Sie, so viel kommt in Deutschland auf die Alpen an. Wären diese Bergriesen nicht, so wäre es ja wirklich denkbar, daß Deutschland sich von der Spree aus beherrschen ließe, grade wie Frankreich von der Seine aus. Aber die Alpen leiden's nicht, „dies Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet", wie der Dichter sagt, und ich meine, das Wort paßt auch an dieser Stelle. Denn in demselben Maße, als die Alpen die deutsche Einheit erschweren, befördern sie die deutsche Freiheit. Doch lassen wir das, es klingt Ihnen vielleicht wie eine Zwischenbemerkung, da ich an dieser Stelle nicht von der Freiheit zu reden habe, die ohnehin in dem kleindeutschen Systeme das allerwenigste ist. Genug, sie werden mir zugeben, daß die Alpen eine Thatsache sind, eine ganz colossale Thatsache, daher ich um so mehr verlangen darf, daß dieser Thatsache Rechnung getragen werde.

Auch über Mitteldeutschland bleiben noch einige Worte zu sagen. Dem Einfluß der Alpen wie der See gleichmäßig entrückt, ist das mitteldeutsche Element im Ganzen das weichere und schwächere, ersetzt aber den Mangel an physischer Kraft durch geistige Beweglichkeit, und ist nach allgemeiner Cultur dem niederdeutschen überlegen. Dazu ist ein guter Theil Bergland, und wenn auch nur dem Mittelgebirge angehörig, liefert es doch elastische sehnige Gestalten, die in Hessen sich sogar als geborne Soldaten darstellen. Ist es nun rein willkürlich, wenn das mitteldeutsche Element im Nordbunde selbst zu Norddeutschland gerechnet wird, so ist zugleich zu bemerken, wie sehr dabei die Bedeutung dieses Elementes unterschätzt wird, so daß es in dem kleindeutschen Systeme ganz eben so wenig zu seinem Rechte kommt, als eben von dem Alpenlande nachgewiesen wurde. Auch ist die Ursache solcher Unterschätzung leicht genug zu finden. Denn darin liegt es, daß grade was die starke Seite des mitteldeutschen Elementes ausmacht, nehmlich seine Cultur, kaum in Betracht kommt in einem Systeme, welches vor allem auf Diplomatie und Militairwesen gerichtet ist. Sonst hätte man vielleicht nicht ganz vergessen, wo zuerst die deutsche Reformation aufkam, d. i. in Thüringen, Sachsen und Hessen, grade wie auch die Wiege unserer klassischen Literatur in Thüringen stand, und nicht etwa in der Mark Brandenburg. Diesen Thatsachen der deutschen Culturgeschichte wird also keine Rechnung getragen. Grade als ob die deutsche Nation nur eine Kriegsgeschichte hätte.

Jetzt wenden wir uns einer Betrachtung zu, bei der es um so nothwendiger wird, daß Sie die Landkarte vor Augen haben. Denn ich will von den Grenzen Deutschlands sprechen, was Ihnen vielleicht als die einfachste Sache von der Welt erscheint, aber keineswegs so ist. Warum hätte sonst der gelehrte Conring ein dickes Buch darüber geschrieben, wenn die Sache so einfach wäre? Das ist freilich zwei Jahrhunderte her, wo noch das alte heilige römische Reich bestand, mit seinen so vielen verwickelten Verhältnissen, die heute verschwunden sind, so daß wenigstens rechtlich betrachtet nichts mehr davon

existirt. Thatsächlich aber wirkten die alten Verhältnisse zum Theil noch immer fort, und so behielt auch die Frage nach den deutschen Grenzen noch immer ihre Haken. Davon konnte man sich zur Zeit des Frankfurter Parlamentes überzeugen, wo verschiedentlich an den deutschen Grenzen gerüttelt wurde, und manches zweifelhaft erschien. So sehr dann auch das kleindeutsche System durch Abthun aller unbequemen Elemente die Grenzfrage zu vereinfachen sucht, hat es gleichwohl selbst neue Zweifel hervorgerufen, so daß ich meinerseits offen gestehen muß, über die Grenzen des heutigen Deutschlands keine runde Erklärung geben zu können. Ich glaube, Sie können es auch nicht. Und möchten Sie sich selbst an den Grafen Bismarck wenden, um ihn etwa wegen Luxemburg und Limburg um Auskunft zu bitten, so würden Sie schon erfahren, wie in der Diplomatie unter Umständen grade Schweigen das Beste ist. Denn er wird wahrscheinlich nicht sagen, daß diese Länder noch heute zu Deutschland gehörten, noch viel weniger aber wird er sagen, daß sie *nicht* dazu gehörten. Ich meinerseits will indessen nicht von dem heutigen offiziellen Deutschland reden sondern von dem alten geschichtlichen Deutschland, welches trotz 66 für die Geographie noch immer fortbesteht.

Da kommen zunächst wieder unsere lieben Alpen, die auf der Südseite eine rechte *Naturgrenze* zu bilden scheinen. Wären sie nur nicht selbst ein breiter Landgürtel, in welchem noch heute verschiedene Völkerschaften wohnen, oft wunderlich in einander geschoben, so daß die Grenzlinie, wie man sie auch ziehen möchte, jedenfalls nur eine politische sein könnte, keine nationale. Und warum gehörte nicht auch die Schweiz zu Deutschland, wenn die Alpen unsere südliche Grenze wären? Die Naturgrenze also ist im Süden sehr mangelhaft. Ebenso im Westen, wo nach geographischen Grundsätzen die Vogesen und Ardennen dafür gelten müßten, wodurch dann aber ein beträchtliches Stück von wälscher Bevölkerung eingeschlossen würde, nicht zu gedenken, daß selbst Holländer und Flämingen nicht schlechtweg als Deutsche gelten können. Kurz, wiederum keine Nationalgrenze sondern nur eine politische. Im Norden

haben wir die Nord- und Ostsee, aber dazwischen die cymbrische Halbinsel, wo sich das Deutschthum jenseits der Eider ins Unbestimmbare verliert. Auch ist die Abgrenzung seit dem Prager Frieden eine offne Frage geblieben, der heutige Zustand nur provisorisch, und wer will sagen, wann das Provisorium aufhören oder wie es enden wird? Selbst Graf Bismarck weiß das wieder eben so wenig als wir Beide. Im Nordosten ferner fehlt jede Spur einer Naturgrenze, und wollen wir den deutschen Körper nicht absichtlich verstümmeln, so gehört hier ein beträchtliches Gebiet mit gemischter Bevölkerung dazu. Im Südosten endlich erscheinen zwar eine Strecke lang die Carpathen als natürliche Grenze, aber das Donauthal öffnet sich nach Ungarn, noch mehr die Thäler der Drau und Sau, wo jeder natürliche Anhalt zur Grenzbestimmung fehlt. Dennoch steht hier die politische Grenze in der Hauptsache seit Jahrhunderten fest, umschließt aber sehr beträchtliche undeutsche Elemente, und zwar dergestalt vertheilt, daß eine Abgrenzung nach Nationalitäten unmöglich wird. Was Wunder, daß grade dieser Zustand für das national-liberale System, welches also zugleich national und liberal sein will, obwohl es in der einen Hinsicht so wenig Wort hält als in der anderen, — verzeihen Sie diese Zwischenbemerkung, — am allerwiderwärtigsten sein muß. Wie man nun nach diesem System von den Alpen kurzweg abstrahirt, hat man auch für die Donau, von der sich leider nicht ganz abstrahiren läßt, doch nur ein halbes Herz. So macht es den Leuten wenig Kummer, den ganzen Complex der österreichischen Bundesländer von dem deutschen Körper abzuschneiden. Ein Kaiserschnitt, wobei hier Mutter und Kind zugleich zu Grunde gehen! Das Kind nemlich ist Oesterreich als deutsche Colonie, die ohne Verbindung mit dem Mutterlande nicht leben kann, das Mutterland hingegen sieht seine Grenzen dann auf das Erzgebirge und den Böhmerwald zurückgedrängt. Gewiß schon in strategischer Hinsicht ein unhaltbarer Zustand.

Wie unbegreiflich muß es erst für Jeden sein, der noch einigen Sinn für Geschichte und geschichtliche Continuität hat,

wenn hier mit solchem Leichtsinn ein weites Gebiet bei Seite geschoben wird, das doch seit Anfang des Reiches immer zum Reiche gehört hat. Denken Sie nur zuvörderst an Böhmen. Welch' eine wichtige Rolle das Land wiederholt gespielt hat, daran erinnern schon die Namen eines Wallenstein, eines Carl IV. und eines Ottokar, der Königsberg gegründet hat. Noch mehr das Hussitenthum, ohne welches die deutsche Reformationsgeschichte nicht zu verstehen wäre. Selbst der erste Apostel der Preußen, der heilige Adalbert, kam aus Böhmen. Und wodurch ist einst Schlesien in den Reichsverband aufgenommen, wenn nicht durch Böhmen? Auch die Lausitz hat Jahrhunderte lang dazu gehört, und zeitweilig war sogar die Mark Brandenburg damit verbunden. Es heißt die deutsche Geschichte zerreißen, wenn man Böhmen herausreißt, welches grade eben so tief in unsere Geschichte eingreift, als es geographisch bis an das Herz von Deutschland hinanreicht. Das Kunststück möchte ich sehen, wie die kleindeutschen Gelehrten in Zukunft die Geschichte von Kleindeutschland vortragen werden! Schiller's Wallenstein wird in den kleindeutschen Schulen eines langen Commentars bedürfen, denn das ganze Stück beruht wohl auf der Voraussetzung, daß Böhmen zu Deutschland gehörte, wofür man doch in Zukunft kein Verständniß mehr haben wird. Auch wenn etwa die Knaben declamiren:

„Es schenkte der Böhme des perlenden Weins"

so wissen sie wieder nicht, was dieser Böhme im deutschen Kaisersaal zu schaffen hat, es muß ihnen erst umständlich erklärt werden.

„In jenen finstern Zeiten, wird dann vielleicht der Lehrer zu seinen Schülern sprechen, wo das Licht des Nationalliberalismus noch nicht leuchtete, war man auf die abenteuerliche Idee verfallen ein slawisches Land in den deutschen Reichsverband aufzunehmen, und ist in diesem Irrthum so verrannt gewesen, daß es neun Jahrhunderte bedurfte um endlich zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. So weit ging die Verblendung, daß man sogar den Fürsten dieses Slawenlandes

fast für den vornehmsten Reichsfürsten ansah, der allein eine Krone trug. Und weil man damals noch so thöricht war die deutschen Kaiser wählen zu lassen, gehörte dann auch dieser Böhmenkönig zu den Wahlherren, es hat sich auch ereignet, daß er zeitweilig selbst die deutsche Kaiserkrone trug. Von einem solchen, der sich Carl IV. nannte, rührt nun das wunderliche Machwerk her, welches unter dem Namen der goldenen Bulle Jahrhunderte lang so viel müßiges Gerede veranlaßt hat. Dazu besaß er die Anmaßung sich in die Mark Brandenburg einzudrängen, die seit jeher der Kern von Deutschland gewesen war, und was er da getrieben, davon zeugt noch heute das brandenburgische Landbuch, das er verfassen ließ, wie auch noch einige geschmacklose Gebäude dastehen, die er erbaut hat. Das Allerverkehrteste aber, daß er auf den Einfall gerieth, in seiner Hauptstadt Prag die erste deutsche Universität zu stiften, die doch von Rechtswegen nach Berlin gehörte, welches allein die Metropole der deutschen Intelligenz sein kann. Ihr könnt also denken, lieben Kinder, welch' eine Art von Intelligenz das war, welche dort gepflegt wurde. Und hört Ihr nun erzählen, daß diese Universität einmal bis 20,000 Studenten gehabt haben soll, so mag das übertrieben sein, aber Ihr werdet Euch danach am besten vorstellen, wie weit verbreitet der Wahnsinn in Deutschland gewesen sein muß. Erst mit dem großen Kurfürsten kam Sinn und Verstand in die deutsche Geschichte, und heute sind wir Gott sei Dank so aufgeklärt, daß uns das Alles wie ein wüster Traum erscheint." So ungefähr mag dann der Lehrer sprechen.

Aber wozu spreche ich meinerseits von solchen Dingen, nachdem ja überhaupt die ganze deutsche Geschichte der Vergessenheit übergeben ist! Und warum auch nicht, wenn es doch blos auf eine diplomatisch-militärische und nebenbei noch commerzielle Maschinerie ankommt, welche gar keiner geschichtlichen Voraussetzungen bedarf. Nun aber hat die Errichtung solcher Maschinerie die erstaunliche Wirkung, daß jetzt Landschaften wie Posen, Masuren, Lithauen nebst Oberschlesien für *mehr* deutsch gelten als das Erzherzogthum Oesterreich, Salz-

burg und Tyrol! Es gehört eine Stirn dazu, das die Begründung eines neuen deutschen Nationalstaates zu nennen, den man uns jetzt mit tausend Stimmen und in allen Tonarten anpreisen will, der aber sieben Millionen Deutsche ausschließt, um dafür fast drei Millionen Slawen für Deutsche auszugeben! Also nicht einmal zur reinen Deutschheit hat die Verstümmlung des alten Deutschlands führen können. Ja in Zukunft wird das neue Deutschland neben seinen Slawen sich auch noch eine wälsche Bevölkerung gefallen lassen müssen, möchte sie auch nur gering sein, so lange nur ein kleiner Theil von Lothringen deutsch sein soll. Dann aber erhält man auch keine sichere Naturgrenze, die vielmehr erst durch das ganze Maasgebiet gegeben wäre.

Was will ich denn nun mit diesen neuen Thatsachen? Ich will wieder Rechnung getragen haben. Die Rechnung aber wird das Resultat ergeben, daß Deutschland überhaupt keinen abgeschlossenen Nationalkörper bilden kann, wie es auch nie ein solcher gewesen ist. Sondern immer gab es an der Grenze Gebiete, die entweder nur theilweise zum Reiche gehörten theilweise aber nicht, oder die nur in gewissem Sinne dazu gehörten, so daß die Abhängigkeit vom Reiche sehr verschiedene Grade haben konnte, bis zum Uebergang in volle Selbstständigkeit. Und wer wird hier verkennen, wie viel dazu die gemischte Bevölkerung unserer Grenzländer beitrug, da das rein deutsche Gebiet so wenig haltbare Naturgrenzen hat. Auch während des alten Bundes gehörte die österreichische und preußische Monarchie nur theilweise dazu, Holstein und Luxemburg waren zugleich von Dänemark und Holland abhängig. Erst seit 66 ist der Versuch gemacht einen vollständig abgeschlossenen deutschen Körper zu bilden, der doch trotz der gewaltsamen Amputation im Südosten keine haltbare Grenze hat, auch wirklich nicht einmal rein deutsch geworden ist, und wenn er im Westen zu sicheren Grenzen gelangen will, um so weniger rein deutsch werden kann. Was bedeuten also die Motive, wodurch man den Umsturz von 66 rechtfertigen

will? Sie zerfallen in sich selbst, denn was man erreichen zu wollen vorgab, ist nicht erreicht worden, und kann nicht erreicht werden.

Fünfter Brief.

Ein Urtheil von Schelling nebst Bemerkungen dazu.

Ihr Schweigen auf meine letzten Briefe glaube ich dahin deuten zu dürfen, daß Sie einstweilen an meinen Thatsachen genug haben, und sich zur Zeit noch in einem geistigen Verdauungsproceß befinden. Das kann ich mir vorstellen. Es war wohl etwas schwere Kost, wenigstens im Vergleich zu derjenigen, die Ihnen tagtäglich in Ihren persönlichen Umgebungen wie in den Zeitungen oder in öffentlichen Reden aufgetischt wird. Nicht blos die Zubereitung sondern selbst die Substanz meiner Gerichte war Ihnen neu und fremdartig, kaum irgend etwas darin, was sonst Ihre gewöhnliche Nahrung sein mag. Aber da hilft auch nichts. Es kommt hier wirklich auf einen geistigen Stoffwechsel an, wenn wir in unseren deutschen Angelegenheiten zu gesunden Ansichten und zu einer gesunden Praxis gelangen sollen.

Heute nun gedenke ich Sie nicht mit vielen neuen Thatsachen zu belästigen, wovon ich allerdings noch großen Vorrath besitze, sondern ich lade Sie statt dessen zu einer Betrachtung ein, welche vielleicht die geistige Verdauung befördern kann. Lassen Sie mich dabei mit einer Aeußerung Schelling's beginnen, die Ihnen wahrscheinlich nicht bekannt geworden ist, und die Sie frappiren wird. Ich fand dieselbe in dem vor nicht lange erschienenen dritten Theile von Schelling's Leben S. 214, und sie hat mich auch frappirt. Nicht zwar ihres In-

haltes wegen, der für mich nichts Auffallendes hatte, sondern weil dieser Philosoph, so weit ich seine Lehren kenne, sich stets der practischen Politik so fern hielt, daß selbst durch Schlußfolgerungen nicht mit Sicherheit daraus zu entnehmen sein würde, wie er über die deutschen Angelegenheiten gedacht haben möchte. Sie werden neugierig sein, was da herauskommt. Jedenfalls befindet man sich mit einem Schelling in der allerbesten Gesellschaft. Hören Sie also, wie er im Februar 49 in in einem Briefe spricht, an seinen Schwiegersohn Waitz gerichtet, welcher damals als Deputirter in Frankfurt war und sich zur kleindeutschen Kaiserpartei hielt, deren Bestrebungen Schelling nun ganz eben so verwarf, wie ich sie verworfen habe, nehmlich folgendermaßen.

„Sie erinnern mich daran, sagt er, daß ich von Anfang an mit einem sehr entschiedenen Gefühle *gegen* die Erblichkeit der obersten Würde gewesen. Ich konnte mich nie mit dem Gedanken befreunden, aus Deutschland eine strenge Monarchie, oder uns Deutsche zu einem Volk in dem engen und abschließenden Sinne zu machen, wie es z. B. die Franzosen sind. War dies unsere Bestimmung, so müßte ich längst jedes Gefühl von Achtung gegen die eigne Nation aufgeben. Die Deutschen scheinen mir vielmehr berufen ein Volk von Völkern zu sein, und so gegenüber von den anderen wieder die *Menschheit* darzustellen. Nur so begriff ich den räthselhaften Gang der Geschichte, der uns genöthigt ganz fremde Nationalitäten an uns heranzuziehen, oder sie selbst in einem Theile unseres Gebietes zu belassen. Sie urtheilen von selbst, wie wenig diese Ansicht mich fähig gemacht, dem jüngsten Versuch, durch — wenigstens einstweilige Beiseitlassung des zukunftsreichsten und lebensvollsten Theiles (der grade jetzt unter den gefährlichsten Erschütterungen seine unüberwindliche Lebenskraft zum Wunder erprobt und siegreich bewährt hat) ein *homogenes* Deutschland hervorbringen zu wollen, meine Zustimmung zu ertheilen. In meinen Augen heißt dies, die große Sache, deren finale Schwierigkeit man vor neun Monaten eben so gut voraussehen konnte, als man sie jetzt empfindet, dadurch zu

Ende führen, daß man sie aufgiebt, um durch tödliche Amputation einen Scheinkörper zu schaffen, dem kein wahnfreier und aufrichtiger Geist auch nur die kürzeste Lebensdauer versprechen könnte."

So Schelling. Erwägen wir jetzt, was damit gesagt ist.

Zunächst also wird in diesen Aeußerungen die Idee eines Erbkaiserthums rundweg verworfen. Verworfen desgleichen die Idee eines neuen kleinen Deutschlands, dem unser Philosoph jede Lebensfähigkeit abspricht, und worin er nur ein Preisgeben der deutschen Aufgabe selbst erblickt. Kein Deutschland ohne Oesterreich, — er will davon nicht lassen. Nun werden Sie vielleicht einwenden: er war von süddeutschen Anschauungen durchdrungen, nach Geburt und Erziehung ein Schwabe, wie Schiller und Keppler, mit ihm die drei größten Geister, welche Schwaben hervorgebracht. Und keine Frage, daß wirklich in Schelling's Geiste das süddeutsche Element vorwaltet, — man erkennt dies am besten, wenn man ihn mit Kant vergleicht, — aber was thut das hier? Es wäre ja nur die Bestätigung meiner früheren Behauptung, daß die Süddeutschen immer eine Sympathie für Oesterreich behalten werden. Zumal die Baiern und noch mehr vielleicht die Schwaben, da jene trotz ihrer nahen Verwandschaft mit den Oesterreichern doch zugleich eine gewisse Rivalität gegen dieselben hegen, die in Schwaben nicht hervortritt. Sogar „den lebensvollsten Theil Deutschlands" nennt Schelling die deutschen Provinzen Oesterreichs, und das ist dann wirklich eine einseitig schwäbische Anschauung, die ich nicht gelten lassen kann. Ich halte diese Länder auch für ein unentbehrliches Element, aber sie sind mir nicht wichtiger wie andere, und haben sie eigenthümliche Vorzüge, so sind sie auch mit eigenthümlichen Nachtheilen behaftet. Darin aber stimme ich vollkommen mit Schelling überein, daß man nicht versuchen soll, Deutschland wie eine homogene Masse zu behandeln, indem vielmehr die deutsche Entwicklung auf innerer Mannigfaltigkeit der Theile beruht. Und wie natürlich, daß der Philosoph diese Entwicklung im Hinblick auf die gesammte Weltgeschichte betrachtet, indem er

nach dem deutschen Weltberuf fragt. In Deutschland spiegelt sich ihm die Geschichte der Menschheit ab. Er macht dann in seinem Briefe auch noch weitere Aeußerungen über die Wege, die nach seiner Meinung zur Begründung einer deutschen Gesammtverfassung einzuschlagen wären, aber ich brauche das hier nicht anzuführen, die vorstehende Stelle enthält schon das Entscheidende.

Die deutsche Nation, hörten wir, ist nicht wie andere Nationen, die etwas Abgeschlossenes für sich sind, sondern wie das Gebiet der deutschen Herrschaft selbst schon differente Nationalitäten umfaßt, so soll die deutsche Nation ein Volk von Völkern sein, und dadurch gewissermaßen die Menschheit darstellen, weil sie den Beruf zur allgemeinen Vermittlung hat. Sehen Sie nun, — eben darum habe ich in unseren geographischen Betrachtungen von vornherein auf die centrale Lage Deutschlands inmitten Europa's hingewiesen, weßhalb man Deutschland niemals als ein für sich bestehendes Land behandeln darf, sondern immer zugleich seine europäischen Beziehungen ins Auge fassen muß. Anders das kleindeutsche System, welches vielmehr das ausdrückliche Bestreben hat, Deutschland zu einem abgeschlossenen Körper zu machen, ähnlich wie etwa Frankreich. Und schon darin liegt auch ein Hauptfehler, selbst wenn die innere Verfassung dabei ganz außer Frage bleibt. Denn gleichviel, ob mehr oder weniger centralisirt, und wenn selbst der neue Bund eine wirkliche Föderation wäre, genug — er will ein abgeschlossener Körper sein, nicht weniger abgeschlossen als Frankreich. Was dann zu diesem Bunde oder Reiche gehört, das soll auch ganz dazu gehören, und sonst nichts anderes sein dürfen, als nur ein Element desselben. Darum trat jetzt der ganze preußische Staat als solcher ein, so daß neben Ost- und Westpreußen sogar Posen für deutsch erklärt werden mußte; es ging nicht anders, das System fordert es so. Luxemburg paßt daher nicht hinein, oder es müßte erst von Holland abgezweigt und von Preußen annectirt oder zu einem selbständigen Herzogthum gemacht werden, soweit noch von Selbständigkeit deutscher Staaten die Rede sein kann. Noch

sehr viel weniger paßt die österreichische Monarchie dazu, ganz abgesehen selbst von den preußischen Herrschaftsansprüchen. Sondern schon deshalb nicht, weil man doch jedenfalls nicht die ganze Monarchie mit Ungarn und Galizien für deutsch erklären könnte, wogegen diese Länder außerdem gewaltig protestiren würden. Das thun freilich auch die preußischen Polen, die aber zu wenig Macht haben, und ihr Recht hilft ihnen nichts. Kurz, man sagt jetzt zu Oesterreich:

„Kannst du nicht ganz eintreten, so bleib du auch ganz draußen, denn wir wollen den alten Wirrwarr, wobei man mit einem Fuße im Bunde stand, mit dem andern draußen, nicht länger mehr haben, sondern wir wollen endlich ein abgeschlossener Körper werden, wie es andere Länder sind. Der Fortschritt der Zeit macht das nothwendig. Wir dürfen nicht dahinter zurückbleiben, wir wollen endlich auf dieselbe Höhe gelangen, worauf wir Frankreich und England stehen sehen, und dazu gehört eben eine einheitliche Organisation. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und daraus folgt das Weitere von selbst."

So spricht man, oder wenigstens ist dies die innere Logik des Verfahrens. Und hiermit, glaube ich, ist es deutlich geworden, wie viel schon auf die bloße Frage ankommt: ob Deutschland ein abgeschlossener Körper sein soll, oder nicht. Unter diesem Gesichtspunkt sind dann folglich auch die in Deutschland vorliegenden Naturbedingungen zu untersuchen, ob sie für die Abgeschlossenheit sprechen oder dagegen, und ich glaube nachgewiesen zu haben, wie sehr sie dagegen sprechen.

Alle solche Untersuchungen aber sind für das Gros unserer sich so nennenden Politiker so gut wie gar nicht vorhanden. Sie wissen nichts davon und wollen nichts davon wissen, weil dazu Zeit und Nachdenken gehören würde, und Zeit ist Geld, Nachdenken jedenfalls mühselig. Beides möglichst zu sparen, gehört schon selbst zum Fortschritt. Je oberflächlicher, desto schneller wird es gehen. Nicht umsonst leben wir in dem Zeitalter des Dampfes und der Eisenbahnen, und kann man heute in wenigen

Tagen ganz Deutschland durchreisen, warum nicht in derselben Zeit eine deutsche Verfassung zu Stande bringen? Geschwindigkeit ist keine Hexerei, und wahrlich um so weniger, wo schon der Säbel alle Schwierigkeiten gelöst hat, so daß zuletzt nichts weiter mehr erfordert wird, als nur das parlamentarische Jasagen. Seitdem steht der Fortschritt in voller Blüthe. Was ist denn aber das Resultat dieses fortschrittlichen Nationalliberalismus — oder soll ich sagen nationalliberalen Fortschrittes, wenn man etwa noch einen Unterschied zwischen Fortschritt und Nationalliberalismus machen will, den ich freilich in der vorliegenden Frage wenigstens nicht zu erkennen vermag, da beide doch an demselben Strange ziehen? Das Resultat ist also, daß Deutschland zu einem Lande gemacht werden soll, wie es andere Länder sind, daher es folglich grade alles dasjenige aufgeben müßte, was bisher seinen eigenthümlichen Character ausmachte. Sonderbarer Aufschwung unserer Nationalität, wo sie vielmehr im Kern ihres Wesens gebrochen wird! Sonderbarer Fortschritt, wo wir von der Höhe unseres universalen Berufes zu einer viel niederen Sphäre herabsteigen! Und das sollen wir preisen und bewundern, daß Deutschland nun glücklich auf den Weg gelangt wäre, um etwas Aehnliches zu werden, wie es etwa Frankreich ist?

Wie ganz anders Schelling, der vielmehr erklärt, daß er in diesem Falle jedes Gefühl von Achtung für die deutsche Nation aufgeben müßte. Stärker war sein Protest kaum auszudrücken. Nun bitte ich Sie, lesen Sie Fichte's Reden nach, wenn Ihnen etwa der Inhalt derselben nicht gegenwärtig sein sollte, und da werden Sie finden, wie dieser Mann, der doch im Uebrigen so sehr verschieden von Schelling war, von der deutschen Nationalität ganz ähnlich spricht. Sagt Schelling, das deutsche Volk solle die Menschheit darstellen, so nennt es Fichte das Volk schlechthin, das Volk aller Völker. Und das ist gerade das Ziel seiner Reden, daß er die deutsche Nation aufrichten und aufrütteln will, indem er ihr den großen idealen Beruf vorhält, dem sie sich widmen soll, und wovon nach seiner Erklärung die Zukunft der ganzen Menschheit ab-

hängt. Darüber spricht er oft wie mit der Kraft der alten Propheten, wenn sie ihrem Volke vorwarfen, daß es von seinem Gotte abgefallen sei, zu welchem sie es zurückführen wollten. Ach, wozu hat der Mann diese Reden gehalten? Er könnte sie heute getrost zum zweiten Male halten, so gänzlich scheinen sie vergessen zu sein. Auch wäre es vielleicht heute um so nothwendiger. Denn siehe da, derselbe Napoleonismus, den er damals als eine von außen herkommende Macht vor sich hatte und den er bekämpfte, der erhebt sich jetzt vor unseren Augen aus dem Schooße der deutschen Nation selbst, in demselben Momente sogar, wo man ihn in Frankreich zu Boden wirft. Was sollen wir mehr anstaunen, ist es diese wunderbare Fügung des Geschickes, oder diese unbegreifliche Verwirrung der Geister? Denn so groß ist sie, daß gleichwohl unsere Nationalliberalen, die sich vordem Nationalvereinler nannten, den hundertjährigen Geburtstag Fichte's feiern konnten, wie wenn der Mann zu den Ihrigen gehört hätte, ohne daß kaum Jemand an solcher Comödie Anstoß nahm. Dieser Riese unter Euch Zwergen! Oder wo sind denn Eure „Felsmassen von Gedanken", die nach Fichte's Ausdruck „der deutsche Geist schleudert"? Ich bemerke höchstens einige Gedankenspäne, höre aber um so mehr tönende Phrasen, indessen das Denken im Erlöschen begriffen ist. Und wenn er desgleichen den deutschen Geist als den Adler bezeichnet „der sich zur Sonne erhebt, deren Anschauung ihn entzückt", so sehe ich nur das entwürdigende Schauspiel knierutschender Erfolgsanbeter. Und das wären die Nachfolger Fichte's? Nicht einmal einem Gentz reichen sie bis an die Schulter heran. Und der war gewiß ein geringerer Mann wie von ganz anderer Art, aber im Kampfe gegen den Napoleonismus hat er damals als Publicist und Diplomat so viel geleistet als Fichte. Sein späteres Verhalten gehört nicht hierher. Derselbe Gentz hatte nun auch die universale Stellung Deutschlands ins Auge gefaßt, und sprach sie in den Worten aus „Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen".

Somit habe ich Ihnen schon drei gewichtige Namen ge-

nannt, auf die ich mich berufen könnte. Und wenn wirklich meine Auffassung so paradox wäre, daß heute außer mir keine lebende Seele so dächte, dann würden Sie mir um so weniger verargen dürfen, daß ich die Todten heraufbeschwöre. Könnte auch noch Andere anführen. Denn darin haben wohl alle gründlichen Köpfe übereingestimmt, insoweit sie sich überhaupt über deutsche Angelegenheiten äußerten, daß Deutschland nicht wie andere Länder zu beurtheilen und zu behandeln sei, gleichviel ob Staatsmänner oder Gelehrte, Dichter und Philosophen. Aus unserer Literaturgeschichte ist es bekannt, wie wenig grade unsere ersten Dichter und Literatoren auf eine ausschließliche Nationalität ausgingen, sondern das allgemein Menschliche war ihr Ziel.

Leider hatte man diese Richtung zu einseitig verfolgt und war darin so weit gegangen, daß oft sogar die Nationalentwicklung mit unumwundner Misachtung behandelt wurde. Ueberhaupt lag etwas Abstractes in der ganzen Geistesbildung, aus welcher unsere klassische Literatur wie unsere speculative Philosophie hervorging. Sie ruhte nicht auf dem Leben der Nation, selbst nicht auf der wirklichen Entwicklung der Menschheit, sondern die Denker wie die Dichter hatten sich ihre eigne Ideenwelt geschaffen. Je tiefer sie sich darin versenkten, je ernstlicher sie darin arbeiteten, um so ferner standen sie den practischen Aufgaben ihrer Zeit, so daß Deutschland in Trümmer fiel und der Fremdherrschaft erlag, derweilen sie ihre Triumphe feierten. Ein Umschwung des Denkens war unerläßlich, wenn Deutschland wieder auferstehen und erstarken sollte. Man mußte die nationalen Elemente aufsuchen, auf das Wirkliche ausgehen. Daher der seit dem letzten Menschenalter hervorgetretne realistische Zug der Geister, dem ich in so weit sein Recht durchaus nicht bestreite. Im Gegentheil bin ich selbst überall bemüht das Thatsächliche geltend zu machen, und nehme es damit viel ernstlicher als unsere sich jetzt so nennenden Realpolitiker, welche in einem Athem das Recht der Wirklichkeit predigen, und doch die handgreiflichste Wirklichkeit wie nichts bei Seite schieben, wo sie nicht in ihr selbsterdachtes

System hineinpaßt. Ich nehme die Wirklichkeit wie sie ist, und daher betrachte ich insbesondere Deutschland als einen mit dem ganzen Continent verwachsenen Körper, und nenne es hingegen eine willkürliche Abstraction, wenn man diesen Körper aus seinen natürlichen Lebensbedingungen herausreißen und als ein abgeschlossnes Wesen behandeln will. Eine willkürliche Abstraction desgleichen, wenn man die deutsche Geschichte so behandeln will, und nicht vielmehr im Zusammenhang der europäischen Geschichte, die sich selbst in Deutschland conzentrirt, so gewiß als das ganze neuere Europa aus den germanischen Wanderungen hervorging, der Kern des ganzen Germanenthums aber bis heute noch in demselben Deutschland vorliegt, wo ihn schon Tacitus fand. Auf diesen Thatsachen beruht es, daß Schelling mit Recht sagen kann: das deutsche Volk sollte in gewissem Sinne die Menschheit darstellen, und daß Fichte desgleichen das deutsche Volk das Volk im eminenten Sinne nennt, das Volk schlechthin. Es war das keine Phantasterei, sondern phantastisch ist es vielmehr aus Deutschland etwas ganz anderes machen zu wollen, als was es wirklich ist, ein Wesen etwa wie Frankreich. Denn eine so in sich selbst abgeschlossene deutsche Nation, wie sie unsere Nationalliberalen im Kopfe haben, hat in der Wirklichkeit nie existirt und kann nie existiren.

Die Wirklichkeit, nichts als die Wirklichkeit will ich, nur soll es auch die wirkliche Wirklichkeit sein, wie sie in ihrem vollen Umfange ist. In diesem Betracht bin ich realistischer gesinnt als alle unsere Realpolitiker zusammengenommen. Aber dieser durchgeführte Realismus selbst treibt mich dann freilich zur Idealpolitik, weil ich nicht umhin kann die deutsche Aufgabe im Lichte der ganzen menschlichen Entwicklung zu betrachten. Darum liegt in der deutschen Aufgabe zugleich die Einheit des Realen und Idealen. Habe ich nun dem Zeitalter, welchem unsere klassische Literatur entsprang, den Vorwurf gemacht, daß es sich in Abstractionen bewegte, so ist es nicht deshalb, weil man Ideale verfolgte, sondern weil es abstracte und also unwahre Ideale waren. Das wahre Ideale ist selbst

auf die Realität gerichtet, wie andrerseits die Realität, je mehr sie sich selbst erkennt, sich auch um so mehr dem Idealen zuwenden muß. Die deutsche Nation hat den besonderen Vorzug vor anderen, daß ihr dieser Entwicklungsgang schon durch ihre eignen Lebensbedingungen vorgezeichnet ist. Denn wie sie selbst nicht einmal ihr eignes Wesen verstehen kann, außer im Zusammenhang der europäischen Geschichte, so wird sie auch nie zu wirklicher Freiheit und zu einem gesicherten Frieden gelangen, außer durch eine europäische Ordnung. Es ist nicht anders. Mit dem Vorzug ist zugleich die Forderung entsprechender Leistungen gegeben. So kann man sagen, die ganze europäische Entwicklung lastet zum guten Theil auf Deutschland, wie auch die Thatsache bezeugt, daß die größten Kämpfe zuletzt auf deutschem Boden ausgefochten wurden. Selbst in seinem Unglück offenbarte Deutschland seinen universalen Charakter. Wo in der Welt wäre noch ein Schlachtfeld wie das bei Leipzig, mit vollstem Recht die Völkerschlacht genannt, und welche andere Nation hat einen dreißigjährigen Krieg erlebt? Das mittelalterliche Kaiserthum war ein universales Institut, und auf deutschem Boden sind auch die großen reformatorischen Concilien gehalten, zu Kostnitz, Basel und Trident; später die großen Congresse, wie der Westphälische und der Wiener Congreß. Denn selbst noch während seines politischen Verfalles blieb Deutschland die wichtigste Basis des europäischen Völkerrechts, wie andererseits die moderne Wissenschaft des Völkerrechts deutschen Ursprungs ist. Und sehr natürlich geschah dies, weil die deutsche Nation selbst ein Volk von Völkern war. Darum soll sie auch die besondere Stütze und Pflegerin des Völkerrechts sein und werden.

Nach solcher Auffaßung wird uns die deutsche Geschichte groß und ehrwürdig erscheinen. Wer sich aber zu solcher Auffassung nicht erheben kann oder will, der rühme sich auch nicht seiner Leistungen und Thaten für die deutsche Nation. Was er auch unternehme, und was ihm gelingen möchte, — es wird zu klein und zu schlecht sein. Anstatt diese Nation ihrem Ziel entgegenzuführen, wird es sie davon ablenken und

in neue Verirrungen stürzen. Sei es auch, daß ein momentaner Schimmer daraus entspringe, Unglück auf Unglück wird darauf folgen. Denn diese Nation ist nach ihrer centralen Stellung und ihrem universalen Beruf zu behandeln, und wird sie nicht so behandelt, so wird sie mishandelt.

Sagen Sie nicht, ich sei hier zu hoch geflogen. Ich fliege überhaupt nicht, sondern stehe noch immer auf dem Boden der Wirklichkeit. Wäre es gleichwohl, daß alle dies für Diplomaten noch zu allgemein und zu idealistisch klänge, — da doch in Protocollen und Conferenzen nicht von dem Berufe der Nationen die Rede ist, sondern nur von positiven Rechten und greifbaren Interessen, — so findet meine Behauptung auch unter diesem Gesichtspunkte ihre vollste Bestätigung, wie sich einfach schon aus der centralen Lage Deutschlands ergiebt. Man zähle nur die verschiedenen Staaten, die an unseren Grenzen liegen, wie die verschiedenen Nationalitäten die uns umgeben, und mit denen wir zum Theil verwachsen sind. Kein anderes Land hat eine so mannigfaltige Nachbarschaft. Wie natürlich nun, daß kaum irgend etwas Bedeutendes in Deutschland geschehen kann, welches nicht zugleich die Interessen unserer Nachbarn berührte, und oft ganz unvermeidlich bei diesem oder jenem Anstoß erregen wird. Insbesondere wird jede Verschiebung der Machtverhältnisse in Deutschland auf alle unsere Nachbarn zurückwirken; was also fast den ganzen Continent bedeutet, und wodurch mittelbar dann selbst England interessirt wird. In einem aus so verschiedenen Theilen bestehenden Lande, wie es Deutschland ist, gestaltet sich aber jede Frage, welche die deutsche Gesammtverfassung betrifft, zugleich zu einer Machtfrage, woraus die Folge entspringt, daß die Entwicklung unserer nationalen Verfassung ganz unvermeidlich in *internationale* Verhältnisse eingreift, wie sie andrerseits dadurch bedingt wird. Es ist zu allen Zeiten so gewesen und wird so bleiben. Die inneren Veränderungen in Deutschland sind keine blos deutsche Angelegenheiten, und unter Umständen kann ganz Europa dabei interessirt sein. Oder ist es denn etwas Gleichgültiges

für das europäische System, wenn sich ganz Deutschland in eine Kriegsmaschinerie verwandelt?

Will man gleichwohl behaupten, daß die deutsche Frage keine internationale Beziehungen habe, sondern als eine rein nationale Angelegenheit zu behandeln sei, so beweisen grade die jüngsten Ereignisse selbst das Gegentheil. Ich frage nur, haben wir im Jahre 66 eine Constituante gehabt, oder nicht vielmehr einen Krieg? Und zwar in erster Linie einen Krieg zwischen Preußen und Oesterreich, welche doch beide nur theilweise zu Deutschland gehörten, andererseits aber europäische Mächte waren. Auch haben sie als solche Krieg geführt, wobei dann Preußen ganz eben so seine Polen marschiren ließ, als Oesterreich seine Ungarn u. s. w., was doch sehr wenig nach einer rein deutschen Angelegenheit aussieht. Dazu kam selbst noch Italien, dessen Theilnahme so wichtig war, daß ohne dieselbe die Sache wohl gar nicht versucht wäre. Was sonst im Stillen diplomatisch verabredet sein mag, kann ich nicht wissen, und bloße Vermuthungen lasse ich bei Seite, um mich blos an die offenbaren Thatsachen zu halten, die schon genügend zeigen, wie sehr diese nationale Angelegenheit zugleich eine internationale war. Aus den Ereignissen von 66 ist dann der Krieg von 70 entsprungen, und wenn eben dieser Krieg wieder zu einer Erweiterung des Nordbundes geführt hat, so liegt darin nur eine neue Bestätigung meiner Behauptung. Denn ohne den französischen Krieg gab es kein neues Reich.

Es ist ja wahr, daß die abstract idealistische Richtung, in der sich der deutsche Geist so lange bewegte, die realen Interessen verkennen ließ, von denen ein gesundes Nationalleben nicht abstrahiren darf. Die nachtheiligen Folgen davon zeigten sich am auffallendsten im auswärtigen Verkehr, wo die deutsche Nation bei weitem nicht die Stellung einnahm, die sie nach der Fülle ihrer moralischen und geistigen Kräfte, wie desgleichen nach ihrer gewaltigen Wehrkraft, einzunehmen berechtigt war. Trauen Sie mir zu, ich bin der Letzte, der diese Thatsache geleugnet oder für etwas Geringes geschätzt hätte.

Vielmehr habe ich mich Jahre lang mit der Frage beschäftigt, wie Deutschland aus der passiven Rolle, die es in der europäischen Politik spielte, heraustreten und sich zu einer activen Macht erheben möchte. Daß die Sache möglich war ohne den alten Bund umzustürzen, beweisen jedenfalls die Erfahrungen von 64, deren ich bereits früher gedachte, da schon das Zusammengehen von Preußen und Oesterreich sich damals so wirksam erwies, daß gegen diese imponirende Macht keine andere aufzutreten wagte. Das ist und bleibt eine Thatsache, an die man sich um so mehr erinnern muß, je mehr sie in dem Strudel der Ereignisse in Vergessenheit zu kommen scheint. Welche Veränderungen aber auch für nöthig erachtet werden mochten, — es durfte nichts geschehen, was dem universalen Character der deutschen Entwicklung widerspricht, und die deutsche Nation um ihren wahren Weltberuf bringt, sonst wäre der Machtgewinn zu theuer erkauft. Es hieße die Erstgeburt für ein Linsengericht hingeben. Das ist es eben, was Jeden, der für das wahrhaft deutsche Wesen noch Sinn und Verständniß hat, mit tiefem Schmerz erfüllen muß. Dieses Wesen ist in seinem innersten Kern angegriffen, wenn auch dabei die Schale glänzender und stärker geworden wäre, worüber doch auch erst die Zukunft ein sicheres Urtheil gestatten wird. Dem Deutschthum ist Gewalt angethan.

Ich bitte Sie, untersuchen Sie nur die neue Bundesverfassung nach ihren constitutiven Elementen. Was finden Sie darin? Nichts als das preußische Militärsystem und den Zollverein, das Uebrige ist einfach daran geklebt. Das sind die beiden Factoren, welche das Werk von 66 hervorgebracht haben, wie Vater und Mutter. Durch den Zollverein nemlich war ein Verband gegeben, der fast schon das ganze außeröstterreichische Deutschthum umfaßte, dann zog man den Säbel, zersprengte den alten Bund und breitete das preußische Militärsystem über den Zollverein aus. Es ist mit Händen zu greifen, daß es so geschah. Und das also wäre die neue Gestalt, welche das heilige römische Reich deutscher Nation angenommen, dies das Ziel, worin eine tausendjährige Entwicklung

ihren Abschluß fände, — der Zollverein und das preußische Militärsystem!

Erwägen Sie das, und lassen darüber Ihre eignen Empfindungen sprechen. Ich meine, Sie müssen am Ende selbst zugestehen, daß der alte deutsche Bund bei aller seiner Mangelhaftigkeit doch immer noch mit weit größerem Rechte als eine Fortsetzung des alten Reiches gelten durfte, mit welchem er noch durch tausend Fasern zusammenhing, während jetzt zwischen Gegenwart und Vergangenheit ein Strich gezogen ist, so daß Kleindeutschland erst von 66 her datirt, und selbst die Vorbereitungen dazu nur bis auf die ersten Anfänge des Zollvereins und des modernen preußischen Militärsystemes zurückgeführt werden können. Es möchte ja die unbestreitbarste Thatsache sein, daß die deutsche Militärmacht dadurch gewonnen hätte, wie desgleichen Posten, Telegraphen, Eisenbahnen u. dgl., die Frage ist nur: ob diese Angelegenheiten jemals den entscheidenden Maßstab der Nationalentwicklung bilden dürfen? Und zwar für eine Nation von so universaler Anlage und so idealer Richtung, als wofür bisher die Deutsche gegolten hat. Jetzt steht diese Nation in alle dem grade, was sonst ihre eigenthümliche Ehre und Größe ausmachte, auf einem niedrigeren Standpunkt als andere. Denn wo wäre es sonst noch erlebt, daß ein nationales Gemeinwesen kurzweg auf militärische und commerzielle Einrichtungen begründet wurde, wie wenn das Ideale im Völkerleben für nichts gelte? Und welche Ansicht von dem deutschen Nationalcharacter und der deutschen Geschichte gehört dazu, um an die Lebensfähigkeit eines solchen Werkes zu glauben? Darum glaube ich nicht daran, wie Schelling im Jahre 49 nicht an die damaligen Projecte glaubte. Lebte heute noch Fichte, er würde auch nicht daran glauben.

Sechster Brief.

Die deutschen Großmächte und der deutsche Bund, wobei zugleich des großen Friedrich gedacht wird.

Sie werden in meinen bisherigen Briefen bemerkt haben, wie sehr ich mich bemühe mein Urtheil immer auf sachliche Gründe zurückzuführen. Sollte ich dabei in Paradoxien verfallen, so thut es mir herzlich leid. Es mag dann wohl irgend ein Dämon sein Spiel mit mir treiben, der mir immer so absonderliche Thatsachen in den Weg wirft, daß ich dadurch auf so absonderliche Gedanken gerathe. Andere hingegen scheinen diese Thatsachen gar nicht zu beachten, sei es, daß sie dieselben überhaupt nicht sehen, oder daß sie ihrerseits auch von einem Dämon besessen sind, der sich aber in demselben Maße gefällig erweist als der meinige böswillig. Der mag sie wohl wie nichts über alle diese Thatsachen hinwegheben, während ich fortwährend darüber stolpere, so daß ich endlich auch in eine verdrießliche Stimmung gerathe, und dann kommen die Paradoxien. Gott bessere es! Ich wollte, ich hätte es auch so gut wie viele Andere, die nur frischweg ihre Behauptungen auszusprechen brauchen, und dabei mit einer Zuhörerschaft gesegnet sind, deren Beifallsklatschen für jeden offnen Kopf (der für zeitgemäßen Fortschritt gestimmt ist) als die schlagendste Begründung gelten muß.

Von Ihnen weiß ich indessen, Sie sind in dieser Hinsicht noch altfränkisch genug um es mit den Gründen anders zu halten. Schon Ihr juristisches Gewissen, welches in Streitfragen jede Partei zu hören gebietet, ist mir Gewähr genug, daß Sie auch meine Erörterungen ruhig anhören werden, gleichviel ob die daraus entspringenden Sätze ihnen gefallen oder nicht. Und was hätte ich mehr zu verlangen? Aber ich ersehe doch aus Ihrer jüngsten Antwort, Sie haben nicht übel Lust mir wieder auszuweichen. Denn meine Beweisführung zwar wollen

Sie nicht antasten, aber der wirkliche Verlauf der Dinge, sagen Sie, lasse sich in meiner Weise weder genügend erklären noch richtig beurtheilen, es komme dabei auf ganz andere Elemente an.

Wieder der alte Tick gegen die Theorie! Der Theoretiker — so lese ich zwischen Ihren Zeilen — ist eben ein Stubengelehrter, der die Welt nicht kennt und deshalb sich mit der Erörterung von Gründen plagt, die in der Praxis kaum in Frage kommen. Denn wie die Welt einmal ist, so liegt der wichtigste Bewegungshebel immer in den Leidenschaften der Menschen, und zuletzt sind es Persönlichkeiten, die Alles entscheiden. Das scheint mir ungefähr der Kern Ihrer Ansicht zu sein.

Noch ganz anders sprach einst der berühmte Kanzler Oxenstierna, indem er seinem Sohne ganz im Vertrauen sagte: „Du weißt nicht mein Sohn mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird". Und ob dieser Schwede die Welt kannte, die er selbst zum guten Theil regiert hatte! Nachdem aber ein solcher Mann in solcher Weise aus der Schule gesprochen, dürfen Sie wirklich dem Theoretiker zutrauen, daß er dies auch weiß, wäre er gleich nie aus der Studirstube gekommen, und ich meinerseits habe mir doch ein ziemliches Stück von der Welt angesehen und manches zu beobachten Gelegenheit gehabt. Gewiß, der Unverstand ist eine ungeheure Macht, der Verstand hat nur selten die Welt regiert, eine traurige Wahrheit! Weil es aber so ist, wird doch jeder verständige Mann um so mehr danach streben müssen die Macht des Unverstandes einzuschränken, und so viel Verstand als möglich in die Welt hineinzubringen. Ein Kampf der Wahrheit mit dem Irrthum zieht sich durch die ganze Geschichte des menschlichen Geistes, und wie der Irrthum immer neue Gestalten annimmt, muß es die Wahrheit auch thun. Wie viel ferner die Leidenschaften der Menschen in der politischen Praxis bedeuten, kann keinem Theoretiker entgehen. Bei einiger Beobachtung wird er sogar mit Schmerz bemerken, daß eben die Leidenschaften selbst das mächtigste Hinderniß sind, welches

sich allen verständigen Erwägungen entgegenstellt, weil die Menschen in ihrer Leidenschaft den Verstand garnicht zu Worte kommen lassen, und überhaupt nicht hören wollen. Oft rennen sie wie mit verbundenen Augen in ihren Untergang, und werden noch obenein böse, wenn man sie darauf aufmerksam macht. Dennoch bleibt kein anderes Mittel um die Leidenschaft zu mäßigen, als daß man die Menschen immer wieder auf verständige Erwägungen hinzulenken sucht. Solche Erwägungen leisten dann auch Gewähr, daß man selbst nicht in die Sprache der Leidenschaft verfällt, wozu die politische Diskussion so leicht verleitet. Dann endlich die persönlichen Motive, — wer zweifelt daran, wie mächtig sie wirken? Aber wer kann sie mit Sicherheit nachweisen oder das Maaß ihrer Wirkung abschätzen? Immer macht man dabei Unterstellungen, wodurch sich zwar viele Ereignisse am leichtesten erklären und um so drastischer beurtheilen lassen, aber alles bleibt hypothetisch und selbst in seinen Grundlagen antastbar. Wie sehr ich daher von der Wirkung der Persönlichkeiten überzeugt bin, lasse ich sie doch absichtlich aus dem Spiele, oder spreche höchstens insofern davon, als sie eine allgemeine Erscheinung repräsentiren, nicht insofern sie etwas für sich selbst sind und aus sich herauswirken. Im Uebrigen bleibe ich bei meinen sachlichen Erörterungen. Mögen Sie das immerhin eine Abstraction nennen, Sie werden doch zugestehen, die Gegenstände selbst, mit denen ich mich beschäftige, sind lauter Wirklichkeiten, und daher wird auch meine darauf gegründete Argumentation noch immer ihre Bedeutung behalten. Ich weiß ja, daß es nicht blos der Mangel an Einsicht ist, woraus die Handlungen und Unternehmungen entspringen, die ich kritisire, aber ich schließe nun so: wenn etwas schon um deswillen verwerflich ist, weil es einen falschen Gedanken enthält, um wie viel verwerflicher müßte es erst sein, wenn es aus unlauteren Motiven entspränge! Ich meine dieser Schluß hat auch etwas für sich.

Hiernach betrachte ich also die falschen Bestrebungen und Unternehmungen, in welche die deutsche Nation seit lange ge-

rathen, oder hineingelockt und gezogen ist, als das Resultat einer geistigen Verirrung. Wenn Sie wollen, ist es eine Geisteskrankheit, die uns folglich auffordert Heilmittel dagegen aufzusuchen. Sachgemäß werden wir dann mit der Krankheitsgeschichte beginnen müssen, um wo möglich zu erkennen, was die Krankheit am meisten veranlaßt und befördert hat. Es werden das Begriffe und Stimmungen sein, die, indem sie allmälig herrschend wurden, den Blick für die wirklichen Verhältnisse immer mehr verdunkelten, und nachdem man einmal vom rechten Wege abgekommen war, zu immer weiteren Verirrungen führten. Fixe Ideen sind die Hauptursache aller Geistesstörungen.

Eine solche fixe Idee ist zuvörderst die Idee der Großmacht, welche unserem politischen Denken schon so geläufig geworden und so selbstverständlich erscheint, daß kaum Jemand danach fragt, was diese Idee an und für sich selbst besagt noch woher sie gekommen ist. Und doch müßte man darüber vorweg im Klaren sein, ehe man an die Aufgabe einer deutschen Nationalentwicklung gehen kann, so gewiß als diese Großmachtsidee erst mit dem Verfall des deutschen Reichskörpers in die Welt getreten ist, und das damit zusammenhängende Großmachtssystem erst zu Anfang dieses Jahrhunderts seine letzte Ausbildung erhalten hat, auf den Trümmern Deutschlands. So wenig paßt die Großmachtsidee zu einer deutschen Nationalentwicklung! In meinen „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht" habe ich mich darüber ausführlich geäußert, aber die Sache ist auch ohne dies einleuchtend genug. Man frage sich nur, wie denn sonst eine österreichische und eine preußische Großmacht entstehen konnte, wenn nicht eben durch Zersetzung des ehemaligen deutschen Reiches? Sind diese beiden Hauptglieder des deutschen Körpers seitdem zu europäischen Großmächten geworden, und nennen sich auch selbst so, — ist das nicht das deutlichste Zeichen, daß sie sich als besondere politische Körper und etwas von Deutschland Verschiedenes ansehen? Ich meinerseits sage nicht, daß Oesterreich und Preußen überhaupt nicht zu Deutschland gehörten,

sondern ich sage nur, daß ihr Wesen selbst nicht das Deutschthum ist. Insoweit sie also europäische Großmächte sind, handeln sie grade wie Frankreich, England oder Rußland, und ihre Politik ist beziehungsweise österreichisch oder preußisch zu nennen, niemals aber deutsch. Wollten sie für wesentlich deutsch gelten, so mußten sie ihre Mitgliedschaft im deutschen Bunde für ihre Haupteigenschaft ansehen, und folglich ihre Sonderpolitik aufgeben um statt dessen eine Bundespolitik zu begründen.

Diese Forderung habe ich schon vor einer Reihe von Jahren aufgestellt, als die unerläßliche Bedingung, wenn der alte Bund jemals zu einer lebendigen Entwicklung gelangen sollte. Es war aber wie in den Wind gesprochen, weil Niemand die Wichtigkeit der Sache zu begreifen schien, wäre sie auch wie mit Händen zu greifen, man achtete nicht darauf. Und ich will Ihnen sagen woher das kam, nemlich weil es blos für eine Frage der auswärtigen Politik galt, welche mit der deutschen Verfassung nichts gemein habe. Sehen Sie hier, wie viel darauf ankommt, was ich neulich sagte, daß man die deutschen Angelegenheiten im Zusammenhang mit der europäischen Entwicklung betrachten muß, außerhalb deren sie selbst nicht zu verstehen sind. Statt dessen hielt man sich an die landläufigen Ideen von Parlament und Centralgewalt, womit man an die deutsche Frage herantrat, und darin die ganze Sache zu haben glaubte. In der That aber hat man damit nur die gänzliche Unfähigkeit verrathen das Specifische der Aufgabe zu erkennen. Ist die deutsche Nation seit Jahrhunderten der Zerrissenheit verfallen, und gleichsam sich selbst abhanden gekommen — wodurch wäre denn dies wohl geschehen, wenn nicht dadurch, daß sich grade die wichtigsten Glieder absonderten um eine selbsteigne Macht zu begründen? Sollte also die Nation sich selbst zurückgegeben werden, und wieder zu Kräften kommen, so mußte die in den letzten Jahrhunderten herrschende Richtung gewissermassen umbiegen, was doch gewiß auch, und am meisten grade, für die beiden Hauptmächte gilt. Anstatt sich immer mehr zu etwas für sich Bestehendem auszubilden, mußten sie sich

um so mehr wieder in Deutschland hineinleben. Und war es dann ernstlich damit gemeint, so mußtn sie von nun an ihren deutschen Charakter in den Vordergrund stellen, d. h. ihre Eigenschaft als Bundesglieder mußte der Ausgangspunkt ihrer Politik werden, so daß dann ihr europäischer Großmachtscharakter nur als eine Erweiterung ihrer deutschen Machtstellung fortbestehen konnte, der Schwerpunkt ihrer Politik aber im Bunde lag. Nur so konnte etwas aus dem Bunde werden, und wenn man wirklich etwas aus dem Bunde machen wollte, so mußte eben dies als Vorbedingung zu allem Uebrigen gefordert werden. Sinnlos hingegen von Parlament und Centralgewalt zu reden, so lange der Bund nur eine wesentlich passive Masse darstellte, woran sich höchstens eine deutsche Polizei, aber niemals eine deutsche Politik anschließen konnte. Führten Preußen und Oesterreich ihre Sonderpolitik als europäische Großmächte, — was hätte denn der deutsche Bund noch repräsentiren sollen als eben die deutsche Ohnmacht, während er doch sofort das Gewicht zweier Großmächte gewinnen konnte, wäre diese Wendung in der österreichischen und preußischen Politik eingetreten.

Die großen praktischen Schwierigkeiten solcher Veränderung habe ich mir nie verhehlt. Auch war ich nicht entfernt der Meinung, daß hier mit einem Schlage durchzukommen sei, wie ich überhaupt einen jähen Wechsel immer für ein Unglück halte. Etwas Dauerndes entspringt niemals daraus. Hat der deutsche Zersetzungsproceß Jahrhunderte gedauert, so werden wir nicht hoffen dürfen, daß die getrennten Glieder auf einmal wieder einen lebendigen Körper bilden. Nur darauf kam es an, mit der geforderten Wendung einen praktischen Anfang zu machen, was gleichwohl nie geschah. Preußen hat dazu eben so wenig Neigung gezeigt als Oesterreich, vielleicht noch weniger. Jedenfalls ist nirgends mehr von Großmacht gesprochen, als grade in Berlin, wo es für die Tagespolitiker oft das dritte Wort war. Mochte man doch! Was aber das Unbegreifliche und gänzlich Unstatthafte dabei bleibt, ist, daß man in demselben Athemzuge, womit man eine preußische Großmachtspolitik

forderte und oft über die Schwächlichkeit derselben klagte, zugleich eine deutsche Politik von Preußen forderte! Mir scheint das kein geringerer Widerspruch, als wenn die schwarzwälder Bauern im Jahre 48 die Republik mit dem Großherzog zu ihrem Feldgeschrei machten. Die Bauern waren sogar noch verständiger, und hätten sich immerhin darauf berufen dürfen, daß die Republik Venedig auch einen Herzog hatte, die polnische Republik sogar einen König, wie aber ein Staat eine andere Politik führen soll als eben die seinige, und folglich Preußen eine preußische, — dafür fehlen eben so die Präcedenzfälle in der Geschichte, als in dem menschlichen Gehirn der Raum für solch einen Gedanken fehlt, zum wenigsten in jedem gesunden Gehirn. Was ändert es denn, daß die Bevölkerung des preußischen Staates bis auf einige Millionen Slawen selbst deutsch ist? Und wäre kein einziger Slawe darunter, dadurch würde die preußische Politik ganz ebenso wenig zur deutschen als etwa die Politik Bayerns, dessen Bevölkerung doch wirklich rein deutsch ist. Aber Bayerns Politik ist eben bayerisch, wie die preußische preußisch ist, oder man müßte unter dem Namen der Politik etwas ganz anderes verstehen, als alle Welt in der vorliegenden Frage darunter versteht, nemlich die nach außen gerichtete Thätigkeit eines Staates. Nun ist doch in der preußischen Politik das handelnde Subject Preußen, sollte aber eine deutsche Politik aufkommen, so müßte das handelnde Subject eben Deutschland sein. Da ferner Deutschland nur durch den Bund eine politische Existenz hatte, so mußte eine Bundespolitik versucht werden, oder es gab überhaupt keine Möglichkeit zu einer deutschen Politik. Statt dessen, wie es scheint, hat man die geforderte deutsche Politik Preußens darin gesucht, daß Deutschland das Object für die preußische Politik würde, welche dann in Deutschland das vornehmste Feld ihrer Thätigkeit finden sollte. Nach solcher Wendung wäre ja nur die Frage die: wie Deutschland am besten für preußische Zwecke auszunutzen sei, und das eben galt den berliner Politikern für deutsche Politik. Ihre wiener Collegen dachten in ihrer Weise eben so. Können denn aber nicht Frankreich und Rußland in

diesem Sinne auch eine deutsche Politik treiben? Sie haben es oft mit dem besten Erfolge gethan.

Bei solcher Verwirrung in den elementarsten Begriffen ist es wohl nicht zu viel gesagt, daß hier in der That eine Art von Geistesstörung vorliegt, in Folge deren man am Ende selbst nicht mehr weiß, was man will. Immer läuft das sich vollständig Widersprechende dicht neben einander. Einerseits will man die Erhöhung Preußens nach Landbesitz, Macht und Ruhm, andrerseits will man die Erhöhung Deutschlands, während doch Deutschland immer mehr verschwindet, so daß am Ende selbst nichts mehr übrig bleibt, worauf die so viel beredete Führerschaft Preußens noch Anwendung fände. Sonst lehrt ja die Erfahrung, wo irgend eine Führerschaft stattfindet, wie das führende Element jedenfalls das viel kleinere ist, im Vergleich zu der Masse der Geführten, — man denke etwa an den Generalstab in der Armee, — hier aber soll vielmehr das führende Element selbst die Masse bilden, und was noch geführt wird, ist nur wie ein Anhängsel an den Führer. Ein Anhängsel, welches in diesem Falle am besten verschwände.

Ganz augenfällig trat diese Verwirrung aller Begriffe in dem Fahnenschmuck hervor, womit das berliner Publikum die jüngsten Siege in Frankreich feierte. Hier die preußische Fahne, dort die norddeutsche, dort die deutsche, oder auch alle drei nebeneinander. Grade wie wenn das alles bestens zusammenstimmte und am Ende einerlei wäre, wo doch die innere Verschiedenheit so groß ist, daß sie sich bis zum Gegensatz steigern kann. Soweit ging die Verwirrung, daß man sogar die Karikatur nicht scheute, dem alten Fritz auf seinem Denkmale unter den Linden die deutsche Fahne in die Hand zu stecken. Ich bitte, bedenken Sie das: dieser Repräsentant des specifischen Preußenthums und dazu die Tricolore!

Man will uns also glauben machen und thut so, als ob was seit 66 geschehen, nur die Fortsetzung der Politik des großen Friedrich wäre. Friedrich aber hat seine Politik nie für die deutsche ausgegeben, er wollte vielmehr eine preußische Nation bilden, was ihm in gewissem Sinne auch wirklich ge-

lungen ist. Es mag Vieles gegen seine Politik einzuwenden sein, dennoch lag wenigstens kein Widerspruch darin. Sie war etwas Klares und von so ausgeprägtem Character, als die ganze Erscheinung dieses Mannes war. Er wußte vollkommen, daß Preußen etwas anderes ist als Deutschland, obwohl untrennbar mit demselben verbunden. Fühlte er sich nach seiner Eigenschaft als König von Preußen als eine europäische Potenz — im Reiche blieb er ein Reichsstand, zwar auch in dieser Eigenschaft von hervorragender Bedeutung, aber dem Wesen nach den andern gleich, gebunden an das Reichsrecht, das er niemals bestritt. Er hat Schlesien nicht genommen, weil es ihm gefiel, sondern weil er Ansprüche darauf hatte, sonst hätte ihm wohl Sachsen noch besser gefallen. Jene Doppelstellung nun war für ihn etwas Gegebenes, wie sie in der That bis auf die ersten Anfänge des modernen preußischen Staates zurückreicht, zu dessen Wesen sie selbst gehört. Auch in der österreichischen Monarchie lag in noch viel größeren Dimensionen dasselbe vor. Desgleichen in Dänemark wegen Holstein, dazu im schwedischen Pommern, in Sachsen und Hannover, welche damals mit europäischen Kronen verbunden waren. Allen diesen Thatsachen trug Friedrich Rechnung, und so schwach auch in politischen Dingen sein Rechtsgefühl sein mochte, um so schärfer war sein Verstand, vermöge dessen er sich durch die zahlreichen und ganz unvermeidlichen Schwierigkeiten seiner Doppelstellung sicher hindurchzufinden wußte. Nie ist ihm in den Sinn gekommen diese Stellung aufzugeben, geschweige denn das Reich selbst für aufgelöst zu erklären. Nicht moralische Grundsätze, noch Pietätsrücksichten bestimmten dabei sein Verhalten, sondern Gedankencombinationen. Daß ihm aber seine Gedanken eine so feste Haltung geben konnten, wie er sie wirklich bewiesen, erklärt sich nur aus dem nachdenklichen Wesen dieses Mannes, welches ihm von Jugend auf eigen war. Seine nicht selten frivolen Aeußerungen stammen lediglich aus seiner Religionslosigkeit, aber nicht entfernt aus Schwäche des Denkens, welches stets so scharf als rege war. Das steht ihm an der Stirn geschrieben, daher auch alle denken-

den Köpfe Interesse an ihm fanden. Wie es in seinem Herzen aussah, weiß nur Gott. Und Gott hat es gnädig mit ihm gemacht. Vor Allem auch dadurch, daß er ihn nicht immer siegen, sondern wiederholt selbst schwere Niederlagen erleiden ließ, und ihn dadurch vor der Versuchung bewahrte, seine Siege zu überschätzen und in eine Eroberungspolitik zu gerathen. Friedrich kannte den Wechsel menschlicher Dinge und überhob sich nicht. Dabei hatte er den unvertilgbaren Trieb, seine Gedanken durch Studien auszubilden; selbst im Feldlager hat er philosophische Bücher gelesen. Reiten und Jagen, was sonst für große Herren als Hauptvergnügen gilt, war ihm nichts. Er wollte immer lernen, und für den Regenten oder Staatsmann war nach seiner Meinung bei solchen Sports nichts zu lernen. Seine Erholungen waren vielmehr Literatur und Kunst und Gespräche mit Gelehrten. Oder schriftstellerische Arbeiten, die sogar einen so beträchtlichen Umfang gewannen, daß es wie ein Wunder erscheint, wie er die Zeit dazu fand. Viel werth sind sie freilich nicht, außer das Memoirenartige, das dem Geschichtsschreiber dient. Die Hauptsache ist aber, was diese Arbeiten und Studien ihm persönlich genutzt haben. Sie gaben seinem Geiste die innere Ruhe und Sammlung, die immer der Hauptsegen bleiben wird, den die Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaft gewährt. Und für ihn gerade war das von doppeltem Werth, als das Gegengewicht zu dem militärischen Geiste, der so glänzend in ihm erschien. Dieser militärische Geist ist in sich selbst maßlos, ins Grenzenlose strebend, wo er sich siegreich sieht, denn es ist der Geist der bloßen Macht. So wurde Napoleon durch seine Siege zum Weltstürmer, anders Friedrich, weil er Philosoph war. Seine Gedanken, seine Studien gaben ihm den Sinn für das Maßvolle, das seine Entwürfe niemals überschritten. Im Verhältniß zu seinem militärischen Genie und seinen glänzenden Siegen mag darum das Endresultat seiner langen Thätigkeit für die äußerliche Betrachtung nicht sonderlich groß erscheinen. Sogar geringfügig wäre es zu nennen im Vergleich zu dem, was jetzt in wenigen Jahren erreicht ist. Dafür besteht Friedrich's Werk seit einem Jahrhundert, wie lange

hingegen das Werk von 66 bestehen wird, muß erst die Zukunft zeigen.

Wozu denn aber, höre ich Sie fragen, diese Auslassungen über den großen Friedrich, da ich vielmehr von der Verwirrung sprechen wollte, welche die Großmachtsidee hervorgerufen hat? Dazu, antworte ich, um damit nachzuweisen, wie grade Friedrich's Beispiel, auf das man sich so gern beruft, etwas ganz anderes lehrt, als was man darin finden will. Dieser Mann ging nicht von dem abstracten Begriff einer preußischen Großmacht aus, sondern von den geschichtlich gegebenen Zuständen, und das Gegebene war die Doppelstellung seiner Monarchie. Mit einem Fuße stand er in Europa, mit dem anderen in Deutschland. Hatte er nun deutsche Angelegenheiten zu behandeln, so stellte er sich nicht auf den Standpunkt einer unabhängigen europäischen Macht, sondern auf den Boden des Reichsrechtes, woran er gebunden war, wie das spätere Preußen an das Bundesrecht. Aus seiner souveränen Befugniß, als europäische Macht, sich das Recht zuzuschreiben Deutschland zu reorganisiren, wäre ihm ein unverständlicher Gedanke gewesen. Denn darauf kann man erst gerathen, wenn man das geschichtlich Gewordene von seinem natürlichen Boden ablöst, wie wenn der preußische Staat ein auf sich selbst beruhender Körper wäre, der wohl möglicherweise selbst existirte, wenn es auch gar kein Deutschland gäbe. Folgerichtig freilich hätte dann Preußen nur um so weniger in Deutschland zu schaffen, — wozu wäre es sonst eine europäische Großmacht? Ganz plötzlich aber nimmt man eine andere Wendung, man kann nicht anders, weil doch die Thatsache, daß diese Großmacht nach ihrem bei weitem größten Theile selbst deutsch und mit Deutschland verbunden ist, sich hinterher ganz unabweisbar aufdrängt. Und wie man eine Hand umdreht, verfällt man in das Gegentheil, indem man dieser Großmacht schlechtweg den deutschen Beruf zuschreibt. Also gar nicht für sich selbst soll Preußen mehr sorgen, sondern nur für Deutschland. Es geht aus einer Unwahrheit in die andere. Um dann die Täuschung zu vollenden, brauchte nur noch eine gelehrte Theorie hinzuzukommen, welche diesen sonderbaren

deutschen Beruf schon durch die geschichtliche Bildung des preußischen Staates zu begründen unternimmt, und solche Theorie ließ auch nicht auf sich warten. Herr Droysen hat sie uns geliefert.

Wohl wäre es eine interessante Frage, in wie fern bei solchem Umschlagen der Begriffe ins Gegentheil (was auch in einer Politik, welche zugleich eine preußische Großmachtspolitik und deutsche Nationalpolitik sein soll, ganz unvermeidlich ist,) die Hegel'sche Dialectik mitgeholfen hat, aber ich überlasse es gern den Hegelianern, darin den Triumph ihres Meisters zu feiern. Das Schlimme war nur, daß diese speculative Idee eines preußisch-deutschen Berufes, worin die Gegensätze flüssig sind und sich als Flüssigkeiten durchdringen, grade nur für die Gedankenwelt ausreichen wollte, in der Wirklichkeit aber platzten die Gegensätze aufeinander. Denn hart im Raume, sagt der Dichter, stoßen sich die Sachen, was in diesem Falle ganz buchstäblich geschah. Dadurch nemlich, daß Preußen, wie es eben seinem deutschen Berufe nachging, urplötzlich auf Oesterreich stieß. Dieses Oesterreich war ja auch so ein für sich bestehendes und von seinem natürlichen Verwachsensein mit Deutschland abgelöstes Wesen geworden, wie es in dem Begriffe einer europäischen Großmacht liegt, wollte sich aber gleichwohl ganz eben denselben deutschen Beruf zuschreiben wie Preußen. Zwei europäische Großmächte also, die gleichwohl beide für Deutschland sorgen zu müssen vorgaben! Ein unerträglicher Zustand, und zwar um so unerträglicher, weil er nicht nur der Hegel'schen Philosophie, sondern zugleich dem innersten Mysterium der deutschen Geschichte widersprach, wonach der deutsche Beruf wie durch ein heiliges Vermächtniß ausschließlich auf Preußen übertragen ist, — so gewiß, daß grade das Fehlen jeder Urkunde darüber um so mehr das hohe Alter solches Vermächtnisses bezeugt. Hätte nun Preußen dieses sein Eigenthum aufgegeben, so hörte es auch auf eine Großmacht zu sein; es wurde eine Lebensfrage für Preußen sein Recht geltend zu machen. Darum Großmacht gegen Großmacht, eine mußte den deutschen Beruf fahren lassen. Die deutsche Einigung begann mit dem Kampf.

Ich weiß wohl, die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen ist schon viel älter, aber durch den abstracten Großmachtsbegriff ist sie nicht blos verschärft, sondern etwas wesentlich anderes geworden, als sie noch unter dem großen Friedrich war. Denn es verschwand dadurch die Möglichkeit eines Ausgleiches. Bewegte sich der Streit innerhalb des Reiches, oder auch nur innerhalb des Bundes, so blieb eben das Reich oder der Bund das Höhere, und so war auch ein Mittel der Versöhnung gegeben. Im Namen Deutschlands hätte man da sagen können: weder Oesterreich noch Preußen, sondern auf die deutsche Nationalentwicklung kommt es an. Und weil dann aber Oesterreich und Preußen doch zugleich selbst Glieder des deutschen Körpers waren, so verwandelte sich das „weder noch" zugleich in das „sowohl als auch", aber dann auch Bayern, Sachsen u. s. w. Jetzt hingegen hieß es: entweder Oesterreich oder Preußen, die anderen kommen gar nicht in Frage, denn nur eine Großmacht kann den deutschen Beruf haben.

Sieht es nicht wahrlich so aus, als wäre zuvörderst ein Oesterreich in der Welt gewesen, dann später ein Preußen hinzugekommen, und zuletzt noch so ein Wesen wie Deutschland, aber freilich als eine so schwächliche Existenz, daß es nur ein Anhängsel an eine dieser beiden Großmächte bilden konnte. Wie unvermeidlich dann der Streit um die Beute. Wahrlich, so war es. Ich frage aber, ob der deutschen Nation wohl je etwas Schmählicheres geboten werden konnte, als solche der ganzen deutschen Geschichte ins Angesicht schlagenden Vorstellungen, wonach die deutsche Nation nur um Oesterreichs oder Preußens willen da wäre? Und doch hatte man sich in diese Vorstellungen schon von langer Zeit immehr mehr verrannt, bis sie sich endlich durch das europäische Großmachtssystem zum vollen Widersinn steigerten. Denn nach diesem System sollten nur die Großmächte eine Rolle in Europa spielen, was aber war daneben Deutschland oder der deutsche Bund? Das wäre schwer zu sagen gewesen. Jedenfalls bildete der deutsche Bund selbst keine Großmacht. Zwar war er ein allgemein anerkannter politischer Körper, aber als activer Factor der Politik galt er

weniger als Dänemark oder sogar Griechenland, denn diese Staaten hielten doch wenigstens Gesandte, der deutsche Bund aber nicht. Und so war Deutschland für die europäische Politik nichts weiter als ein passives Material.

Wie man darüber in Wien zu denken gewohnt war, sprach in naivster Weise Herr von Schmerling aus zur Zeit des Frankfurter Parlamentes, wo wir die Erklärung erhielten: daß es nach seiner Meinung wohl eine österreichische Geschichte gäbe, aber keine deutsche. Daß dich, das war stark! Dann giebt es am Ende auch keine deutsche Nation, oder sie ist erst mit Rudolf von Habsburg in das Licht geschichtlicher Zeiten getreten. Was vorherging, und somit die ganze eigentliche Kaiserzeit, muß wohl für dunkle Sagengeschichte gelten, all zu dunkel für einen so an das Helle gewöhnten Geist. Später erklärte derselbe Mann in einer österreichischen Versammlung: daß ihm die Aufrechterhaltung der Integrität des österreichischen Staates das Höchste und Wichtigste im Leben sei. Auch wieder merkwürdig zu hören. Denn es möchte ja hingehen, wenn ein Minister Oesterreichs so spräche, aber der Mann war vielmehr Minister des damals improvisirten deutschen Reiches gewesen, worauf dieselbe Nation ihre Hoffnung setzte, welche nach seiner Meinung bisher noch keine Geschichte hatte. Und so etwas ließ man sich bieten!

Dennoch wird es gut sein, wir ereifern uns nicht allzusehr, sonst könnte man vielleicht die Parallele ziehen. Oder welche Ansicht herrscht wohl in diesem Punkte in Berlin? Liegt darüber keine so drastische Erklärung vor, so sprechen um so deutlicher die Ereignisse. Denn auf welchen geschichtlichen Hintergrund deutet wohl der neue Bund, oder das neue Reich, welches zwar weder heilig noch römisch heißt, um so mehr aber deutsch sein soll, je mehr es preußisch wird? Die deutsche Geschichte wäre folglich nach der preußischen zu construiren, wobei nicht nur die ganze eigentliche Kaiserzeit in die Brüche fiele, sondern noch ein gut Stück mehr. Im Grunde genommen begönne die wahre deutsche Geschichte erst mit dem großen Kurfürsten, weil erst von da an die Mark Brandenburg ein Concentrationspunkt mannichfaltiger deutscher Angelegenheiten wurde.

Aehnlich dann, wie die Landschaft von Paris die Isle de France heißt, so wäre jetzt die Mark Brandenburg die Isle d'Allemagne, nur reicht freilich die Geschichte von Paris bis in die Römerzeit zurück. Schon Julian residirte dort als römischer Cäsar, ehe er Augustus wurde. Hierauf ist diese Stadt viele Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt des neueren Frankreichs gewesen, und zwar für alle Zweige der französischen Nationalentwicklung. Keine Möglichkeit damit nur irgendwie Berlin zu vergleichen. Und was wäre erst zu sagen, wenn die neue Isle d'Allemagne vielmehr ein deutsches Colonialland ist, welches noch im zwölften Jahrhundert heidnisch und wendisch war, und wo sich wendische Ueberreste sogar noch bis heute erhalten haben! Heißt es nicht die natürlichen Verhältnisse auf den Kopf stellen, wenn die Kolonie zum Kern wird, woran sich das Mutterland als Schale anschließt? Mag auch der deutsche Michel sich einreden lassen, darin das Ziel seiner Sehnsucht erreicht zu haben, die deutsche Nation wird sich nie dabei beruhigen.

Ueber alles dies habe ich Ihnen nächstens noch ein Mehreres zu sagen.

Siebenter Brief.

Schwierigkeiten einer deutschen Nationalentwicklung.

Wie sehr die deutsche Frage durch das Großmachtssystem verdunkelt und verschoben worden ist, bezeugt am deutlichsten der dadurch hervorgerufene Gegensatz von „Großdeutsch" und „Kleindeutsch", woran in letzter Zeit sich alle Entwürfe zur Reorganisation Deutschlands angeschlossen haben. Immer ging man nicht von Deutschland aus, sondern von den beiden deutschen Großmächten, die Frage blieb nur, welche von beiden der

Stützpunkt deutscher Entwicklung werden sollte. Und darüber gingen dann die Ansichten auseinander. Wer auf die breite Masse der österreichischen Monarchie, wie auf das viel höhere Alter und den conservativen Character derselben sah, oder auch durch confessionell katholische Tendenzen bestimmt wurde, entschied sich für Oesterreich, woran sich dann das ganze übrige Deutschland anschließen sollte, auch der preußische Staat mit einbegriffen. Und das eben hieß dann „Großdeutsch", was doch in Wahrheit nur auf eine Erweiterung des österreichischen Machtgebietes hinauslief und vielmehr Großösterreichisch zu nennen gewesen wäre. Der Gegenpartei gefiel statt dessen grade der vergleichsweise jugendliche und darum dem Fortschritt günstigere Charakter des preußischen Staates, welcher trotz seines viel geringeren Umfanges doch eine doppelt so starke deutsche Bevölkerung enthielt als Oesterreich, und dabei so tief in den deutschen Körper hineingeschoben zu sein und denselben so zu umklammern schien, daß er gar nicht davon zu trennen wäre. Einmal also in diese Alternative hineingerathen: ob Oesterreich oder Preußen, mußte man sich verständigerweise für Preußen entscheiden. Die Prämissen zugegeben, so war die Conclusion unantastbar. Nur entsprang freilich die unvermeidliche Folge daraus, daß dann Oesterreich von Deutschland abgelöst werden mußte. Denn so gewiß als Preußen sich nicht aus Deutschland herausreißen ließ, so gewiß konnte die österreichische Monarchie sich nicht der preußischen Herrschaft unterwerfen. Und eben so unvermeidlich ferner, daß nun die preußische Herrschaft selbst das constitutive Princip für das also verkleinerte Deutschland wurde, daher „Kleindeutsch" in Wahrheit nichts anderes als „Großpreußisch" besagte.

Da haben Sie das Resultat der Großmachtsideen, wodurch die deutsche Entwicklung zuletzt in die Alternative von Großösterreichisch oder Großpreußisch gedrängt worden ist. Können Sie in dieser äußersten Verirrung nur irgendwie eine Lösung der deutschen Frage erblicken, wo doch vielmehr die wahre Frage lediglich umgangen, und statt dessen etwas ganz anderes untergeschoben ist, als was die deutsche Frage in sich selbst enthält?

Oder warum hieße sie noch die deutsche Frage, wenn die Sache hinterher nur auf den Streit zwischen Oesterreich und Preußen hinausläuft, so daß sie vielmehr die österreichisch-preußische Frage heißen müßte. Ich darf mich heute wohl darauf berufen, daß ich schon bei dem ersten Auftauchen der kleindeutschen Entwürfe mich auf das Entschiedendste dagegen ausgesprochen habe, wie insbesondere auch gegen die nachherigen Unionsversuche. Wenn mich dann vieljährige Beobachtungen und Studien in meinen früher geäußerten Ansichten um so mehr befestigt haben, so werden Sie schon entschuldigen, daß selbst die neuesten Ereignisse mich in diesem Punkt unverbesserlich ließen. Aber bin ich denn etwa ein eingefleischter Großdeutscher, daß mir um deswillen das Kleindeutsche so gegen den Strich ginge? Nicht im Geringsten. Ich habe mit der großdeutschen Partei ganz ebenso wenig zu schaffen gehabt als mit der kleindeutschen, und mag von beiden nichts hören. Ich glaube vielmehr trotz 66 noch immer das angeborene Recht zu haben, mich schlechtweg als einen Deutschen zu fühlen. Also weder Großdeutsch noch Kleindeutsch, sondern Deutsch ohne Nebenwort — so lautet mein Bekenntniß. Dahin treibt mich zunächst mein Nationalgefühl. Will ich dann ferner die Sache verstandesmäßig behandeln, so glaube ich nicht minder auch die Logik auf meiner Seite zu haben, wenn ich bei der Beurtheilung deutscher Dinge mich auf den deutschen Standpunkt stelle, und nicht etwa auf den preußischen oder österreichischen, noch weniger auf den bayerischen oder sächsischen u. s. w. Ich meine, das ist eine einfache Forderung, die gleichwohl so wenig begriffen und noch weniger praktisch erfüllt ist, daß endlich darüber klar zu werden selbst sehr wesentlich zum Verständniß der deutschen Frage gehört.

Beginnen wir also mit der Praxis, die ja doch den Primat in Anspruch nimmt, den ich ihr auch von Herzen gönne, wenn es nur die rechte Praxis ist. Zunächst aber gestatten Sie mir die kleine Frage: ob wir denn überhaupt deutsche Staatsmänner haben, oder ob selbst nur die Möglichkeit vorgelegen hätte, daß deutsche Staatsmänner (und natürlich praktische Staatsmänner) sich bilden konnten? Meiner Ansicht nach lag

dazu nur eine einzige Möglichkeit vor, nehmlich durch die ehemalige Bundesversammlung, welche vielleicht eine Pflanzschule deutscher Staatsmänner werden konnte, wenn — ja wenn nur das Wenn nicht wäre! Wenn also der alte Bund ein activer Körper geworden, und wenn die Bundesgesandten noch etwas mehr gewesen wären als nur das Mundstück ihrer betreffenden Regierungen, — dann hätten sich in Frankfurt allerdings deutsche Staatsmänner bilden können. Weil dies aber in Frankfurt unmöglich war, so fehlte jede Möglichkeit dazu. Statt dessen gab es preußische oder österreichische Staatsmänner, und Niemand darf es anders erwarten, als daß diese auch die deutschen Gesammtangelegenheiten von preußischem oder beziehungsweise österreichischem Standpunkte aus beurtheilten und behandelten. Denn grade für den practischen Mann ist es gewiß am allerschwersten sich auf einen anderen Standpunkt zu stellen, als denjenigen, der sich ihm aus seinem eignen Lebensgange ergab, während dasselbe für theoretische Köpfe, wenn auch immer noch schwer genug, doch vergleichsweise weit leichter sein wird; was beiläufig gesagt als ein kleiner Vortheil gelten dürfte, den der Theoretiker vor dem Practiker voraus hat. Nun gab es ferner auch noch bayerische Staatsmänner, sächsische u. s. w., welche alle wohl nie das Gefühl unterdrücken konnten, daß ihr engeres Vaterland für sich allein wirklich zu eng wäre, sondern als Glied eines größeren Ganzen behandelt werden müßte, daher sie in sofern auch wohl persönlich geneigter sein mochten auf die gesammtdeutschen Angelegenheiten in wirklich deutschem Sinne einzugehen, als ihre preußischen und österreichischen Collegen. Dafür fehlte ihnen um so mehr die Erfahrung in großen Geschäften, und am Ende bedarf es wohl keiner Worte, daß der Staatsdienst in den mittleren und kleinen deutschen Staaten ganz ebensowenig wirklich deutsche Staatsmänner hervorbringen konnte, als der preußische oder österreichische. Genug, es gab keine deutschen Staatsmänner und es konnte keine geben. Auch ist es im Wesentlichen noch heute so, und wird so bleiben, so lange Großpreußen noch etwas anderes ist als Deutschland. Ein Reichskanzler, der zugleich preußischer

Premierminister ist, bezeichnet die Lage der Dinge schon deutlich genug.

Sieht es mit der deutschen Praxis so mißlich aus, so kommt dann in Frage, ob vielleicht in der theoretischen Bildung wie in den Anschauungen des großen Publikums ein Boden zur Ausbildung gesammtdeutscher Ideen gegeben wäre? Hier scheint die Antwort weit günstiger lauten zu müssen, denn das deutsche Volk, sagt man, will aller Orten die Einheit, der Particularismus steckt nur noch in den Dynastien und in den gouvernementalen Kreisen, die man also zur Vernunft bringen muß, sei es durch den Volkswillen oder durch den preußischen Säbel. Einfach genug wäre das. Aber selbst zugegeben, die ganze deutsche Nation hätte den entschiedenen Willen einen einheitlichen Körper zu bilden, so möchten doch die Ansichten über die dazu geeigneten Mittel und Wege noch weit auseinander gehen, wenn sich die wirklichen Volkswünsche aussprechen könnten. Und wären auch alle anderen Differenzen überwunden, so würde wenigstens der Unterschied protestantischer und katholischer Weltanschauung noch einen so erheblichen Einfluß ausüben, daß selbst der preußische Säbel nichts daran zu ändern vermöchte. Wer nicht nach Wünschen und Hoffnungen sondern nach den wirklichen Verhältnissen urtheilt, wird vielmehr bekennen, daß eine solche Gemeinschaft der politischen Ueberzeugungen und Bestrebungen, wie sie für die Begründung eines lebenskräftigen deutschen Gemeinwesens bestehen müßte, bis heute noch nicht erreicht ist.

Wie wäre es auch nur denkbar, daß eine Nation, die sich als ein Ganzes zu fühlen so lange entwöhnt war, noch weniger gewöhnt selbst als ein Ganzes zu handeln, jetzt auf einmal in ihren Ueberzeugungen und Bestrebungen eine so überraschende Gemeinschaft verriethe. Ist schon bei Individuen wenig Verlaß auf eine plötzliche Veränderung ihres Characters, um wie viel mehr gilt das für Nationen. Wodurch, frage ich, wäre denn die deutsche Zersplitterung selbst nur möglich geworden, wenn nicht durch den Zerfall der geistigen Gemeinschaft? Oder wodurch wäre diese geistige Gemeinschaft später

wieder hergestellt? Alle Achtung für die deutsche Literatur und Wissenschaft, welche jedenfalls im vorigen Jahrhundert das wichtigste geistige Band war, ich bemerkte aber schon, wie sich dieselbe grade mit den deutschen Nationalangelegenheiten am wenigsten beschäftigte, sondern mit dem allgemein Menschlichen. Für die Entwicklung gemeinsamer politischer Ueberzeugungen konnte sie folglich nur wenig leisten. Sie hat es auch kaum gewollt, und hätte sie gewollt, so würde ihr der Widerstand entgegengetreten sein, welchen die inzwischen erstarkten Particularstaaten schon durch ihr bloßes Dasein leisteten.

Es mag doch nicht ganz zufällig geschehen sein, daß grade die größten deutschen Schriftsteller, die wir heute unsere Klassiker nennen, den Stützpunkt ihrer Entwicklung nicht in den großen deutschen Hauptstädten fanden. Die vornehmsten sogar in dem kleinen Weimar, indessen in Berlin ein Iffland und Kotzebue gefeiert wurden, die also für den Berlinismus besser zu passen schienen als ein Schiller und Goethe, wie auch ein Nicolai besser dazu paßte als ein Herder. Und warum denn? Darum, weil in Berlin, als dem Mittelpunkte des preußischen Staates, sich ein Geist entwickelt hatte, der nicht etwa eine Steigerung des deutschen Nationalgeistes sondern der Geist des specifischen Preußenthums war, woraus sich eine Atmosphäre ergab, die grade der deutschen Nationalliteratur nicht günstig sein konnte. Ganz dasselbe galt von Wien, und wenn auch in geringerem Grade selbst von den anderen größeren Residenzen. Je bedeutender sie waren, um so mehr dienten sie statt der Nationalentwicklung dem Particularismus. In früheren Zeiten waren es die deutschen Reichsstädte gewesen, wo die deutsche Culturentwicklung ihre vornehmste Stütze fand, und so erhielt sich auch die Idee einer nationalen Gemeinschaft, weil es eben Reichsstädte waren, die sich also als Glieder des Reiches fühlten. Aber wie sehr traten die Reichsstädte nach dem dreißigjährigen Kriege hinter den größeren Residenzen zurück, wo sich je mehr und mehr die wichtigsten Culturmittel concentrirten. Wenn also diese neuen Residenzen,

wie eben gesagt, für die Entwicklung einer deutschen Nationalliteratur sich wenig günstig erwiesen, um wie viel weniger noch für die Entwicklung politischer Ideen, welche Deutschland als ein Ganzes umfassen sollten. Grade Wien und Berlin, weit entfernt der wirksamste Stützpunkt dafür zu sein, bilden in dieser Hinsicht vielmehr ein mächtiges Hinderniß. Wie es in Wien die österreichischen Interessen und Ansichten sind, welche dort die ganze geistige Atmosphäre durchdringen, so sind es in Berlin die preußischen. Auch haben Oesterreich und Preußen seit lange ihre besonderen Gesetzbücher, wodurch sie aus dem Verband des gemeinen deutschen Rechtes herausgetreten sind. Wie schwer muß es dort selbst für den besten Willen sein rein deutsche Gesichtspunkte zu verfolgen, wo sich wie von selbst der österreichische oder preußische Standpunkt geltend macht, von welchem aus dann freilich die deutschen Dinge ganz anders aussehen, als wenn man sie vom deutschen Standpunkt aus betrachtet.

Man scandalisirt sich über die von so manchen österreichischen Schriftstellern versuchte Geschichtsverdrehung, wonach die deutsche Geschichte nebst einem guten Stück der europäischen Geschichte als eine Geschichte des Hauses Habsburg behandelt wird. Der ganze Gang der Ereignisse wird im österreichischen Interesse dargestellt, oder was dazu in keiner Weise passen will, wird rundweg ignorirt und abgeleugnet. Man brandmarke solches Treiben, mit den stärksten Ausdrücken — es geschieht ihm nur sein Recht. Aber man übersehe nicht, daß auch Berlin seine Geschichtsfabrikanten hat, die hinter ihren wiener Collegen durchaus nicht zurückbleiben. Dabei muß es wohl noch als naturwidriger gelten, die deutsche Geschichte in die Geschichte des preußischen Staates aufzulösen, der doch erst seit zwei Jahrhunderten eine wichtige Rolle zu spielen begann, während die habsburg-österreichische Geschichte wenigstens schon in der zweiten Hälfte des Mittelalters beginnt. Auch kommt noch hinzu, daß Oesterreich Jahrhunderte lang die Basis des deutschen Kaiserthums war, und dadurch unstreitig mit den deutschen Reichsangelegenheiten tief verflochten. Diese That-

sachen bieten den österreichischen Geschichtsverdrehern allerdings einen natürlichen Anhalt, der Fehler ist nur, daß sie denselben eine überschwengliche Bedeutung geben, indessen sie viele andere wichtige Thatsachen unbeachtet lassen. Was soll man aber erst sagen, wenn anstatt eines solchen thatsächlichen Bodens vielmehr die Fiction eines deutschen Berufes gemacht wird, der angeblich mit der Mark Brandenburg verbunden sein soll, und dort wohl irgendwo versteckt liegen mag. Vielleicht in den Klosterruinen von Lehnin.

Auf Grund solcher Fiction ist dann die ganze brandenburgische Geschichte nichts anderes als die allmälige Erfüllung dieses deutschen Berufes. Kein Gedanke daran, daß die Hohenzollern in Brandenburg ihre Hauspolitik trieben, wie es doch damals alle Reichsfürsten thaten, der Kaiser an der Spitze, sondern mit den brandenburgischen Regenten verhielt es sich anders. Machten sie neue Erwerbungen, sei es durch Eroberung oder durch Kauf, oder durch Heirathen und Erbverbrüderungen, so geschah das nur zur Erfüllung ihres deutschen Berufes. Auch wenn sie zur Beförderung ihrer Erwerbungen in Verbindung mit auswärtigen Mächten traten, wie seit der jülichschen Erbschaft fast ununterbrochen geschah, so entsprang dies nicht minder aus dem deutschen Beruf, infolge dessen die ganze brandenburgische Geschichte nach innerer Nothwendigkeit deutsch sein mußte, und gar nie undeutsch gewesen sein kann. Kein Gedanke ferner, daß sich dann allmälig die moderne Staatsidee entwickelte, und daß es seitdem das preußische Staatsinteresse war, sondern es war die deutsche Nationalentwicklung, womit man sich beschäftigte. Leicht möglich, daß auch der große Friedrich sich nur um deswillen sein Sanssouci erbaute, um dort um so ungestörter seine deutschen Studien treiben zu können, weswegen er wahrscheinlich den Voltaire kommen und den Lessing laufen ließ. Indessen schrieb er seine „Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg", und scheint demnach der Ansicht gewesen zu sein, daß seine Vorfahren in Brandenburg Hauspolitik trieben, über deren Motive er sich oft sehr unumwunden ausspricht. Kein Wort

darin von einer deutschen Berufspolitik. Ganz rückhaltlos sagt er desgleichen, was ihn selbst nach Schlesien trieb, weil er es nemlich in seinem Interesse fand, seine Ansprüche auf dieses Land geltend zu machen, daß er das aber um Deutschlands willen gethan, erklärt er nicht. Entweder also hat er damals eine rein preußische Politik geführt und dabei nicht an seinen deutschen Beruf gedacht, oder er muß diesen Gedanken wohl für sich behalten haben, so daß man lange Zeit nichts davon wußte. Und so blieb es, bis erst die berliner Wissenschaft hinlänglich erstarkt war, um aus dem großen Friedrich etwas ganz anderes machen zu können, als wie er selbst bei Lebzeiten erschienen war, und dann die Histoire de la maison de Brandebourg vielmehr in eine Geschichte des deutschen Berufs der Mark Brandenburg umzuarbeiten.

Hören Sie diese Auslassungen über Geschichtsverdrehung nur geduldig an, denn ich muß Ihnen leider erklären, daß ich damit noch lange nicht zu Ende bin, und mir vielmehr vorbehalte noch wiederholt darauf zurückzukommen. Dafür bin ich eben Theoretiker, daß ich den Gedanken nachspüre, welche der practischen Politik zu Grunde liegen, und wo ich irgend ein Gedankenfädchen finde, lasse ich mich die Mühe nicht verdrießen es bis auf seinen Ursprung zu verfolgen. Wäre es auch selbst kein Gedanke sondern eigentlich ein Ungedanke, — auch der muß untersucht werden. Unerfreulich ist es zwar, sich mit Ungedanken beschäftigen zu müssen, wobei man am Ende sogar in Gefahr kommt an sich selbst irre zu werden. Mir ist es wirklich schon oft so ergangen, daß ich bei der Lectüre derartiger Schriften ängstlich an meine Stirn faßte, aber Sie werden es meiner Eitelkeit schon zu gut halten, wenn ich hinterher doch immer zu der tröstlichen Ueberzeugung gelangte, daß ich meinen Verstand noch fest an der Leine hatte, während andere vielleicht in dem hohen Schwunge ihrer borussistischen Phantasie die Leine aus der Hand gleiten ließen. Ist nicht die höchste Poesie eine Art von Wahnsinn genannt worden, und was giebt es so Hochpoetisches als den deutschen Beruf der Mark Brandenburg? Jedenfalls ist meine Weise zu

politisiren viel zu prosaisch, um mich zu solcher Auffassung emporzuschwingen.

Hiernach frage ich Sie, ob nicht auch die allerpractischste Praxis zuletzt auf Gedanken beruht, und ich glaube, Sie würden es selbst für die schlechteste Empfehlung einer Praxis halten, die sich gedankenlos zu sein rühmte. Ein anderes freilich als der bloße Gedanke ist noch die Ausführung desselben, wozu Energie und Geschick gehören, die mit dem Gedanken noch nicht gegeben sind, wenn aber der Gedanke ohne seine Ausführung wirkungslos bleibt, so kann andererseits weder Energie noch Geschick etwas helfen, wenn man von einem falschen Gedanken ausging. Auf die Gedanken also kommt in der Politik wirklich unendlich viel an. Wären es selbst nur Halbgedanken oder Viertelsgedanken — sie werden dennoch entscheidend, wenn sie dem Practiker für volle Gedanken gelten. Ja selbst der Ungedanke hat dann dieselbe Wirkung wie der Gedanke, nur wird sein Product das Unhaltbare und Verkehrte sein. Und welche Art von Gedanken, frage ich weiter, werden wohl am meisten auf die Politik einwirken? Ohne Zweifel diejenigen, welche die Auffassung der Geschichte betreffen. Denn die Staaten selbst sind geschichtliche Producte, und je nachdem man über ihre eigne Entstehung und Entwicklung denkt, danach wird man auch über ihre Fortbildung denken. In unserem Falle nun ist die Frage noch wichtiger, da hier zugleich die preußische und die deutsche Geschichte vorliegen, die ebenso beide für sich als nach ihrem Ineinanderwirken aufzufassen sind. Wie sehr viel wird also davon abhängen, wie man sich die preußische und die deutsche Geschichte construirt? Es wirkt fast entscheidend. Welche Art von preußischer Politik soll aber aus einer Auffassung der preußischen Geschichte entspringen, wie die soeben bezeichnete? Und noch mehr, welche Art von deutscher Politik?

Mit dieser Frage will ich heute schließen.

Achter Brief.

Die Gothaer.

Man würde dem Grafen Bismarck entschieden Unrecht thun, wenn man ihn für einen Zögling unserer gothaischen Historiker und Publicisten erklären wollte. Er ist aus einem ganz anderen Kreise hervorgegangen. Und doch ist es wie eine Ironie des Schicksals, daß grade dieser Mann der Testamentsvollstrecker des Herrn von Gagern werden mußte, der doch zu seiner Zeit im Mittelpunkt des Gothaismus stand. Ob wohl der Eine oder Andere vor zwanzig Jahren eine Ahnung davon hatte? Ich glaube kaum, gleichviel aber — es ist so. Und wenn auch Graf Bismarck sich vielleicht nur wenig mit der gothaischen Literatur beschäftigt hat, so bezeugen doch die Thatsachen, wie viel von gothaischen Ideen in ihn selbst eingedrungen sein muß. Noch augenfälliger, wie sehr er sich des Gothaismus, der sich heute zum Nationalliberalismus verwandelt hat, als Hülfsmittel und Werkzeug bedient, so wenig er gleichwohl geneigt sein möchte sich selbst damit zu identificiren.

Gestatten Sie mir deshalb jetzt in der Kürze meine Ansicht über den Gothaismus auszusprechen, was für das Verständniß der gegenwärtigen Lage nicht ohne Nutzen sein wird. Haben auch die Gothaer die Politik von 66 nicht gemacht, sie haben ihr so wesentlich vorgearbeitet, daß ohne dies kein 66 möglich gewesen wäre. Denn sie haben die Idee eines kleinen Deutschlands mit preußischer Spitze (wie der technische Ausdruck lautet) zuerst mit Entschiedenheit aufgestellt, und eine Reihe von Jahren dafür agitirt. Nachdem hierauf die Katastrophe eingetreten, haben sie den Erfolg derselben unumwunden acceptirt, und dem darauf begründeten System den thätigsten Beistand geleistet, ohne welchem dasselbe wahrscheinlich garnicht bestehen könnte. Wäre es auch nur um des nationalen und populären

Anstrichs willen, den allein der Gothaismus dem neuen Werke geben konnte, weil die eigentliche Demokratie doch kalt dagegen geblieben, oder sich selbst dagegen erklärte, — dieser Anstrich ist unentbehrlich. Graf Bismarck weiß das. Mögen dann die sich so nennenden preußischen Conservativen sich dagegen sperren so viel sie wollen, es hilft nichts. Haben sie ihrerseits selbst den Ereignissen von 66 zugestimmt, so müssen sie sich auch den Beistand des Nationalliberalismus gefallen lassen und ihren ehemaligen Gegnern dankbar die Hand drücken, so widerwärtig ihnen das sein mag.

Also auch darin, beiläufig bemerkt, ein innerer Widerspruch, wie er kaum greller sein kann. Erinnern Sie sich nur, wie einst dieselben Leute die Unionsprojecte verwarfen, jetzt aber liegt ein Werk vor, welches sich von eben diesen Projecten fast durch nichts unterscheidet, als durch die Gewaltsamkeit seiner Begründung, und wer in aller Welt wird zu behaupten wagen, daß es eben dadurch einen mehr conservativen Character erhalten habe? Die nun einst den Gang nach Ollmütz priesen, die priesen hinterher Sadowa! Das nenne ich mir einen Umschwung, zu dem ein Salto mortale gehört, mit dem sich ein Seiltänzer sehen lassen könnte! Heißt aber heute Conservatismus, und paßt als solcher nur um so mehr zur Signatur unserer Tage.

Nun endlich der Gothaismus selbst, — was ist von ihm zu halten? Von einem Systeme also, welches die Halbköpfigkeit im Bunde mit der Halbherzigkeit erzeugte, und darin liegt schon alles. Oder heißt es denn nicht an Deutschland selbst verzweifeln, wenn das neue Deutschland erst durch Preußen geschaffen werden soll, woraus doch jedenfalls nur ein vergrößertes Preußen niemals aber ein wirkliches Deutschland entstehen kann? Wer von einer Idee ergriffen ist, der stelle sich auch auf den Boden dieser Idee, und habe die Zuversicht, daß daraus eine Macht entspringen werde, welche allmälig die Idee zum Siege führt. Hat er hingegen diese Zuversicht nicht, so muß es auch wohl keine rechte Idee sondern nur ein Halbgedanke gewesen sein, von welchem er auch nur halb durchdrungen wurde. Wer also an die Wieder-

herstellung Deutschlands glaubt und dafür wirken will, der hat entweder kein Bewußtsein über sich selbst, oder er geht dann von dem deutschen Standpunkt aus, nicht aber von dem preußischen. Selbst nicht einmal an eine preußische Spitze wäre dabei zu denken, denn grade die Spitze — wenn man durchaus nach solchem Zierrath verlangt, — müßte am meisten deutsch sein, wenn das Ganze selbst als deutsch gelten soll, während hingegen der Unterbau oder Seitenbau weit eher preußisch oder meinetwegen österreichisch sein könnte, indessen das Ganze dennoch deutsch würde. Zum mindesten wäre doch die deutsche Spitze ein sichtbares Zeichen, daß das Deutschthum über dem Preußenthum steht, und nicht etwa das Preußenthum über dem Deutschthum. Hier aber sollte vielmehr die preußische Spitze das Ganze selbst erst machen. Und unter dieser Spitze war eigentlich wohl die Pickelhaube verstanden, d. h. die preußische Armee, die dabei als Werkzeug dienen sollte. „Der Grundgedanke der Gothaer, sagt in dieser Hinsicht der Verfasser der Realpolitik, — der wie ich meine aus der Schule spricht, — war der: die preußische Staatskraft in den Dienst der deutschen Revolution zu ziehen." Da haben wir's, das ist das Geheimniß des Gothaismus! Man hätte also herzlich gern eine Revolution gemacht, nur mochte man sich nicht die Finger dabei verbrennen, darum sollte die gefährliche Arbeit durch die preußische Staatskraft besorgt werden, indessen die gothaischen Staatsweisen vom Kanapee aus die Oberleitung übernähmen. Herr von Manteuffel hat dies sehr treffend die Revolution in Schlafrock und Pantoffeln genannt. Weil aber in solchem Costüm keine Revolution zu machen ist, so verlief die Sache zunächst im Sande.

Eine Reihe von Jahren darauf, nachdem Herr von Manteuffel gefallen, begann in Preußen die allbekannte neue Aera, wodurch die Gothaer auf einmal dahin gelangten, die preußische Staatskraft nun wirklich zu ihrer Verfügung zu haben. Jetzt mußten doch die so lange geplanten großen Thaten geschehen, wenn diese Herren selbst das Zeug dazu besaßen. Auch empfing

sie schon im voraus der rauschendste Beifall des von ihren Anhängern beeinflußten Publikums. Wie bald aber zeigte es sich, daß diese Leute, welche zugleich eben so preußisch als deutsch sein wollten, weder für Preußen noch für Deutschland zu wirken vermochten, weil sie das Eine wie das Andere nur halb verstanden, nnd hier wie dort auch nur mit halbem Herzen an die Arbeit gingen. So blieb denn alles bei Velleitäten und hohen Worten, und was am Ende in ihrer inneren und auswärtigen Politik noch als das wichtigste Ereigniß erschien, das war die Angelegenheit des Polizeiobersten Patzke und des englischen Capitäns Macdonald. Der Banquerott war ohne Gleichen. Ich fragte damals einen berühmten Historiker in einer allerdings wenig genirten Weise, wie es wohl in Gesprächen zu gehen pflegt: ob er mir vielleicht irgend ein Beispiel zu nennen vermöchte, daß jemals ein so bedeutender Staat wie Preußen von solchen Incapacitäten geleitet wäre? Die Antwort lautete in demselben Tone: daß ihm in der ganzen Gesellschaft kein Einziger zu sein schiene, der auch nur zwei Gedanken zusammen zu bringen wüßte. Und wie erklärlich auch, bei Leuten, die immer nur mit Halbgedanken beschäftigt waren, wovon ein Dutzend noch lange keinen ganzen ausmacht. Es ist abzuwarten, wie die spätere Geschichte darüber urtheilen wird, das Wahrscheinlichste aber, daß sie die ganze neue Aera für immer mit dem wohlthätigen Schleier der Vergessenheit bedeckt. Da haben Sie also die practische Probe davon, was dieser Gothaismus für sich selbst zu leisten vermag.

Steht es denn etwa besser auf dem theoretischen Gebiete? Das könnte Ihnen von vorn herein wohl glaublich erscheinen, Sie werden aber hier grade den schlagendsten Beweis davon finden, wie innig immer Theorie und Praxis zusammen hängen, so daß man von dem Einen auf das Andere schließen darf. Nur lassen Sie sich zuvörderst nicht etwa irren durch die literarische Reputation, die sich die Gothaer zu verschaffen wußten, denn damit geht es oft so wunderlich zu wie überhaupt mit der öffentlichen Meinung, deren sich doch viele so gern als

einen Trumph bedienen, der jeden Zweifel niederschlagen und auch im voraus jede Untersuchung abschneiden soll. Wir werden also ganz unbefangen sehen müssen, was denn in Wirklichkeit hier vorliegt. Bücher freilich und Zeitschriften genug, worin uns neben den Ideen des alt bekannten Constitutionalismus zugleich noch die Ideen der Manchesterschule aufgetischt werden, bis heute aber soll ich noch den ersten Gedanken finden, womit die Staats- oder Gesellschaftswissenschaften von den Gothaern bereichert wären, und Sie dürfen mir wirklich zutrauen, daß ich gar sehr danach trachte auf diesem Gebiet etwas Neues zu erfahren. Alles Suchen aber blieb vergebliche Mühe. War also für die politischen Wissenschaften nichts zu gewinnen, so griff ich dann zu den schönen Wissenschaften, von denen ich mir wenigstens eine heitere Unterhaltung versprechen durfte. Aber das Unglück verfolgte mich. Ich las die namhaftesten Werke und konnte wirklich die Poesie nicht finden, die darin versteckt war. Wohl hätte ich sie auch nie gefunden, wäre ich nicht endlich auf den klugen Einfall gerathen, daneben noch die wesentlich dazu gehörigen ästhetischen und kritischen Erörterungen zu lesen. Und da erst kam ich zur Erkenntniß, welche Meisterwerke ich genossen hatte.

Nun sollen Sie mir noch ferner versuchen die Theorie von der Praxis trennen zu wollen! Denn nicht wahr, Aesthetik und Kritik verhält sich doch zur Dichtung grade wie die Theorie zur Praxis? Und so innig war hier der Zusammenhang, daß das Eine ohne das Andere für sich allein ganz wirkungslos geblieben wäre. Und das begreift sich. Denken Sie sich hingegen begabte Dichter, die mit eben so begabten und nicht minder thätigen Kritikern und Journalisten in ununterbrochener Wechselwirkung stehen, so kann der Erfolg garnicht ausbleiben. Wird endlich noch das ganze Gros der Zeitungscorrespondenten ins Interesse gezogen, so wächst der Erfolg mit beschleunigter Progression, selbst bis ins Unbegreifliche. Da ist es wirklich wie mit der Gedankenfabrik, von der Mephisto spricht, wo ein Schlag tausend Verbindungen schlägt. Und nicht blos das, sondern die angeregten Gedanken machen sich zugleich verlautbar,

und noch ganz anders als das Schwirren eines Webestuhles. Kaum ist von diesen bevorzugten Geistern ein neues Werk an's Licht getreten, so verkündigen tausend Stimmen seinen Ruhm und tausendfältig schallt das Echo nach. Ein Höllenlärm entsteht daraus, das ganze Publikum wird wie betäubt davon. Bald darf man ihm vorreden, was man will, es ist immer ganz überzeugt davon, weil ihm das Denken überhaupt vergangen ist, und folglich gar kein Zweifel mehr entstehen kann. So ist die Sache. Denn ohne Umschweife gesprochen: die literarische Kameradschaft ist es, welche für den Gothaismus den Haupthebel des Erfolges bildet, indem man gleichsam eine auf Gegenseitigkeit beruhende Belobigungs-Assekuranz einzurichten wußte. Da geht es folglich ganz wie mit allen solchen Gesellschaften: je weiter sie sich ausbreiten, um so sicherer und wirksamer werden sie. Und um wie viel mehr in diesem Falle, wo jedes Mitglied unmittelbar zugleich zu einem Agenten der Gesellschaft wird. Wehe aber dem, der nicht in der Assekuranz ist! Er mag es sich selbst zuschreiben, wenn er zu Grunde geht.

Um Ihnen doch auch ein Beispiel anzuführen, was solche literarische Kameradschaft unter Umständen bedeuten kann, will ich Sie nur an das Schicksal der Schopenhauerschen Philosophie erinnern. Wie viele Jahre lang ist die so gut wie unbekannt geblieben, weil ihr Autor in keiner Kameradschaft stand, um so mehr aber eine Kameradschaft gegen sich hatte. Ich bin kein Anhänger Schopenhauer's, dessen Lehre ich vielmehr als Ganzes durchaus verwerfe, daß er aber zu unseren scharfsinnigsten und originellsten Köpfen gehörte, und jedenfalls doch mehr von ihm zu lernen ist als aus so vielen anderen philosophischen Schriften, darf heute für allgemein anerkannt gelten. Es ist sogar auf die lange Nichtachtung eine Ueberschätzung eingetreten, die offenbaren Schaden stiftet. Aber so geht es damit.

Grade also wie Bücher durch die literarische Kameradschaft todt geschwiegen werden können, so können sie in derselben Weise auch das unverdienteste Ansehen gewinnen. Noch viel-

mehr aber als von einzelnen Werken gilt das von literarischen Tendenzen. Was ist erst möglich, wenn solche literarischen Tendenzen zugleich politische sind, und ganz ausdrücklich politischen Interessen dienen wollen? Da wirkt dann alles zusammen: Kathedervorträge mit den Kammerreden und sonstigen öffentlichen Reden, die Bücher und die Zeitungen. Nun betrachten Sie das ungeheure Netz der Tagespresse, die vor unseren Augen zu einer Riesenspinne erwächst, welche das ganze Publikum umklammert, um ihm die tägliche Gedankenportion in den Mund zu schieben, gleichzeitig aber auch jeden etwa mißfälligen Gedanken fern zu halten. Ist es denn noch irgendwie die innere Wahrheit eines Satzes, welche da entscheidet, und nicht vielmehr die äußere Manipulation, wodurch er in das Publikum hineingebracht wird? Dazu kommt, daß unsere Zeitungen der Hauptsache nach nichts anderes als gewerbliche Unternehmungen sind, und daß die ganze Literatur, je mehr sie sich mit dem Journalismus verflechtet, auch selbst immer mehr einen gewerblichen Character annimmt, wobei es viel weniger auf neue und tiefe Gedanken als auf die speculative Verwerthung derselben ankommt. Nicht minder bekannt, wie desgleichen auch die Politik sich schon zu einem Gerwerbe ausgebildet hat, wonach politische Gesinnungen fabrikmäßig erzeugt und kaufmännisch verbreitet werden. Das Eine greift in das Andere, Literatur und Politik bilden ein gemeinsames Geschäft. Welches nun unter solchen Umständen die Gesetze der Geistesentwicklung sind, muß als ein schwieriges Problem gelten, das erst die Zukunft lösen mag. Einstweilen ist nur soviel klar, daß jedenfalls daraus Erscheinungen entspringen, die man mit großer Vorsicht betrachten muß, um sich nicht über ihre wirkliche Bedeutung zu täuschen. Und wenn der zeitweilige Erfolg noch niemals ein sicherer Maßstab der Wahrheit war, so ist dieser Maßstab jetzt von vornherein ganz unbrauchbar geworden.

Nach dieser Zwischenbemerkung zu den literarischen Leistungen des Gothaismus zurückkehrend, müssen wir insbesondere noch das historische Gebiet betrachten, dem jedenfalls seine Hauptarbeiten angehören. Schon hat er eine stattliche

Reihe historischer Schriftsteller aufzuweisen, die noch immer wächst und in Zukunft wohl noch schneller wachsen muß, da auch schon Seminarien bestehen, um aus dem ausgestreuten Samen neue Bäume zu ziehen. Ein deutscher Urwald wird es zwar nicht werden, aber wäre es auch nur Forstgärtnerei, sie kann auch ihren Nutzen haben. Alle diese Historiker nun beschäftigen sich mit großer Vorliebe mit der modernen preußischen Geschichte, woran sich auch fast alle ihre Sporen verdienten. Das Preußenthum mag sich dessen freuen, an und für sich betrachtet aber werden Sie mir zugeben müssen, daß jedenfalls diese moderne preußische Geschichte ein zu beschränkter Stoff ist, als daß das Studium derselben zu einer umfassenden Weltanschauung führen könnte. Fragen Sie sich nur, was wohl ein Ranke geworden wäre, wenn er diese Geschichte zum Mittelpunkt seiner Studien gemacht hätte? Ich meine die Antwort darauf giebt schon seine eigne preußische Geschichte, wenn man dieselbe etwa mit seiner Geschichte der Päbste vergleicht. Denn in demselben Maße, wie ihn hier der große Gegenstand emporhebt, so merkt man ihm dort an, wie er sich beengt und fast gelangweilt fühlt. Andere mögen ja mehr darin finden, und gewiß hat Ranke die preußische Staatsgeschichte bei weitem nicht erschöpft, so daß in dieser Hinsicht noch Verdienstliches genug zu thun bliebe. Es heißt aber der Geschichtsforschung einen sehr schlechten Dienst erweisen, wenn man diese Geschichte nach politischen Tendenzen verarbeitet. Und das ist es eben. Tendenziös ist die gothaische Geschichtsschreibung, von Anfang bis zu Ende auf den Effect berechnet. Und darauf grade beruht zumeist ihr Einfluß auf die Tagespresse, wodurch die gothaischen Geschichtsansichten in die laufende Debatte einfließen und die öffentliche Meinung bestimmen.

Das muß man den Gothaern lassen, daß sie insofern geschickt genug verfuhren, als sie die Hauptpunkte, wovon die Verwirklichung ihrer kleindeutschen Projecte abhing, sofort erkannten, und dann ihr Publikum so wirksam zu bearbeiten wußten, daß es die ihm tagtäglich vorgeredeten Sätze allmählig wie Axiome annahm. Einerseits nemlich mußte der alte

deutsche Bund aufgelöst, andrerseits Oesterreich aus Deutschland herausgewiesen werden. Für beides war die öffentliche Meinung zu gewinnen. Darum wurde zuvörderst der Bund zum Sündenbock gemacht für alles Mangelhafte und Verkehrte, was irgendwo in Deutschland vorlag. Seine Schuld sollte es vor allem sein, daß Deutschland als Gesammtkörper so machtlos und lahm dastand, und von ihm desgleichen das gehässige Polizeiregiment ausgehen, welches so lange auf Deutschland gelastet. Das mußte dem deutschen Michel leicht begreiflich sein, denn die ganze hohe Polizei berief sich ja selbst auf den Bund. Was aber eigentlich hinter dem Bunde stand, das mochte Michel, von dem ihm vor Augen gehaltenen Schreckbilde wie betäubt, nicht so leicht bemerkt haben, und man wußte ihn genügend zu hänseln, daß er auch gar nicht danach fragte. Sonst möchte er endlich doch entdeckt haben, daß was im Namen des Bundes geschah, vielmehr von Oesterreich und Preußen ausging, als den entscheidenden Factoren in allen wichtigen Angelegenheiten. Diese beiden Großmächte, sagte ich schon, haben den Bund zu einem blos passiven Körper in der europäischen Politik gemacht, und lag also darin eine Schuld, — der Bund als solcher war dabei so unschuldig wie ein Kind. Und hat er denn etwa, weil er der hohen Politik entsagen mußte, um deswillen um so mehr in hoher Polizei gearbeitet? Auch dies ist wiederum nur scheinbar so geschehen, denn im Hintergrunde standen dieselben beiden Großmächte, die aus dem Bunde machten, was sie wollten, es aber unter Umständen für räthlich hielten, das Odium ihrer eignen Maßregeln auf den Bund zu schieben, indem sie wirklich so thaten, als ob der Bund eine Macht gewesen wäre, der sie sich selbst unterwerfen müßten. Statt dessen ist die nackte Thatsache, daß die Karlsbader Beschlüsse, welche das ganze spätere Repressivsystem einleiteten, selbst gar nicht aus der Bundesversammlung hervorgingen, wie schon ihr Name bezeugt. Sondern in formwidriger Weise sind sie zu Stande gebracht und dem Bunde aufgedrungen worden, grade wie auch die Wiener Schlußacte, die sonst vielmehr in Frankfurt abgeschlossen werden

mußte. Nicht nur die constitutionellen Südstaaten, sondern selbst Mecklenburg hat damals protestirt, es half aber nichts, und die in Verdacht des Liberalismus stehenden Bundesgesandten wurden aus der Bundesversammlung verdrängt. Nicht in Frankfurt, sondern in Troppau und Verona lag die Entscheidung, und das muß wahr bleiben, so lange Thatsachen mehr gelten als Erdichtungen.

Eine leere Behauptung ist es ferner, daß alles dies Mißliebige nur von Oesterreich ausgegangen, Preußen aber gegen seinen Willen dazu gezwungen gewesen sei. Fühlt man denn nicht einmal, wie eben darin, wenn es wahr wäre, der allerstärkste Vorwurf gegen Preußen läge, daß dieser Staat mit seinem deutschen Beruf sich von Oesterreich gängeln, und gegen seine eigne bessere Ueberzeugung sich zu so verwerflichen Maßregeln drängen ließ? Es ist aber gar nicht wahr. So groß man sich auch den Einfluß des Fürsten Metternich in Fragen der europäischen Politik denken mag, — bis in die preußische Justiz und Polizei reichte er nicht hinein. Außerdem hat Preußen genügend gezeigt, daß es im Punkte der Demagogenverfolgung für sich allein das Möglichste zu leisten vermochte, und Herr von Kamptz darf wohl den Ruhm beanspruchen, der größte Demagogenriecher seiner Zeit gewesen zu sein, wie ihn Graf Platen nannte. Ihm verdankte man die schöne Theorie von dem „versteckten Hochverrath", der selbst schon in wissenschaftlichen Lehren liegen sollte, weil solche Lehren, wie er meinte, in der böswilligen Absicht ersonnen sein könnten, die preußische Monarchie zu untergraben. Die Nachweisungen darüber finden Sie in der „Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse" von Kaltenborn, der ein so conservativer Schriftsteller war, daß er sogar geschichtliche Thatsachen conservirt wissen wollte. Mit dieser Entdeckung also war der Rechtstitel gewonnen, um jeden mißliebigen Professor zu vertreiben, und junge unerfahrene Leute wegen ihrer deutsch-patriotischen Wünsche scharenweise in die Festungen zu sperren. Ehre dem Ehre gebührt! Fürst Metternich war ein viel zu wenig theoretischer Kopf, um sich mit spitzfindigen Theorien abzumühen,

sondern dieser versteckte Hochverrath ist und bleibt ein berliner Product. Auch Herr von Nagler ist dann nicht zu vergessen, dessen neuerdings herausgegebene Correspondenz trotz äußerster Dürftigkeit ihres geistigen Gehaltes, — wenn nicht um deswillen umsomehr, — als eine hübsche Illustration zu jenen Zuständen gelten kann. Welche Freude der Mann an der Demagogenhetze fand, und wie er dabei das Brieferbrechen verstand! Er trieb das Geschäft ganz auf eigne Faust, Metternich brauchte seinen Eifer gar nicht anzuspornen.

Es ist ja nicht entfernt meine Meinung, daß etwa Oesterreich, im Unterschiede von Preußen, deutsch-nationale Tendenzen verfolgt hätte, wovon die Thatsachen keine Spur zeigen würden. Aber dieselben Thatsachen zeigen zugleich, daß Oesterreich darauf auch niemals Anspruch gemacht und niemals mit dem Liberalismus geliebäugelt hatte, so daß seine Repressivmaßregeln wenigstens in der Consequenz seiner Politik lagen, und vergleichsweise ein ehrliches Verfahren genannt werden konnten. Anders stand es mit Preußen, welches seit 1808 liberale Grundsätze angenommen, und in den Freiheitskriegen ausdrücklich das deutsche Nationalgefühl aufgerufen hatte, um es nach Kräften auszunutzen. Nachdem es aber ausgenutzt war, erwies es sich ihm selbst als unbequem. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, er mochte gehen, und wollte er nicht gehen, so wies man ihm die Wege, und diese Wege führten auf die Festungen. Da mochten die jungen Leute, in denen noch die Nachklänge der Freiheitskriege nachwirkten, sich in das Studium des Deutschen Berufes der Mark Brandenburg vertiefen, wozu sich in Köpnick und in der berliner Hausvogtei die beste Gelegenheit darbot. Hätten sie dann etwa nach Fichtes Reden verlangt, so würden sie durch die Nachricht überrascht sein, daß diese Reden aus hohen Staatsrücksichten nicht mehr für zeitgemäß galten, und darum ihr Wiederabdruck verboten war. Das hatte also auch Fichte davon, daß er seine Reden an die deutsche Nation gehalten, anstatt an das Preußenthum, und darin von der deutschen Nationalentwicklung gehandelt hatte, nicht aber von preußischen Staatsin-

tereſſen, die für einen loyalen Preußen allein maßgebend ſein dürfen. Hätte er damals noch gelebt, ſo konnte er jetzt erkennen, wie ſehr verſchieden das eine Thema von dem andern iſt, und konnte ſich darüber mit Jahn und Arndt beſprechen. Die hatten auch belehrende Erfahrungen gemacht. Nur mögen ſie doch immer nicht bis auf den letzten Grund gelangt ſein, wo ſie erſt die wahre Urſache dieſer traurigen Wendung in der Bosheit des Fürſten Metternich erkannt hätten, durch deſſen Zauberkünſte es allein geſchehen war, daß nach der nationalen Begeiſtrung von 1813 dann hinterher doch ein ſo unerwarteter Unterſchied zwiſchen Deutſchthum und Preußenthum hervortrat, der nach allen Regeln einer geſunden gothaiſchen Logik ſonſt gar nicht möglich war. Wer hingegen an ſolche Zauberkünſte nicht glaubt, wird in dieſem Vorgang nichts anderes als die nach Lage der Umſtände ſehr erklärliche Reaction des Preußenthums gegen das Deutſchthum erblicken.

In den Jahren der Noth und der Bewegung hatte ſich das Preußenthum ſo innig mit dem Deutſchthum durchdrungen, daß Beides wie Eins erſchien. Die Sache war aber ähnlich, wie wenn man etwa in einem Gefäße Waſſer und Oel durch Schütteln mit einander vermiſcht, oder irgend eine Flüſſigkeit durch Druck mit einem Gaſe impregnirt. Hört das Schütteln auf und ſteht das Gefäß in Ruhe, ſo ſondert ſich das Oel wieder von dem Waſſer, wie das Gas allmählig wieder entweicht, wenn der Druck verſchwindet. So geſchah es mit dem deutſchen Geiſte, der ſeit dem Jahre 1807 dem Preußenthume eingeflößt und durch den Druck der Umſtände zeitweilig ſo unlöslich damit verbunden zu ſein ſchien, wie wenn das Preußenthum ſeinen eigenen Character aufgegeben hätte, und hinterher trat er doch wieder hervor. Naturam expellas furca, tamen usque recurret! Nur wer durch eine ſyſtematiſche Verdrehung der wirklichen Verhältniſſe in denjenigen Zuſtand geiſtiger Befangenheit und Verwirrung gerathen iſt, wo man den Wald vor Bäumen nicht ſieht, mag ſich über ſo handgreifliche Dinge noch Täuſchungen hingeben. Denn ſchon das Eine würde ja genügen, um das Ganze zu verſtehen, daß man

den Unterschied einer preußischen Großmachtspolitik und einer deutschen Nationalpolitik ins Auge faßte. Und was das für ein Unterschied ist, wird nach meinen früheren Erörterungen klar sein.

Herr Droysen, durch welchen die ganze gothaische Geschichtsphilosophie zu einer geschlossenen Theorie gelangte, hat zugleich das Verdienst, den sehr wohlgebildeten Ausdruck der „Angliederung" auf die Bahn gebracht zu haben, der vielleicht das weniger angenehm lautende „Annectiren" in Zukunft aus unserer Sprache verdrängen mag. Preußen soll demnach nicht annectiren sondern angliedern, das ändert die Sache. Gleichwohl bleibt mir dabei noch ein dunkler Punkt, weil ich trotz bestem Willen nicht recht begreife, wie etwa die Hand sich den Fuß angliedern kann, oder meinetwegen der Kopf die Brust. Es scheint mir vielmehr, daß beides doch selbst nur Glieder des einen und selben Körpers wären, und sollte dabei noch eine Angliederung stattfinden, — wie etwa einer neuen Hand oder eines neuen Fußes, — so wäre es meiner Meinung nach der einheitliche Körper selbst, der diesen Proceß vollziehen müßte, niemals aber könnte das irgend ein Glied für sich thun. Vielmehr würde ein solches Unterfangen eine vollständige Anarchie voraussetzen, oder selbst zur Decomposition des ganzen Körpers führen müssen. Und grade so ist es hier, auch nicht blos bildlich gesprochen, sondern fast im buchstäblichen Sinn der Worte. Denn eben darin liegt das Falsche, daß Preußen nicht als Glied des deutschen Körpers handeln, sondern als eine für sich bestehende Macht von außen her den deutschen Körper verarbeiten, und denselben dadurch erst zu einem wahren Körper machen soll.

Ist es also Herr Droysen, dem jedenfalls als Theoretiker des Gothaismus die Palme zukommt, — nach practischer Wirkung ist er gleichwohl in den letzten Jahren weit durch Herrn von Treitschke überflügelt. Der hatte auch von vornherein den richtigen Tact, nicht mit weit ausgesponnenen Untersuchungen zu beginnen, sondern mit kurzen packenden Erörterungen, und sich in unmittelbarer Verbindung mit dem Jour-

nalismus zu setzen, wodurch man am sichersten der Held des Tages werden kann. Immer schlagfertig und redegewandt, trat er ausdrücklich als Parteimann auf, preußischer noch als die preußischsten Preußen. Sogar zum Dichter hat ihn seine Begeisterung gemacht, und so hat, er Angesichts der jüngsten Siege in Frankreich, den schwarzen Adler Preußens besungen. Ich rathe Ihnen, sich den Genuß dieser Poesie nicht entgehen zu lassen, Sie finden dieselbe in dem vorjährigen Septemberhefte der preußischen Jahrbücher. Keine Frage, daß das poetische Talent des Autors hinter seinem historischen nicht zurücksteht. Nur ist ihm in dem hohen Schwunge seiner Poesie die Täuschung begegnet, daß er den schwarzen Adler Preußens für das Hauswappen der Hohenzollern ansah, welches dieselben aus ihrer schwäbischen Stammburg mitgebracht hätten, während doch der schwarze Adler bekanntlich das Wappen des deutschen Ordens und demselben vom Kaiser Friedrich II. verliehen war, so daß er mit dem Hause Hohenzollern ganz eben so wenig zusammenhängt als der rothe Adler Brandenburgs. Doch war das vielleicht nur ein kühner Zug poetischer Freiheit, sonst aber scheint es wohl ein starkes Stück für einen Historiker von Fach, der uns noch obenein über preußische Geschichte belehren will.

Ich glaubte diesen Blunder bemerken zu müssen, weil er in der That für die ganze gothaische Auffassung characteristisch ist, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal nemlich machen die Gothaer den Fehler, daß sie den preußischen Staat, der in Wirklichkeit aus den von der unteren Elbe ausgegangenen Militärkolonien entstand, deren Anfänge bis in das Zeitalter der Ottonen zurückreichen, vielmehr durch das Haus Hohenzollern entstehen lassen, welches erst über vier Jahrhunderte später nach Brandenburg kam, als dieser Colonisationsprozeß längst vollendet war. Sodann machen sie den zweiten Fehler, daß sie den territorialen Kern des preußischen Staates nur in Brandenburg erblicken, während eben so sehr und noch mehr das alte Ordensland dazu gehörte, woher neben dem Namen vor allem die Souveränität stammt. In solche Verwirrung

also gerathen, wird es dann freilich erklärlich, wie unser Dichter auch in dem schwarzen Adler ein hohenzollernsches Wappen erblicken konnte. Die gothaische Brille läßt alles anders erscheinen, als es wirklich ist. Ich bitte Sie aber den Punkt im Auge zu behalten, worauf ich später vielleicht noch ausführlicher zurückkommen muß. Er hängt innig zusammen mit den letzten Ursachen aller Mißverständnisse.

Im Uebrigen muß man es Herrn von Treitschke zum Ruhme nachsagen, daß er offen und rückhaltlos mit der Sprache herausgeht. Er macht kurzen Prozeß, Großpreußen soll eine Wahrheit werden, wenn dabei auch noch so mancher deutscher Staat verschwinden müßte. Annectiren bleibt immer der beste Weg zu einer gründlichen Lösung der deutschen Frage. Ein halbes Dutzend neuer preußischer Provinzen — und das deutsche Gemeinwesen ist vollendet! Nur Bayern bildet dabei noch eine wirkliche Schwierigkeit, weil es für eine Mediatisirung zu groß wäre, für eine Incorporation aber in seinem gegenwärtigen Bestande sich für das Preußenthum unverdaulich erweisen dürfte. Man muß es erst kleiner machen und auf das Alpenland beschränken, das auch in Zukunft bayrisch bleiben mag, meint unser Autor, das Uebrige kann gut preußisch werden. Und auch dies wieder ist ein characteristischer Zug, wobei ich mir erlaube, Ihnen meine früheren Aeußerungen über das Alpenland ins Gedächtniß zurückzurufen. Selbst diese kleindeutsche Autorität findet also das Alpenland nicht für geeignet zur Borussificirung. Die Alpen mögen darum schweizerisch, bayrisch und österreichisch bleiben, oder wer sie auch sonst beherrschen mag, genug, in Großpreußen passen sie nicht hinein. Und ich will Ihnen auch zu meinen früheren Erklärungen noch einen neuen Grund sagen, warum sie nicht hinein passen. Deshalb nemlich, weil das preußische System eigentlich nur für ein Flachland paßt, das allein die natürliche Basis bietet, wo die militärische Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit, welche das Preußenthum characterisiren, sich vollständig entwickeln können. Schon das Mittelgebirge giebt dem Volksleben einen Character, der sich nicht recht verpreußen läßt, an

dem Hochgebirge würde jeder Versuch scheitern. Doch dies nur beiläufig.

Herr von Treitschke bringt also Klarheit in die Situation. Der ganze Mysticismus eines der Mark Brandenburg verliehenen deutschen Berufes, dessen Nachweis Herrn Droysen so viele Mühe gemacht, wird dadurch überflüssig. Jetzt braucht man sich nur die Frage zu stellen: wodurch ein großer politischer Körper zu Stande zu bringen sei, was jedenfalls am einfachsten durch Absorption der kleineren Territorien erreicht zu werden scheint. Und wie natürlich ferner, daß solcher Absorptionsproceß von Preußen ausgeht. Schon in sich selbst empfindet dieser Staat den lebhaftesten Trieb sich abzurunden und zu vergrößern, um dadurch zu der Fülle der Machtmittel zu gelangen, die ihm bisher noch fehlte, um als eine für sich bestehende europäische Großmacht mit Nachdruck auftreten zu können. Ob diese Macht dann Preußen oder Deutschland heißt, ist gleichgültig, die Aufgabe nur, daß sie so groß als möglich wird. Das ist so klar, so selbstverständlich, daß Herr von Treitschke nun auch noch die letzte Consequenz ziehen sollte, sich für die Zukunft jeder Art von wissenschaftlicher Erörterung der deutschen Frage zu entschlagen. Denn was soll hier noch die Wissenschaft, wo doch die ganze Aufgabe einerseits von der diplomatischen Gewandtheit abhängt, um die noch bestehenden Staaten vorläufig in das preußische Netz hineinzuziehen, andrerseits aber von dem militärischen Nachdruck, der jeden Widerstand daniederhält, bis alles eine homogene Masse geworden, die man in Provinzen eintheilt. Practisch genommen, heißt die Sache gar nichts anderes: als Preußen soll so viel als möglich von Deutschland verschlucken, was ihm aber unverdaulich erscheinen möchte, das bleibt bei Seite, und wird um deswillen auch in Zukunft nicht mehr zu Deutschland gehören. Kleindeutschland ist also der für das Preußenthum verdaulich erscheinende Theil des alten geschichtlichen Deutschlands. Selbst jeder Corporal kann das fassen. Was es sonst noch dabei zu denken geben möchte, besorgt die Diplomatie und der Generalstab. Geschichte und Staatswissenschaften haben nichts mehr

damit zu schaffen, die schönen Wissenschaften auch nicht, selbst nicht einmal das Lied vom schwarzen Adler thut etwas zur Sache. Der Gothaismus kann getrost die Hände in den Schooß legen, er hat seine Mission erfüllt, denn es giebt hier nichts mehr zu erforschen, zu schreiben oder zu lehren. Er singt nur noch „Lieb Vaterland kannst ruhig sein". Dann wird er allmälig selbst einnicken, um in einen eben so tiefen und langen Schlaf zu verfallen, wie ihn bisher der alte Barbarossa schlief, der doch nun glücklich wieder erwacht ist, und die deutsche Nation in Zukunft aller eignen Sorgen für ihre Wohlfahrt entheben wird.

Gönnen wir dem Gothaismus diese wohlverdiente Ruhe, und schließen einstweilen die Acten über seinen Prozeß, die Ihnen vielleicht schon zu lang geworden sind. Indessen wissen Sie ja schon aus Ihrer juristischen Erfahrung her, wie unter Umständen selbst die an und für sich geringfügigste Sache sehr weitläuftige und verwickelte Verhandlungen veranlaßt. Dazu vielleicht noch der Instanzenzug, wodurch die ganze Sache von Neuem zur Untersuchung kommen kann. Und so werden Sie wirklich im voraus darauf gefaßt sein müssen, daß auch der vorliegende Prozeß von Neuem aufgenommen wird. Die definitive Entscheidung liegt vielleicht noch fern.

Neunter Brief.

Construction der deutschen Geschichte.

Immer ist es die Auffassung der Geschichte, sagte ich neulich, welche den entscheidendsten Einfluß auf die Entwürfe der practischen Politik ausübt. Versteht sich, — in so weit die Praxis sich selbst auf wissenschaftliche Untersuchungen stützt, und nicht überhaupt rein aus dem Stegereif gehandelt wird.

Es mag wieder paradox klingen, aber es ist dennoch wahr: daß diese Behauptung in gewissem Sinne sogar für die rein revolutionäre Politik gilt, welche ausdrücklich nur die Verwirklichung bloßer Vernunftbegriffe anstrebt, wie insbesondere vor achtzig Jahren in Frankreich geschah. Da hatte, wie man damals sagte, die endlich aufgegangne Sonne der Vernunft auf einmal ein Licht über die Welt verbreitet, in welchem die ganze vorangegangene Entwicklung wie etwas eben so Sinnloses als Verwerfliches erscheinen mußte. Daher denn alles neu zu schaffen war, wie aus dem Nichts heraus. Zu den alten sechs Schöpfungstagen also kam jetzt der siebente hinzu, wo folglich die Vernunft — da unser Herrgott an diesem Tage ruhte — auch um so freieren Spielraum fand. Die sah nun aber, daß alles schlecht war, und darum eine neue Schöpfung beginnen mußte. Gedacht, gethan. Und fragen Sie hierauf, was denn den Menschengeist in solche Ungeheuerlichkeiten hineingestürzt, so antworte ich: es ist zunächst das Misverstehen der Geschichte gewesen. Ich meine nemlich die durch eine abstracte und noch mehr frivole Philosophie verbreitete Auffassung der Geschichte, welche zuletzt darauf hinauslief, daß, wie die Religion aus Pfaffentrug so Staat und bürgerliche Gesellschaft aus gewaltsamer Unterdrückung entstanden sei, — im Grunde genommen alles aus der Dummheit der Menschen, die sich dergleichen gefallen ließen. Nun aber war man plötzlich so überklug geworden, daß man ganz unvermeidlich in den Schöpfungswahnsinn verfiel. Dieser Zusammenhang ist deutlich. Er wird noch deutlicher, wenn man zugleich erwägt, wie es dann andrerseits die sogenannte historische Schule war, von welcher die wirksamste Reaction gegen die revolutionären Ideen ausging. Nicht etwa, als ob diese Schule selbst schon das Wahre gelehrt hätte, aber daß sie die Wichtigkeit geschichtlicher Grundlagen und geschichtlicher Continuität erkennbar machte, muß jedenfalls als ihr bleibendes Verdienst gelten. Etwas anderes sind die vielen falschen Consequenzen, die sich daran anschlossen, und um derentwillen leider auch die ganze Idee geschichtlicher Entwicklung bei so Vielen

in Mißachtung gerieth, wie wenn es damit nur auf Unfreiheit und Stillstand abgesehen sei, was doch vielmehr das Gegentheil geschichtlicher Entwicklung wäre. Denn ohne Freiheit wäre keine Geschichte, und die menschliche Freiheit selbst besteht nur dadurch, weil und insoweit die Menschheit ein geschichtliches Wesen ist; wie denn die Thierwelt eben so wenig eine wirkliche Geschichte hat, als man den Thieren wirkliche Freiheit zuzuschreiben pflegt. Und was bedeutet ferner das beliebte Wort des Fortschrittes, wenn es anders einen wirklichen Sinn haben soll, als eben geschichtliche Entwicklung, d. h. die Weiterbildung dessen, was an und für sich schon da war. Sonst wäre es besser Fortsprung zu nennen, wenn dabei das Gegebene auf einmal ganz verlassen oder zurück gestoßen werden sollte. Und zwar noch obenein ein Sprung in's Dunkle, weil mit dem Absehen von der vorangegangenen Entwicklung auch jeder Anhalt für das Urtheil über das zu erreichende Ziel verschwände! Es wäre dann nur eine Veränderung, aber man wüßte nicht ob zum Bessern oder zum Schlimmeren.

Um wie viel besser stände es in Deutschland, wenn unsere Fortschrittsmänner diese so einfache Wahrheit begriffen hätten! Daß sie gleichwohl so wenig begriffen, noch weniger practisch gewürdigt wird, folgt zuvörderst aus den Mangel an geschichtlichem Sinn. Noch schlimmer aber, wenn statt des Mangels vielmehr eine positive Verkehrung in der geschichtlichen Auffassung zur Geltung kommt, die jeden wahren Fortschritt unmöglich macht, sondern in dem scheinbaren Fortschritt der Dinge nur die innere Unwahrheit steigert. In den Ereignissen von 66 wirkte beides zusammen: der Mangel an geschichtlichem Sinn wie die Verkehrung der geschichtlichen Auffassung, infolge dessen man einerseits die ganze deutsche Geschichte wie nichts ansah und rein nach preußischen Nützlichkeitsrücksichten handelte, und andererseits die preußische Geschichte selbst im Sinne der Gothaer auffaßte. Und danach der Erfolg. Kein wahrer Fortschritt also sondern ein Fortsprung ist es gewesen. Dabei ein Sprung ins Dunkle, ja

selbst ins immer dunkler Werdende. Denn schon so dunkel ist es, daß heute Niemand sagen kann, wohin man nach einigen Jahren gelangt sein wird.

Ich glaube nun den Grundirrthum in der gothaischen Auffassung der preußischen Geschichte, nebst den daraus entspringenden practischen Folgen, schon genügend klar gemacht zu haben, insoweit dies in der Kürze und in blos kritischer Weise möglich war. Im vollen Lichte aber wird der Irrthum erst erscheinen, wenn ihm eine positive Auffassung entgegentritt, und ohne welches auch manche wichtige Punkte, die ich bisher bei Seite ließ, nicht recht verständlich werden könnten. Nur die Wahrheit erklärt sich selbst und den Irrthum zugleich, wie ein großer Philosoph sagt. Welches ist also die wahre Auffassung preußischer und deutscher Geschichte? Darauf kommt hier fast alles an.

Auf Wahrheit also gehe ich aus. Das ist ein hohes Wort. So hoch, daß es dem römischen Staatsmann Pontius Pilatus überhaupt zu hoch erschien, weil er vermuthlich meinte, daß Staatsangelegenheiten (und er war ja eben ein Staatsmann) nichts mit der Wahrheit zu schaffen hätten, und wie er auch als römischer Statthalter anders zu denken garnicht gewohnt sein konnte. Denn im römischen Imperium galt nur die Macht. Ich behaupte hingegen, daß selbst die Politik eine innere Wahrheit haben muß. Und auch die Gothaer scheinen derselben Ansicht zu sein, so lange sie sich noch um eine wissenschaftliche Begründung ihrer politischen Forderungen bemühen. Glauben die Gothaer also die Wahrheit gefunden zu haben, so wird es nicht als Anmaßung gelten dürfen, wenn ich das auch von mir glaube. Was gäbe mir sonst den Muth gegen eine so weit verbreitete Lehre aufzutreten? Oder wozu schriebe ich sonst diese Briefe, wenn ich nicht von der Wahrheit meiner Ansichten überzeugt wäre? Und diese Ansichten stützen sich zuletzt auf meine Auffassung der preußischen und deutschen Geschichte, welche ich Ihnen darum auch nicht vorenthalten darf.

Zuvor aber muß ich noch ausdrücklich erklären, daß ich

nicht den geringsten Anspruch mache durch die nachfolgenden Erörterungen in die Reihe der Historiker einzutreten. Nicht einmal als ein Dilettant will ich gelten, weil ich mich mit der Geschichte an und für sich garnicht beschäftige, sondern dieselbe blos zu Hülfe ziehe, wo mich politische Probleme dazu veranlassen. Grade meine Beschäftigung mit den deutschen Angelegenheiten führte mich aber bald zu der Erkenntniß, daß für ein begründetes Urtheil über deutsche Reformprojecte nach ihrer principiellen Seite fast alles davon abhängt, wie man sich die deutsche Geschichte construirt. Insbesondere: wie das heutige deutsche Staatensystem allmälig entstanden, welcher Trieb der Entwicklung in den Ereignissen hervortritt, und was daraus als Ziel und Richtung des Fortschrittes erschlossen werden könnte? — natürlich mit Berücksichtigung der in die deutsche Entwicklung ganz unvermeidlich hineinspielenden europäischen Verhältnisse. Ueber alle dies mußte ich mir klar werden. Ich wandte mich deshalb an gelehrte Historiker, um von ihnen zu hören: ob es nicht Werke gäbe, worin die deutsche Geschichte unter diesem Gesichtspunkt behandelt wäre, erhielt aber die Antwort, daß in dieser Hinsicht nichts Erhebliches vorliege. Jemehr ich seitdem über die Sache nachgedacht, wird mir der Mangel an solchen Werken auch sehr erklärlich, denn es ist wohl keine anmaßliche Behauptung, wenn ich sage, daß es bis heute überhaupt noch kein Werk giebt, welches die ganze deutsche Geschichte in befriedigender Weise zur Darstellung brächte. Und was würde auch dazu gehören um ein solches Werk schreiben zu können! Müßte doch der Geschichtsforscher überall auf die Quellen zurückgehen, und sieht man nun auf den ungeheuren Umfang der deutschen Geschichte, die sich überall in die europäische verläuft, wie andererseits auf die erstaunliche Mannigfaltigkeit der inneren Bildungen, so scheint es wohl, daß kein Menschenleben ausreichen würde um nur erst des ganzen Materials Herr zu werden. Dazu der in Deutschland so auffallende Mangel eines realen Mittelpunktes der Betrachtung, da sogar in der eigentlichen Kaiserzeit das Kaiserthum selbst dazu nicht ausreicht, sondern mindestens auch noch das Papst-

thum dazu gehört, und außerdem Italien, Ungarn, Polen, Dänemark und die burgundischen Länder zu berücksichtigen blieben. Die Kreuzzüge führen uns selbst in den Orient hinein, wo Barbarossa sein Grab fand. Nach dem Sturz der Hohenstaufen verengert sich dann freilich das Gebiet, allein die innere Mannigfaltigkeit wird desto größer, so daß schon im späteren Mittelalter jede Möglichkeit verschwindet die deutschen Angelegenheiten um das Kaiserthum herum zu gruppiren, oder es entstände ein ganz falsches Bild. Man denke etwa an die Hansa, oder an den deutschen Orden, wie wenig die mit dem Kaiserthum zu schaffen hatten! Dann gar erst nach der Reformation, als statt der Reichsgewalt vielmehr die Territorialgewalten in den Vordergrund traten. Und doch scheint ohne einen festen Mittelpunkt die Betrachtung selbst ins Unbestimmte zerfließen zu müssen, wobei sich kein Geschichtsschreiber befriedigen kann. Er müßte sich wohl selbst einen idealen Mittelpunkt construiren, würde aber dadurch mehr zu einer Philosophie der Geschichte als zu einer Darstellung der wirklichen Entwicklung gelangen. Und grade der eigentliche Geschichtsforscher wird am wenigsten geneigt sein den Philosophen spielen zu wollen. Was Wunder nun, wenn unsere besten Historiker auch lieber garnicht versuchen, was auszuführen wenigstens zur Zeit noch unmöglich wäre. Sie werden sich also auf einzelne Perioden beschränken, oder auf einzelne Seiten der deutschen Entwicklung, oder auf die Geschichte einzelner deutscher Staaten. Und dennoch käme es für die Frage einer deutschen Politik vor allem darauf an: die deutsche Geschichte, so räumlich wie zeitlich, sich als ein Ganzes vor Augen zu stellen. Am Ende also wird dem Politiker nichts anderes übrig bleiben, als eben dies auf eigne Gefahr selbst zu versuchen.

Lassen Sie mich hier eine Zwischenbemerkung einschalten, um aus den vorstehenden Aeußerungen auch einen kleinen practischen Nutzen zu ziehen. Oder wenigstens einen Nutzen für die politische Theorie, die doch am Ende nur der Praxis wegen da ist. Ist also die deutsche Geschichtsschreibung, sage ich, ein so schwieriges Werk, — ja selbst wohl noch mit anderen

Schwierigkeiten behaftet als die soeben angedeuteten, und deren Gewicht ich als Laie wohl kaum zu ermessen vermöchte, — so scheint der Schluß gerechtfertigt, daß auch die practische Aufgabe, die deutsche Entwicklung zu leiten und in neue Bahnen zu lenken, nicht minder schwierig sein dürfte. Wie leicht freilich erscheint diese Aufgabe, wenn man sich Deutschland kurzweg als eine Volksmasse von so und so viel Millionen denkt, die durch ein constitutionelles Schema in eine gemeinsame Ordnung zu bringen und dabei mit den erforderlichen Grundrechten auszustatten wäre, — dann ist die ganze Verfassung fertig, die deutsche Frage keine Frage mehr. Aber dennoch ist die Frage trotz 48 geblieben, und hat der constitutionelle Schematismus nichts vermocht, so wird der preußische Säbel auch nicht ausreichen sie zu lösen. Es scheint vielmehr, die Männer vom Säbel haben sich ebenso die Sache als viel zu leicht gedacht wie die Männer der Tribüne. Ich meinerseits würde es für einen großen Fortschritt erachten, ja als den allerunentbehrlichsten Fortschritt, wenn man nur erst dazu käme, sich die wirklichen Schwierigkeiten der Sache klar zu machen. Und sollte auch nur das negative Resultat daraus entspringen, daß man zunächst von allen entscheidenden Versuchen zur Lösung abstehen müßte. Dem deutschen Geschichtsschreiber geht es einstweilen eben so. So lange man aber die deutsche Geschichte nicht gut *schreiben* kann, — wie darf man hoffen sie gut zu *machen*, wenn dies Wort erlaubt ist?

Der politische Theoretiker nun hat es auch nicht viel besser. Dennoch wird er immer einen Versuch wagen dürfen, der jedenfalls ein für die Welt weit ungefährlicheres Unternehmen sein wird als jede Art von practischen Versuchen. Sollte solcher Versuch fehlschlagen, so hat dann freilich sein Urheber Zeit und Mühe verloren, aber Niemand braucht seinetwegen Arm oder Bein zu verlieren. Und so habe ich es denn in Gottes Namen versucht, die großen Thatsachen der deutschen Geschichte mir zu dem Ende zurecht zu legen, daß dadurch ein Bild des ganzen Verlaufs der politischen Geschicke unserer Nation nebst den daraus entsprungenen politischen Ge-

staltungen entstände, wodurch die Vergangenheit übersichtlich, die Gegenwart erklärlich, und endlich sichere Anhaltspunkte gewonnen würden, wonach sich auch die practische Aufgabe beurtheilen ließe, worauf es mir allein ankam. Will man wirklich fortschreiten, so muß man wissen, wohin die Schritte zu richten sind, sonst mag man wohl von der Stelle kommen, aber nicht auf die rechte Stelle hin, und scheinbar fortscheitend wird man sich um so mehr verirren. Wie schon erklärt, ich wollte damit keine historische Arbeit liefern, sondern mir lediglich die Unterlage verschaffen, ohne welche keine Theorie der deutschen Politik möglich ist. Schon vor zwanzig Jahren machte ich dazu den ersten Versuch in einem Schriftchen „Von der deutschen Föderation", dann gründlicher und ausführlicher in meinen „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht", und in der „Wiederherstellung Deutschlands". Seitdem habe ich mich nach Kräften bemüht die Theorie in sich selbst weiter zu bilden wie im Einzelnen zu berichtigen. Auch die Ereignisse von 66 haben mich nicht davon abgebracht, obwohl ich den Kanonendonner so gut gehört wie Andere. Ich weiß ja: Volkes Stimme, Gottes Stimme, — wo ist aber ein Sprichwort, welches der Kanonenstimme dieselbe Weihe ertheilte? Vielmehr lehrt die Erfahrung, wie die Kanonen erst zu sprechen pflegen, wo vernünftige Gründe ihre Macht verlieren oder überhaupt nicht vorhanden waren. Und was soll ein Theoretiker anders thun, als sich an die Vernunft wenden, mit vernünftigen Gründen ausgerüstet? Er hat keine anderen Waffen und anerkennt kein anderes Tribunal. Indem ich also voraussetze, daß auch Ihnen die Wahrheit noch über die Artillerie geht, will ich Ihnen jetzt die Hauptpunkte meiner Theorie darlegen.

Der Ausgangspunkt unserer Betrachtung muß dabei der Zustand vor 66 sein, damit wir etwas Festes haben, während seit 66 sich Alles so schnell verändert, daß es sich nicht fixiren läßt, und kaum zu sagen wäre, was wirklich gilt. Wie war es also vor dieser Zeit?

Da gab es ein Oesterreich, ein Preußen, dann eine Reihe

kleinerer Staaten, und endlich den deutschen Bund. Der allein war Deutschland als solches, nur leider ein blos passives Wesen. Doch „ruhig" konnte das liebe Vaterland dabei auch sein, und singen durfte man auch „Sie sollen ihn nicht haben". Es klang selbst kräftiger als das neue Schlummerlied, wie auch der Erbfeind damals garnicht wagte gegen den Rhein zu ziehen. Gleichviel, — der deutsche Patriot wollte sich bei diesem gegebenen Zustande, so viel Beruhigendes auch darin lag, in keiner Weise beruhigen. Und um so weniger, weil er wußte, wie es in alten Zeiten erheblich anders in Deutschland gewesen, wo es zwar wenig Ruhe gab, aber eine kräftige Nationalentwicklung, die niemals ohne einige Unruhe bestehen kann.

Denkt man also an eine deutsche Nationalentwicklung, so wird man unvermeidlich auf die große Kaiserzeit zurückgeführt, wo jedenfalls die deutsche Nation im höchsten Ansehn stand. Schon mit dem Sturz der Hohenstaufen begann das Sinken, wenn auch im Inneren die Nation noch langehin sich kräftig fort entwickelte, bis nach dem dreißigjährigen Kriege mit dem äußeren Ansehn auch das deutsche Nationalbewußtsein in gänzlichen Verfall gerieth. Das sind die beiden Wendepunkte, — die Reformation liegt dazwischen — welche man ins Auge fassen muß, wenn es sich um die Wiederherstellung einer deutschen Nationalentwicklung handelt. Und darum drängt sich uns zunächst die Frage auf: was nach dem Sturz der Hohenstaufen geschehen sei, woraus sich dann allmälig so große Folgen ergeben konnten?

Ich sage, es geschah zweierlei, und beides wirkte zusammen. Das Kaiserthum verlor seine ideale Macht, es mußte sich auf seine Hausmacht stützen, gegen deren Interessen dann die Reichsinteressen in den Hintergrund traten. Das ist das Eine. Das Andere aber, daß zugleich der Schwerpunkt der deutschen Geschichte aus dem westlichen Deutschland ins östliche rückte, wo allein eine compacte Hausmacht zu gründen war, während das westliche Deutschland seit Auflösung der alten Herzogthümer der Zersplitterung verfiel. Je mehr also die

Hausmacht zum entscheidenden Moment wurde, um so mehr trat die politische Bedeutung des westlichen Deutschland's zurück. Waren es einst die Volksstämme der Sachsen, Franken und Schwaben gewesen, wonach die großen Kaisergeschlechter bezeichnet werden, so hießen die späteren Kaiser Luxemburger und Habsburger. Und diese Wendung begann mit Rudolf von Habsburg, ursprünglich zwar ein allemanischer oder schwäbischer Graf, aber er erwarb durch Oesterreich eine neue Hausmacht, und seine Nachkommen wurden Oesterreicher. Vergebens versuchte der siebente Heinrich das Kaiserthum im alten Sinne zu erneuern, — er selbst erwarb seinem Hause Böhmen, welches hinterher die Basis des Kaiserthums werden sollte. Vergebens erhob sich Ludwig der Bayer, denn zwar behauptete er sich gegen seinen österreichischen Rivalen, aber es folgte keine Reihe bayerischer Kaiser darauf, wie es vordem schwäbische, fränkische und sächsische gegeben hatte. Der Kaiserstuhl wurde nach Prag gerückt, von da über Ofen nach Wien, wo er dann stehn blieb. Für das südliche Deutschland war seitdem das Uebergewicht des Ostens über den Westen entschieden, im nördlichen Deutschland hingegen erfolgte das erst später. Da war die Mark Meißen emporgekommen, aber durch ihre Verbindung mit Thüringen frühzeitig selbst dem westlichen Deutschland assimilirt; dann Brandenburg, welches unter den letzten Anhaltinern eine große Bedeutung gewann, und noch mächtiger wurde bald der deutsche Ordensstaat. Indessen konnte noch keiner dieser neuen Staaten entscheidend auf das nordwestliche Deutschland einwirken. Anders nach dem dreißigjährigen Kriege, als der große Kurfürst die Mark Brandenburg in eine feste Verbindung mit dem preußischen Ordenslande brachte, und dort zur Souveränetät gelangte, während andrerseits durch Magdeburg und Halberstadt die brandenburgische Macht in das mittlere Deutschland hineinreichte, und über Minden ihre Vorposten bis über den Rhein vorschob. Auf einmal war eine Kette gezogen durch das ganze nördliche Deutschland. Die Basis aber dieser Macht, und wodurch auch die Kette selbst erst zur Wirksamkeit gelangte, lag ohne Frage im Osten: in Brandenburg, Pommern

und Preußen. Die Macht des neuen brandenburgisch-preußischen Staates war folglich als die Macht des nordöstlichen Deutschlands anzusehen. Erwägt man ferner, wie durch den westphälischen Frieden der Elsaß verloren ging, indessen die Schweiz und die Niederlande sich schon längst vom Reiche getrennt hatten, das ganze übrige Rheingebiet aber fortwährend von Frankreich bedroht war, — was ist so augenfällig als die seitdem vollendete Ohnmacht des westlichen Deutschlands gegenüber dem östlichen? Aber was ist auch so unbestreitbar, als der gleichzeitige gänzliche Verfall des deutschen Nationallebens? Und sollte zwischen diesen beiden Thatsachen kein innerer Zusammenhang bestehen?

Nur wenig war von Oesterreich für die deutsche Nationalentwicklung zu erwarten. Und wie wenig selbst von Brandenburg, nebst den übrigen Landschaften, die dasselbe im Nordosten erwarb. War hier auch die Bevölkerung größtentheils verdeutscht, so war doch die Grundlage slawisch, und so viel Deutsche einwandern mochten, — sie waren durch die Uebersiedlung, und die zum guten Theil gewaltsame Besitzergreifung des Landes, ein Volk von anderem Character geworden, als sie in der Heimath gewesen. Colonisten nehmen immer eine neue Denk- und Lebensweise an. Dazu sind diese Länder am allerspätesten in die deutsche Geschichte eingetreten, das eigentliche Preußen erst im 13ten Jahrhundert, und selbst noch später erst gelangte dort die Colonisation und Christianisirung zum Abschluß. Da war die eigentliche Periode deutscher Nationalgröße schon vorüber. Auch hat nie ein Kaiser über Preußen oder Pommern gewaltet. Sogar die Geschichte der Mark ist nur wenig mit der Kaisergeschichte verflochten, bis auf Carl IV., der aber selbst kein Kaiser mehr war im früheren Sinne des Kaiserthums. Kurz, alle die alten Erinnerungen, worauf im westlichen Deutschland das Nationalbewußtsein ruht, sind für die östlichen Colonialländer nicht vorhanden. Statt dessen haben sie ihre besondere Geschichte, deren erste Periode eben den Colonisationsprozeß und die Kämpfe mit den heidnischen Slawen und Preußen zum Inhalt hat, und auf dieser Grund-

lage mußte in der dortigen deutschen Bevölkerung wohl eine andere Denkweise entstehen, als in dem alten westlichen Deutschland. Eben so natürlich, daß die durch Eroberung und Colonisation begründeten gesellschaftlichen Zustände ein von den westdeutschen verschiedenes Gepräge annahmen. Desgleichen war man durch den Handel auf andere Wege gewiesen, grade wie in der auswärtigen Politik, für welche hier Polen, Lithauen, Rußland und Scandinavien im Vordergrund standen.

Soll denn dies alles keine Nachwirkungen hinterlassen haben? Jeder Volkscharacter entwickelt sich durch die Geschichte, und wo die Entwicklung so verschieden war, müssen es auch die Menschen geworden sein. So muß man urtheilen, so lange die Menschen noch etwas mehr sind, als etwa blos Rekruten und Steuerzahler, oder andrerseits Urwähler, mit gewissen staatsbürgerlichen Rechten ausgestattet, die paragraphenweise zu Papier gebracht wurden. Der wirkliche Mensch ist etwas anderes als nur die Personification solcher abstracten Qualitäten. Man kann Rheinländer und Westphalen in dieselbe militärisch-büreaukratische Ordnung bringen, wie Brandenburger und Pommern, und mag auch diese alle durch denselben repräsentativen Schematismus zusammenfassen, aber trotzdem bleiben sie doch verschiedene Menschen. Und der Unterschied betrifft nicht blos die äußere Lebensweise und Erscheinung, sondern er wird sich nur um so wichtiger erweisen, je mehr man auf das innere Leben sieht. Auch ist hier nicht etwa derselbe Unterschied, wie allerdings selbst die Brandenburger wieder von den Pommern verschieden sind, denn dieser Unterschied bedeutet nur wenig, weil Brandenburg wie Pommern germanisirte Slawenländer sind, und die Grundlage ihrer Entwicklung in der deutschen Colonialgeschichte liegt, wonach also beide Länder grade das mit einander gemein haben, wodurch sie sich hingegen von Westphalen und dem Rheinlande unterscheiden.

Dieser Unterschied zwischen dem alten westlichen und dem neuen östlichen Deutschland ist so unbestreitbar, und die daraus

entspringenden Folgen sind so wichtig, daß man sich nicht genug wundern kann, ihn gleichwohl so wenig beachtet zu sehen. Nur daraus vielleicht mag dies Uebersehen erklärlich werden, daß unsere Colonien für die äußere Betrachtung sich kaum als Colonien darstellen. Kein Meer trennte sie von dem Mutterlande, sie schlossen sich unmittelbar daran an; meist ließe sich nicht einmal eine sichere Grenze bezeichnen, wo das alte Gebiet aufhörte und das neue begann. Dazu hatte die Völkerwandrung ein solches Gewirr hervorgerufen und zurückgelassen, daß slawische Ansiedlungen tief in Deutschland hineinreichten, während andererseits im Osten wohl manche Ueberreste deutscher Bevölkerung geblieben sein mögen. Im Ganzen aber ist die Thatsache der Colonisation und Germanisirung so gewiß wie irgend etwas, wenngleich die Geschichte dieser großen Umwandlung noch sehr im Dunkeln liegt. Und grade dies selbst ist characteristisch für die deutsche Entwicklung. Ich meine nemlich, man ließ die Untersuchung dieser Vorgänge wohl deshalb bei Seite liegen, weil sich die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreiber vor allem auf die Reichsgewalten richtete, die aber unmittelbar nur wenig für die Colonisation gethan haben. Das meiste thaten hingegen die Markgrafen für sich, dann der deutsche Orden, und auch die Hansa ist dabei nicht zu vergessen. Da haben wir den deutlichsten Beweis davon, wie wenig die deutsche Geschichte selbst während des Mittelalters aus einem Mittelpunkt betrachtet werden kann! Man möchte sagen, es gab gewissermaßen eine doppelte Geschichte, nemlich eine Geschichte des alten Reichsgebietes und eine Geschichte der Colonisation, die darum in der Reichsgeschichte nur nebenbei berührt zu werden pflegt, und so bis heute bei weitem nicht nach ihrer Wichtigkeit gewürdigt worden ist.

Ich kann es den großen Kaisern keineswegs so übel nehmen wie Herr von Sybel, daß sie sich so viel Geschäfte in Italien machten, die Umstände brachten das so mit sich. Haben sie aber um deswillen unmittelbar selbst nur wenig für die deutsche Colonisation thun können, — mittelbar haben

sie außerordentlich darauf gewirkt. Denn grade durch das Kaiserthum und seine Römerzüge war der großartige Schwung in die deutsche Nation gekommen, der sie zu den kühnsten Unternehmungen trieb. Dazu das hohe Ansehn, welches der deutsche Name dadurch gewann, wie nicht minder das Uebergewicht der Bildung gegenüber den östlichen Völkern wie dem europäischen Norden, und wozu wieder die Römerzüge nicht wenig beigetragen hatten. Dieser Aufschwung des deutschen Nationalbewußtseins wirkte dann selbst nach dem Rückgang des Kaiserthums noch lange fort, so daß wohl die glänzendsten Resultate der Colonisation erst im 13. und 14. Jahrhundert erreicht wurden, wodurch das Deutschthum bis an den Peipussee vordrang, nachdem man unter den Ottonen von der Elbe ausgegangen war. Ist es nicht wirklich ein neues Deutschland zu nennen, welches dadurch zu Stande kam? Und neu zugleich in dem Sinne, daß es gewiß erheblich anders geartet sein mußte als das alte. So geschah es im Nordosten. Im Südosten andrerseits, wo die Eroberung und Verdeutschung schon unter Carl dem Großen begonnen hatte, bewirkten gleichwohl mancherlei Gründe, welche hier nicht zu erörtern sind, daß dieser Prozeß bei weitem nicht zu solcher Ausdehnung gelangte. Dennoch sind Länder wie das Erzherzogthum, nebst Steiermark, Kärnthen und Krain schon wichtig genug. Daneben wurden Böhmen und Mähren, wenn sie auch im Kern slawisch blieben, in den Reichsverband aufgenommen. In Ungarn und Siebenbürgen bildeten die zahlreichen deutschen Colonisten jedenfalls ein thatsächliches Band des Zusammenhanges mit Deutschland. Dasselbe gilt von den deutschen Colonisten in Polen, von welchem sich bald Schlesien abzweigte und darauf zum großen Theil deutsch wurde.

Ich glaubte diese Thatsachen in der Kürze anführen zu müssen, nicht weil sie irgendwie unbekannt wären, sondern weil man nicht gewohnt ist sich dieselben im Zusammenhange vor Augen zu halten. Sonst würde der Unterschied eines alten westlichen und neuen östlichen Deutschlands längst allgemein anerkannt sein, statt dessen ich fast fürchten muß, Sie

werden etwas Befremdliches darin finden, wenn ich von einem deutschen Mutterlande und von deutschen Colonialländern rede. Darf ich aber wirklich davon reden, so darf ich auch ferner an die allgemeine Erfahrung erinnern, daß Colonien hinterher immer auf das Mutterland zurückwirken. Und warum sollte es in unserm Falle anders sein? Anders allerdings insofern, daß, weil unsere Colonien nicht wie Colonien aussahen, sondern wie eine bloße Erweiterung des Mutterlandes, auch die dann später erfolgenden Ereignisse nicht wie eine Rückwirkung der Colonien aussahen, sondern wie ein innerer Vorgang in dem Mutterlande selbst. Doch war die Rückwirkung so bedeutend, daß schon um deswillen die alte Reichsverfassung — auch ohne die Zerrüttungen, welche aus den Kämpfen zwischen Papstthum und Kaiserthum entsprangen, — tief greifende Veränderungen erfahren mußte. Das deutsche Gebiet war noch einmal so groß geworden, als es die Ottonen vorfanden, und zu den alten Volksstämmen, bei welchen so lange die Entscheidung gelegen hatte, waren Oesterreicher, Schlesier, Meißner, Brandenburger, Mecklenburger und Pommern hinzugekommen, welche je mehr und mehr zu neuen deutschen Volksstämmen erwuchsen. Wo nun in den neuen Reichsländern noch die alten slawischen Fürstenhäuser fortregierten, — wie in Böhmen, Schlesien, Mecklenburg und Pommern, — da hatten diese doch eine merklich andere Stellung als die Fürstenhäuser in dem alten westlichen Deutschland, da sie niemals deutsche Reichsbeamte gewesen waren, sondern von Anfang an als Potentaten aus eignem Rechte angesehen wurden. Nicht minder verschieden war die Stellung der deutschen Markgrafen, gegenüber den Herzögen und Landgrafen in dem westlichen Deutschland. Die Markgrafen consolodirten ihre Macht, während hingegen die alten Herzogthümer zersplittert wurden. Dies Alles aber geschah allmälig, man merkte es kaum, bis doch am Ende die große Folge hervortrat, daß die ganze deutsche Entwicklung aus dem Westen nach dem Osten herübergezogen wurde, indem der Schwerpunkt des Ganzen aus dem Rheingebiet in das Elbgebiet rückte.

Niemandem kann die Veränderung entgehen, welche der deutsche Nationalgeist schon in der zweiten Hälfte des Mittelalters erfuhr. Der ideale Zug, die großartige Auffassung der Kaiserzeit verschwand. Der allgemeine Gang der Ereignisse kann dies nicht allein erklären, denn der wirkte auch bei anderen Nationen, welche gleichwohl ihre bisherige Entwicklung fortsetzten und zum Theil einen neuen Aufschwung nahmen. In Deutschland hingegen sah es so aus, als ob die Nation selbst eine andere geworden wäre. Und das war sie auch insofern, als in dem östlichen Element, welches hinterher das Uebergewicht gewann, grade die großen Erinnerungen der Kaiserzeit nur wenig Boden fanden, und dort die Lebensansicht im Ganzen viel prosaischer war. Uebernahm also das östliche Colonialland die Leitung der politischen Angelegenheiten, so mußte die deutsche Geschichte wohl einen anderen Character erhalten. Allmälig wurde sie mehr österreichisch als deutsch, bis sie nach dem Emporkommen des modernen preußischen Staates in den Dualismus von Preußen und Oesterreich aufging, so daß von einer deutschen Nationalgeschichte kaum noch die Rede sein konnte, sondern nur von der österreichischen und preußischen Staatsgeschichte.

Dieser Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich war noch etwas anderes als der alte Gegensatz zwischen Norddeutsch und Süddeutsch, und auch der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus thut es noch nicht, obwohl das Eine wie das Andere dabei mitwirkte. Das entscheidende Element, wodurch der Gegensatz erst zum Dualismus wurde, — der doch noch etwas anderes bedeutet als den bloßen Gegensatz, — entsprang vielmehr aus dem Colonisationsprozeß, der unvermeidlich dahin führen mußte, nachdem einmal der Schwerpunkt in das Colonialgebiet gerückt, das alte westliche Deutschland hingegen ohnmächtig geworden war. Den Hauptbestandtheil dieses alten Deutschlands bildete das Rheingebiet, und wie schon durch den Rhein selbst ein natürliches Band zwischen Nord und Süd gegeben war, so wirkte daneben noch das mitteldeutsche Element zur Vermittlung zwischen

Niederdeutschen und Oberdeutschen. Der Gegensatz konnte hier nie so schroff werden, daß er zum Auseinanderfallen geführt hätte, es gab mannigfaltige Uebergänge und ununterbrochne Berührungen. Auch sah man noch in späterer Zeit, daß die politischen Bildungen des ganzen westlichen Deutschlands im Wesentlichen gleichartig blieben. Ueberall fanden sich geistliche und weltliche Fürsten, Reichsstädte und viele kleine Dynasten. Anders auf der östlichen Seite, wo der Dualismus durch den Colonisationsprozeß gewissermaßen präformirt war. Die südöstlichen Marken waren in einer anderen Epoche und in anderer Weise entstanden als die nordöstlichen, und wenn sich dort die Colonisation in dem Donaugebiet bewegte, so zog sie sich hier längs der baltischen Küste herauf. Diese beiden Colonialgebiete konnten nicht zusammenwachsen, sondern mußten im Fortschritt ihrer Entwicklung immer mehr auseinander gehen. Und so ist das Erzherzogthum Oesterreich, obwohl ursprünglich auch eine Mark, doch hinterher etwas viel anderes geworden als die Mark Brandenburg. Eine natürliche Vermittlung zwischen Nord und Süd, wie im westlichen Deutschland durch den Rhein, gab es hier nicht. War es nun dahin gekommen, daß das westliche Deutschland von Osten aus beherrscht wurde, so entstand daraus zugleich der Streit, ob solche Herrschaft dem Südosten oder dem Nordosten zufallen solle. Die Gegensätze mußten aufeinander prallen, es hieß Oesterreich oder Preußen.

Wo war denn aber die deutsche Nation geblieben? Sie schien fast wie verschwunden zu sein, seitdem Deutschland nur zum Material der österreichischen und preußischen Politik geworden war. Wenn aber die Verösterreicherung Deutschlands als eine Entstellung und Entartung des Deutschthums gelten muß, — durch eine Verpreußung würde die deutsche Nation gewiß nicht wieder hergestellt und sich selbst zurückgegeben werden. Im Gegentheil, die deutsche Nation würde damit für immer aufhören, und in der That preußisch werden, was in diesem Falle noch viel mehr zu bedeuten hätte als die früher versuchte Verösterreicherung. Denn diese blieb

immer nur ein Streben nach der Oberherrschaft, und bezweckte an und für sich keine innere Umbildung. Deutschland mochte dabei wenigstens als passiver Körper fortbestehn, Oesterreich konnte garnicht daran denken diesen Körper sich selbst einverleiben zu wollen, sondern es wollte nur den entscheidenden Einfluß besitzen, der ihm durch Erhaltung des einmal Bestehenden am besten gesichert zu sein schien, und darum wirkte sein Einfluß selbst stagnirend. Gewiß schlimm genug, aber doch mehr ein negatives als ein positives Uebel, wobei die deutsche Nationalität ruhig fort vegetiren mochte, ohne in ihrer Substanz angegriffen zu werden. Das Preußenthum hingegen, welches seinem Wesen nach auf Thätigkeit und Bewegung gerichtet ist, wirkt anders. Die Stagnation wird es jedenfalls beseitigen, in sofern ist der Fortschritt unbestreitbar. Ich frage aber: wird das ein Fortschritt sein, den die deutsche Nation macht, oder nicht vielmehr ein Fortschritt des Preußenthums? Wo aber das Preußenthum einmal herrscht, kann es gar nicht umhin das Beherrschte seinem eignen Wesen zu assimiliren, welches keine andere Selbständigkeit gestattet. Das folgt aus dem Character des modernen preußischen Staates, der durch seine Bildungsgeschichte zugleich das Gesetz seines Wirkens empfangen hat. Nicht durch das Zusammenwachsen schon formirter und an und für sich selbständiger Körper ist er entstanden, — wie die österreichische Monarchie durch die Verbindung mit Böhmen und Ungarn, — sondern es waren meist schon unselbständig gewordene Territorien, oder abgerissne Gebietstheile und kleine Parzellen, welche hier allmälig conglomerirten, und hinterher die Gestalt einer Provinz annahmen oder zu neuen Provinzen eingerichtet wurden. Wie viel hängt damit zusammen und folgt daraus! Die Ausbreitung preußischer Herrschaft ist zugleich der Fortschritt der Centralisation, und die so scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit dieses Staates verträgt sich mit keiner anderen. Schon der Militarismus, wie ich früher sagte, drängt zu einförmiger Regelmäßigkeit. Provinzen und Armeecorps sind hier die Grundlagen der öffentlichen Ordnung, nicht besondere Staaten.

Was könnte das endliche Resultat sein? Wahrlich nicht der sogenannte deutsche Staat, der, wenn er wirklich deutsch sein sollte, doch jedenfalls aus dem Deutschthum hervorgehen müßte, während er in diesem Falle vielmehr aus dem Preußenthum hervorginge und nur das vergrößerte Preußen selbst wäre. Je mehr sich dann dieser Staat fortentwickelte, um so mehr verschwände das Deutschthum in dem Preußenthum. Man muß mit sehenden Augen blind sein um das nicht zu sehen. Wenn man es aber sieht, so heißt es gelinde gesprochen mit Worten spielen: das eine Lösung der deutschen Frage zu nennen, wo Deutschland in Wahrheit verschwindet.

Hat man erkannt, wie der Verfall des deutschen Nationallebens entstanden ist, und was endlich daraus erfolgte, so kann auch kein Zweifel darüber sein, was die Aufgabe einer wirklichen Wiederherstellung Deutschlands bedeutet. Weder Oesterreich noch Preußen können für sich allein das große Werk vollbringen, noch weniger die kleineren Staaten. Vielmehr hat über alle solche Unternehmungen schon Arndt's Vaterlandslied das Urtheil gesprochen, und dieses Urtheil lebt trotz 66 im Gedächtniß der Nation. Mögen auch dichterische Wünsche keine politischen Lehren sein, so hat der Dichter doch insofern schon das Wahre getroffen, daß er das ganze Deutschland aus der Fülle seiner Elemente hervorgehen läßt. Anstatt der dichterischen Beschreibung müssen wir nur in eine physiologische Untersuchung des deutschen Nationalkörpers eingehen, um uns zuvörderst den Character seiner verschiedenen Bestandtheile und die Genesis des gegenwärtigen Zustandes klar zu machen, wie in dem Vorstehenden geschehen ist. Zur Wiederherstellung Deutschlands gehört hiernach nichts mehr und nichts minder als ein großer Act nationaler Gerechtigkeit, um allen Theilen Deutschlands diejenige Bedeutung zu geben, die ihnen nach ihrem Verhältniß zum Ganzen gebührt. Die einseitige Herrschaft des östlichen Deutschlands darf darum nicht ferner fortbestehen. Zwar haben wir gesehen, wie sehr erklärlich es war, daß solche Herrschaft entstand. Auch mag diese Wendung der

Dinge den Umständen nach kaum vermeidlich und zeitweilig sogar das relativ Beste gewesen sein, was damals möglich war, naturwidrig aber ist es doch zu nennen, daß die Colonie zum Hauptlande wurde, indeß das Mutterland zum Anhängsel herabsank. Deutschland kann nicht wieder auferstehen, so lange diese Naturwidrigkeit fortbesteht.

Nicht etwa daß nun vielmehr das Gegentheil zu fordern sei, d. h. die Herrschaft des westlichen Deutschlands über das östliche, sondern nichts als die schlichte Gerechtigkeit. Ist es eine Thatsache, und in manchem Betracht sogar die größte Thatsache unserer nationalen Entwicklung, daß an das alte Deutschland sich allmälig ein neues anschloß, durch Eroberung und Verdeutschung weiterer Landstriche auf der östlichen Seite, so soll von diesem Gebiete (welches die Nation selbst mit ihrem Herzblut erworben und mit ihren Geisteskräften ausgebildet hat) so Gott will kein Schritt breit verloren gehen, und das neue Gebiet soll dem alten nach Recht und Würden gleich stehen, ein Mehreres aber würde zum schreiendsten Unrecht gegen das alte Deutschland. Und wirklich hat Jahrhunderte lang, ehe noch das Uebergewicht des Ostens entschieden war, ein gewisses Gleichgewicht zwischen beiden Theilen bestanden, indem in dem Kurfürstencollegium vier Mitglieder dem Westen angehörten, worunter Mainz mit dem Directorium, nur drei dem östlichen Colonialgebiet, wo aber freilich noch außerdem die Basis des Kaiserthums war; während andrerseits wieder die Kaiserwahl und die Krönung, wie die Reichstage, in den Reichsstädten des alten westlichen Deutschlands stattfanden, wo auch das Kammergericht seinen Sitz hatte. In dem Fürstencollegium ferner gehörte die Mehrzahl der Stimmen dem westlichen Deutschland an, in dem Collegium der Reichsstädte sogar alle außer Lübeck. War auch das militärische Uebergewicht des Ostens schon unbestreitbar, so lag doch in alle diesem noch ein genügendes Gegengewicht, so lange die Reichsverfassung noch einige Kraft besaß. Seitdem aber die Reichsverfassung eine leere Form geworden, lag die Entscheidung der Sache nach nur noch bei Oesterreich und Preußen. Und so

war es auch während des alten Bundes. Die Aufgabe blieb also ungelöst, und ist nach 66 noch viel weniger gelöst. Vielmehr wurde die Aufgabe dadurch selbst bei Seite geschoben, indem man eine Lösung versuchte, die, so es möglich wäre, das naturwidrige Verhältniß verewigen, und die deutschen Nationalinteressen in die preußischen Staatsinteressen auflösen würde.

Jetzt wissen Sie, wo ich hin will, und sehen zugleich, wie ich über die Wiederherstellung Deutschlands wieder ganz paradoxe Ansichten habe. Denn das darin der Kern der Aufgabe läge, worin ich ihn finde, davon ist bei allen seit 48 aufgetauchten Reformprojecten gar keine Rede gewesen. Aber alle diese Projecte wurden auch garnicht aus der deutschen Nationalentwicklung abgeleitet, sondern von Außen her trat man an die Aufgabe heran. Einerseits nur mit abstracten Begriffen erfüllt, andererseits von den österreichischen oder preußischen Staatsinteressen ausgehend, oder auch von den Interessen der Mittelstaaten, während meine Betrachtung von den Interessen der Nation als solcher ausging, was ich jedenfalls für den einzig richtigen Standpunkt erklären darf, wenn es sich wirklich um eine deutsche Nationalverfassung handelt. Um dann über die Bedürfnisse der deutschen Nation urtheilen zu können, muß man sich zuvörderst den Gang ihrer Entwicklung vergegenwärtigen, wodurch sie allmälig so geworden, wie sie jetzt ist. Dadurch eben bin ich zu meinen Ansichten über das westliche und östliche Deutschland gelangt, nebst allem was daraus folgt. Es folgt aber auch dies daraus, — was ich hier noch beiläufig hervorheben will um doch mit einem practischen Satze zu schließen, — daß, wenn Deutschland wirklich aus innerlich verschiedenen Bestandtheilen besteht, und wenn jedem Bestandtheil sein Recht werden soll, dann jedenfalls keine Art von Centralisation versucht werden darf, sondern unter allen Umständen nur eine Art von Föderation. Freilich kein neuer Gedanke, vielleicht aber werden meine bisherigen Erörterungen doch den Nutzen haben, über den wirklichen Unterschied der deutschen Bestandtheile ein neues Licht zu verbreiten. Und

dieſes zugegeben, ſo wäre damit auch die Nothwendigkeit einer föderativen Entwicklung um ſo deutlicher geworden, was immer ſchon etwas iſt.

Zehnter Brief.

Was Oeſterreich für Deutſchland bedeutet.

Worin liegt die practiſche Schwierigkeit für eine befriedigende Ordnung der deutſchen Angelegenheiten? Nach landläufiger Meinung liegt ſie in der Vielſtaaterei und Kleinſtaaterei, deren fortſchreitende Beſeitigung demnach als der gradeſte Weg zur Löſung der deutſchen Aufgabe gelten müßte. Und richtig — ſo wäre es, wenn Deutſchland ein Abbild von Frankreich werden ſoll. Wir brauchten dann immer nur nachzuahmen, was man dort vor uns gethan. Haben wir alſo ſchon ſo vieles von Frankreich entlehnt, und fahren damit ſeit 66 nur um ſo rüſtiger fort, ſo ſehe ich auch wirklich keinen Grund, der uns beſtimmen könnte auf halbem Wege ſtille zu ſtehn, anſtatt ſogleich nach dem letzten Ziele zu ſtreben, wo uns das einheitliche und untheilbare Deutſchland entgegenwinkt. So einheitlich und untheilbar, wie es Frankreich iſt. Ein deutſcher Napoleon wird uns hinterher auch nicht fehlen. Wer weiß, in welchem Cadettenhauſe er ſchon verſteckt ſein mag. Denn die Centraliſation iſt die natürliche Vorbereitung zum Cäſarismus, und es wird dazu keiner langen Zeit mehr bedürfen, ehe dieſes Schlußreſultat hervortritt. Unſer Zeitalter lebt ſchnell. Darum ſage ich principiis obsta, oder Du weißt nicht wo Du hinkommſt.

Will man alſo kein franzöſiſches Deutſchland, ſondern erkennt vielleicht ſelbſt die Unmöglichkeit eines ſolchen, ſo wird

man auch andere Wege einschlagen müssen, als die in letzter Zeit beliebten. Und darüber klar geworden, wird man leicht genug erkennen, daß es sich mit der practischen Schwierigkeit der deutschen Organisation ganz anders verhält. Nicht in der Vielstaaterei und Kleinstaaterei liegt sie, sondern darin, daß zwei deutsche Staaten so groß geworden sind, daß sie für sich selbst als europäische Großmächte gelten, und darum so wenig geneigt sind, sich als Glieder eines gemeinsamen deutschen Körpers zu benehmen. Bestände Deutschland nur aus kleinen und mittleren Staaten, — sie würden sich längst zu einem föderativen Körper vereinigt haben, und die deutsche Frage wäre keine Frage mehr. Es geht gegen die Vernunft, daß es die Kleinen wären, welche die großen Schwierigkeiten machten, sondern die Großen sind es, denen wir auch allein die inneren Kriege verdanken, die wir seit dem vorigen Jahrhundert erleben mußten. Die Stellung von Oesterreich und Preußen ist es folglich, worauf für die Lösung der deutschen Aufgabe zunächt alles ankommt, und je nachdem man sich darüber entscheidet, danach findet sich das Uebrige wie von selbst. Auch Graf Bismarck scheint in diesem Punkte eben so zu denken, sonst wäre kein 66 gewesen. Die Frage bleibt nur: ob das die richtige Stellung zu Deutschland ist, welche dadurch für Preußen und Oesterreich geschaffen wurde? Ich will Ihnen daher erklären, weshalb ich darüber viel anders denke als Graf Bismarck. Und zu dem Ende werde ich Ihnen nachstehend auseinander setzen, welche Bedeutung für Deutschland den beiden Großmächten nach meiner Ansicht zukommt.

Das Alter hat das Vorgehen, darum beginne ich mit Oesterreich als dem älteren Gliede von Deutschland. Auch die Politik, meine ich, darf sich nicht aller Rücksicht für das Alter entschlagen. Zum mindesten muß dies bei Behandlung deutscher Angelegenheiten gelten, weil zwischen den verschiedenen Bestandtheilen des deutschen Nationalkörpers zugleich ein beträchtlicher Unterschied des Alters ihrer Bildung besteht, der wohl zu beachten ist. Nicht blos im Vergleich von Oesterreich mit Preußen, sondern auch die übrigen deutschen Staaten sind

nicht von gleichem Alter, wie jede nähere Untersuchung bestätigen würde. Ich sage nun, daß eben das Nebeneinanderbestehen älterer und jüngerer Bildungen ein Vorzug Deutschlands ist, dessen Bedeutung am besten erhellen wird, wenn wir andrerseits auf Frankreich blicken. Da ist jetzt in gewissem Sinne alles von gleichem Alter, insofern alles von 1789 datirt. Dafür kann dort auch alles auf einmal zusammenfallen, weil alles auf derselben Grundlage steht, und diese erschüttert, so hält nichts mehr. In Deutschland hingegen, dessen Bestandtheile wegen ihres verschiedenen Alters natürlich auch verschiedene Grundlagen haben, mag die eine erschüttert werden, die andere bleibt fest. Und indem durch diese Altersverschiedenheit auch verschiedene Erinnerungen erweckt werden, wie wenn gewissermaßen verschiedene Zeitalter zu uns sprächen, so beruht darauf zum guten Theil der Reichthum und die Manichfaltigkeit unserer geistigen Bildung. Welch eine Verarmung der Geister müßte daraus entstehen, wenn alle anderen deutschen Traditionen durch die preußischen verdrängt würden, die erst mit dem großen Kurfürsten beginnen, von wo an dann die deutsche Geschichte anfinge!

Nach diesen Vorbemerkungen über das Alter will ich an die eigentliche Sache gehen, und mich dabei möglichst auf das Nothwendige beschränken. Ueberflüssig also zu sagen, warum auf meinem Standpunkte von einer Hegemonie Oesterreichs gar keine Rede sein kann, wir sind darüber von vornherein einverstanden. Auch werden die früheren großdeutschen Entwürfe jetzt überhaupt für beseitigt gelten dürfen. Seit 66 ist es wohl dahin gekommen, daß man selbst in Oesterreich nicht mehr daran denkt, und ich will dem Grafen Bismarck das Verdienst nicht absprechen den großdeutschen Irrthum todt geschlagen zu haben, insoweit derselbe damals noch lebte. Kein Unglück ohne einigen Nutzen. Ob aber wirklich kein anderes Mittel der Wiederlegung übrig blieb als eben das Todtschlagen, wäre freilich eine andere Frage, die ich hier auf sich beruhen lasse. Die Sache ist nur, daß man aus einem Irrthum in den entgegengesetzten gerieth, nicht damit zufrieden die österreichischen An-

sprüche auf ihre Grenze zurückzuführen, sondern die ganze österreichische Monarchie aus Deutschland hinausweisend, woran jedenfalls der große Friedrich zu seiner Zeit niemals gedacht hat. Und wer könnte je daran denken, der noch einigen Sinn für das innere Leben unsers Nationalkörpers und für geschichtliche Entwicklung hat? Bestände freilich solcher Sinn, — wie Vieles wäre nicht geschehen, wie Vieles anders als es wirklich ist! Dann brauchte ich Ihnen auch nicht lange Briefe zu schreiben, statt dessen ich mich jetzt genöthigt sehen werde noch eine Reihe von Briefen folgen zu lassen, die immer nur die Auffassung geschichtlicher Verhältnisse betreffen werden, und die ich Sie im voraus bitte in Ruhe durchzulesen, möchten sie auch etwas lang ausfallen. Ich sehe leider keine Möglichkeit Ihnen diese Mühe zu sparen, die deutsche Frage ist einmal so verwickelt, daß sich nicht mit wenigen Worten darüber absprechen läßt. Es sind dabei die manchfaltigsten Thatsachen zu berücksichtigen, die zwar an und für sich als allbekannt gelten müßten, aber theils so geflissentlich in Vergessenheit gebracht, theils durch so viele falsche Ansichten dergestalt verdreht und verdunkelt sind, daß es Einem sauer genug gemacht wird aus diesem Wust von Irrthum, Sophisterei und leeren Behauptungen aller Art, die einfache Wahrheit herauszufinden und klar zu legen.

Von vornherein ist jede richtige Erkenntniß ausgeschlossen, wenn die Frage in den Streit zwischen Habsburg und Hohenzollern hineingezogen und danach zur Parteisache gemacht wird, mit aller der Befangenheit, Verbitterung und Verfälschung der Sachverhältnisse, welche alle Parteikämpfe zu characterisiren pflegt. In unserem Falle ginge dabei selbst die ganze sachliche Grundlage verloren, die weit über den Streit dieser beiden Häuser zurückreicht. Oder ist denn etwa Oesterreich durch die Habsburger entstanden und Preußen durch die Hohenzollern? Wir werden bald sehen, wie ganz anders es sich damit verhält. Was aber zu solcher Wendung der Frage geführt hat, dürfte kaum etwas anderes sein, als die in dem Zeitalter des Absolutismus aufgekommene Kriecherei gegen das Fürstenthum, wonach alles von den regirenden Familien abhängen sollte, in-

dem die Folgen solcher unwürdigen Denkweise selbst noch heute, wo man aus dem Absolutismus längst heraus zu sein glaubt, oft so stark nachwirken, daß sie keine reine Auffassung des Sachverhältnisses aufkommen lassen. Es ist indessen bemerkenswerth, daß der große Friedrich niemals von dem Hause Hohenzollern sprach, sondern von dem Hause Brandenburg. Er scheint also der Meinung gewesen zu sein, daß die Hohenzollern erst durch Brandenburg zu ihrer nachherigen Bedeutung gelangten, nicht aber Brandenburg durch die Hohenzollern, was auch allen Thatsachen widerspräche. Der Mann ging eben auf das Thatsächliche, soweit er es nach seiner Geschichtsphilosophie aufzufassen vermochte. Und gerade nun wie die Hohenzollern erst durch Brandenburg emporkamen, so die Habsburger durch Oesterreich, das längst vor ihnen da war.

Der wirkliche Ursprung der österreichischen Monarchie ist vielmehr die unter Carl dem Großen begründete avarische Mark oder Ostmark, woraus hinterher der Name Oesterreich entstand. Erst unter Barbarossa wurde das Land zum Herzogthum erhoben. An diese Ostmark schloß sich die Steiermark an, dann die Mark Kärnthen und die Mark Krain, welche beiden letzteren später auch zu Herzogthümern erhoben wurden, so daß die Bezeichnung als „Mark" heute nur noch in dem Namen der Steiermark fortlebt. Abgesehen nur von Mähren, welches heute auch noch eine Markgrafschaft heißt, aber hier noch nicht in Betracht kommt. Kurz, diese das östliche Alpenland nebst einem Theil des Donaubeckens umfassenden Marken sind es, von welchen man ausgehen muß. Sie bildeten der Sache nach von vornherein ein Ganzes, welches man selbst wieder die Ostmark nennen kann, das Wort im weiteren Sinne genommen.

Da waltete seit Ausgang des zehnten Jahrhunderts das sehr rüstige Geschlecht der Babenberger, welche für Oesterreich ungefähr dieselbe Bedeutung haben, wie für Brandenburg die Anhaltiner oder Askanier. Sie legten die Grundlage der österreichischen Macht, indem sie ihre Mark in aller Weise befestigten und erweiterten, und dazu auch vom Reiche wichtige Privi-

legien erhielten. So sehr kam die Macht dieser Markgrafen empor, daß der letzte ihres Geschlechtes, — welches in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erlosch, — sich schon mit dem Gedanken trug sein ganzes Ländergebiet zu einem besonderen Königreiche erheben zu lassen. Dabei waren sie sehr für kirchliche Interessen gestimmt, wie ihre zahlreichen Stiftungen beweisen, die Stephanskirche rührt auch daher. An den Kreuzzügen haben sie einen lebhaften Antheil genommen, und Einer von ihnen heißt ausdrücklich der Katholische. Man sieht also, wie früh schon der ebenso das spätere Oesterreich charakterisirende kirchliche Sinn hervorgetreten ist. Hat doch Kaiser Maximilian sogar Papst werden wollen. Aus diesem Sinn erklärt sich wohl auch die unter Kaiser Friedrich III. erfolgte Erhöhung des herzoglichen Titels von Oesterreich in den erzherzoglichen, wobei der Erzbischof als Vorbild dienen mochte.

Darin lag nun keine Aehnlichkeit der Ostmark mit Brandenburg, sondern vielmehr ein merklicher Unterschied. Denn Brandenburg zeigte von Anfang an ein weit mehr weltliches wie zugleich militärisches Gepräge, und es ist eine allgemeine Erfahrung: wo der Säbel regiert, kann der Priester nur eine Nebenrolle spielen. Die Bischöfe standen da weit hinter dem Markgrafen zurück, und von den übrigen kirchlichen Stiftungen sind nur wenige zu erheblicher Bedeutung gelangt. Bemerkenswerth hingegen, daß von Anfang an die Johanniterritter und Templer in Brandenburg Aufnahme fanden und Einfluß gewannen, denn sie waren ein militärischer Orden, und wie eine Vorbedeutung auf den bald darauf erscheinenden deutschen Orden. Der war zwar selbst ein halbgeistliches Wesen, aber auch im Ordensstaat waren die Bisthümer dem Hochmeister unterworfen, mit Ausnahme des Bisthums Ermeland, was dann wohl wesentlich darauf eingewirkt hat, daß später das Ermeland katholisch blieb. Es schien mir bequem dies beiläufig hier anzuführen, denn es ist wichtig von vornherein darauf zu achten. Wie vieles ist doch in der That sehr alt begründet, was man so irrig für eine Erscheinung von viel jüngerem Datum hält! Darum

ist der Charakter der späteren österreichischen und preußischen Monarchie niemals richtig zu verstehen, wenn man nicht auf die Zeiten zurückgeht, wo von Habsburg und Hohenzollern noch keine Rede war.

Schon unter den Babenbergern hatte sich in dem eigentlichen Oesterreich der Character einer Grenzmark, d. h. eines eroberten und colonisirten, und darum vorzugsweise nach militärischen Zwecken eingerichteten und verwalteten Landes, ganz verwischt. Es war ein Land geworden, das den alten deutschen Ländern sehr ähnlich sah. Dazu in blühendem Wohlstand und kräftigem Fortschritt nach allen Zweigen damaliger Cultur, während Brandenburg noch wendisch und heidnisch war. Nach dem Abgange der Babenberger folgte aber eine vierzigjährige Verwirrung, ähnlich wie in Brandenburg nach dem Abgange der Anhaltiner, und darin liegt wieder ein Parallelismus. Erst mit Rudolph von Habsburg begann eine neue Epoche, wie in Brandenburg durch die Hohenzollern. Die Gründung aber war längst vollbracht durch die Babenberger, und für die Habsburger lag diejenige Periode, worin sich die deutschen Marken entwickelten, weit im Hintergrunde. Vielmehr begann jetzt im südlichen Deutschland gerade das, was ich in meinem letzten Briefe die Rückwirkung der deutschen Colonisation genannt habe. Der Strom der Bewegung biegt gradezu um. Nicht mehr auf die Hinausschiebung der deutschen Grenzen nach Osten ist es abgesehen, sondern das durch die Colonisation gewonnene neue Gebiet wird vielmehr zum Stützpunkt, um von da aus Einfluß im Reiche zu üben, und selbst Erwerbungen in dem alten westlichen Deutschland zu machen. Das thaten die Habsburger von Oesterreich aus, wie später die Hohenzollern von Brandenburg aus, und eben dadurch entstand der Conflict. Nicht aus dem inneren Wesen von Oesterreich und Brandenburg ist er entsprungen, sondern daher, daß man in diesen beiden Ländern den wahren deutschen Beruf, den sie als deutsche Marken hatten, hinterher verkannte, um ihnen statt dessen einen Beruf zuzuschreiben, der ihnen ursprünglich gar nicht zukam. Die Babenberger und die Anhaltiner hätten trotz der großen inneren

Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Länder keine Veranlassung gehabt sich gegenseitig zu bekämpfen.

Wie kam es nun zu dieser neuen Wendung? Ich meine schon ganz einfach durch die Besitzungen, welche die Habsburger, noch ehe sie Oesterreich erwarben, im oberen Rheingebiet besaßen, und die gewissermaßen der Haken wurden, woran sich allmälig eine Kette anschloß, die sich durch das ganze südliche Deutschland hindurchzog. Grade wie später dasselbe von Brandenburg aus im nördlichen Deutschland geschah. Und so kam das alte westliche Deutschland in Abhängigkeit von seinen beiden großen Marken. Das aber dies Alles so geschehen konnte, ist auch erklärlich genug, nachdem einmal die patrimonialen Ideen, wonach Länder wie Privatgüter zu erwerben waren, das ganze öffentliche Recht überwuchert hatten, so daß man gar keinen Anstoß mehr daran nahm, und wenn auch die naturwidrigsten Verbindungen daraus entstanden. Das gilt für den Süden wie für den Norden. Oder warum konnte man von Wien aus nicht eben so gut Erwerbungen am Oberrhein machen, wie von Berlin aus am Niederrhein? War das eine gut, so ist das andere auch nicht schlecht gewesen. Die Habsburger hatten dabei den Vortheil voraus, daß sie zugleich den Einfluß des Kaiserthums, welches in ihren Händen war, zur Vergrößerung ihrer Hausmacht benutzen konnten, und eben dies wird ihnen auch am meisten zum Vorwurf angerechnet. Hätten es nur Andere besser gemacht! Aber hatten nicht schon die letzten Hohenstaufen mehr für Neapel als für das deutsche Reich gesorgt? Der Luxemburger Heinrich brachte Böhmen an sein Haus. Ludwig der Baier that desgleichen, indem er seinen Sohn in Brandenburg einsetzte, und wäre damals ein Hohenzoller auf den Kaiserthron gelangt, er hätte wahrscheinlich auch nicht anders gehandelt. Zum wenigsten liegt die Thatsache vor, daß die Hohenzollern, schon seit der Kaiserwahl Rudolph's, dem habsburgischen Hause innig befreundet waren, und selbst bis über die Reformation hinaus befreundet blieben. Es ist folglich nicht anzunehmen, daß sie in dem habsburgischen Hause ein besonders bösartiges Princip erblickt hätten. Zudem waren die

deutschen Fürsten alle gewohnt für ihr Haus zu sorgen. Keiner machte das dem andern zum Vorwurf, wenn nur sein eignes Interesse nicht in Frage kam; das deutsche Nationalinteresse war für alle die Nebensache. Wie konnten sie dem Kaiser verargen, was sie selbst thaten. Auch den Hohenzollern haben Familienverbindungen viel geholfen, nur daß sich ihnen freilich nicht die gute Gelegenheit zu so glänzenden Heirathen bot wie dem Kaiserhause, welches dadurch bald in den Besitz von halb Europa kam, mit beiden Indien obenein.

Tausend Umstände wirkten darauf ein und machen es erklärlich, daß damals dieser Coloß der habsburgischen Macht entstehen konnte. Daß es aber an und für sich eine Misbildung war, wird heute Niemand mehr bestreiten. Die spätere Geschichte selbst hat dann ihr Urtheil darüber gesprochen, indem sie das Naturwidrige wieder zerfallen ließ, so daß die österreichische Herrschaft ebenso in Belgien und in Italien erloschen ist, wie am Oberrhein und in Schwaben. Von Salzburg und Tyrol abgesehen, besitzt Oesterreich seitdem keine deutschen Länder mehr, die sich nicht ganz natürlich an die alte Ostmark anschlössen. Auch von den übrigen österreichischen Ländern kann das gesagt werden. Denn derselbe Prozeß, wodurch die ursprüngliche Ostmark entstand, schuf von Anfang an noch weitere Verbindungen, durch die Kämpfe mit dem damaligen großmährischen Reiche und mit Ungarn, welche ebenfalls schon in die Zeiten Karl's des Großen zurückreichen. Und so meine ich, daß die spätere Verbindung Oesterreichs mit Böhmen und Ungarn, obwohl das Vehikel dazu auch nur in der Dynastie lag, doch der Sache nach als eine natürliche Entwiklung desselben Princips anzusehen ist, welches die Ostmark repräsentirte. Nomen et omen, Oesterreich ist geworden was sein Name besagt, — ein Ostreich, und die ganze österreichische Monarchie ist nichts weiter als die alte Ostmark zur zweiten Potenz erhoben. Das ist zugleich ihre Bestimmung für das ganze abendländische Europa. Die Türkennoth war die Hauptveranlassung, daß sich diese große Ostmark bildete, ohne dies hätte die habsburgische Hauspolitik wenig vermocht, wenn hier nicht sachliche Gründe vorgelegen hätten.

Und daß diese Gründe fortwirken, obwohl die Türkennoth schon lange verschwunden ist, dafür sorgt heute die hereindrohende Macht Rußlands.

Deutschland bedarf Oesterreichs zum Schutze im Südosten, wie zugleich der Handelsverbindungen wegen durch die Donau und nach dem adriatischen Meere hin. Selbst die kleindeutsche Theorie giebt dies zu. Weil aber darin nur ein äußerliches Bedürfniß läge, so meint man, daß dazu auch schon eine eben so blos äußerliche Allianz mit Kleindeutschland genügen würde, indessen die österreichische Monarchie von dem deutschen Körper abgesondert bliebe. Da sieht man wieder, wohin es führt, wenn die Idee der deutschen Nationalentwicklung in die Idee des Zollvereins und des preußischen Militärwesens aufgeht! Denn gewiß, — in eine so äußerliche Auffassung der Aufgabe muß man hineingerathen sein, wenn man Oesterreichs Verhältniß zu Deutschland nur nach strategischen und commerziellen Rücksichten beurtheilen will. Als ob es im Völkerleben auf weiter nichts mehr ankäme, als Soldaten drillen und Handel treiben! Ich frage garnicht, welche Garantie denn eine solche Allianz darböte, die nach dem Wechsel der sogenannten hohen Politik heute geschlossen und morgen gelöst werden könnte, und wahrscheinlich beide Theile nöthigen würde, trotz ihrer Allianz fortwährend gegen einander auf der Wache zu stehen. Desgleichen will ich nicht fragen, wonach ja die kleindeutsche Theorie am allerwenigsten fragt: wie nemlich nach solcher Absonderung von Deutschland die österreichische Monarchie (deren man doch anerkanntermaßen bedarf) selbst noch fortzubestehen vermöchte; obgleich ich nicht einsehe, welches noch ihr Lebensprincip sein sollte, nachdem sie den Boden ihrer Entwicklung verloren hätte. Denn der Historiker soll erst geboren werden, der die österreichische Geschichte anders zu construiren vermöchte als aus der deutschen Geschichte heraus! Aber ich muß dies bei Seite lassen um meine Argumentation nicht zu unterbrechen, da es sich hier nicht um Oesterreich sondern um Deutschland handelt. Den angefangenen Gedankengang fortsetzend, behaupte ich also: Deutschland bedarf Oesterreichs nicht blos zu einer äußerlichen

Hülfsleistung sondern um seiner eignen Nationalentwicklung willen, in welcher Oesterreich ein unentbehrliches Element ist. Und daher muß es auch als ein wesentliches Glied des deutschen Körpers behandelt werden.

Dafür spricht schon die Thatsache selbst, daß Oesterreich so viele Jahrhunderte lang, und zwar vom ersten Ursprunge des Reiches an, zum Reiche gehört hat. Wurde das deutsch-österreichische Gebiet dann später die Basis des Kaiserthums, welches vier Jahrhunderte lang darauf geruht hat, so konnte das nicht ohne tiefe Wirkungen bleiben. Es gab den österreichischen Ländern ein erhöhtes Selbstgefühl und eine eigenthümliche Weihe. Denn so sehr auch die wirkliche Macht des Kaiserthums damals schon verfallen war, seine ideale und universale Bedeutung war wenigstens für die Erinnerung noch nicht erloschen. Es war keine gleichgültige Sache, daß man sich in den österreichischen Ländern als kaiserlich fühlte, indem die landesherrliche Gewalt sich dort zugleich mit der kaiserlichen verband, während in anderen deutschen Ländern das Fürstenthum einen blos localen Character und einen Oberherrn über sich hatte. Ein Würtemberger etwa oder ein Hannoveraner zu sein, bedeutete wahrlich etwas Geringeres als kaiserlich zu sein. Und wenn man in Preußen vom Könige sprach, so lag darin für das Gefühl der Menschen auch nicht dasselbe, als wenn man in Oesterreich vom Kaiser sprach. Seit Auflösung des Reiches haben nun die deutsch-österreichischen Länder die Bedeutung erhalten, daß sie der reale Stützpunkt der deutschen Tradition und der Continuität der deutschen Geschichte geworden sind. Ohne Oesterreich also wäre die Tradition und die Continuität nur als Idee zu erfassen, was im Völkerleben niemals ausreicht, sondern immer gehört zu dem Idealen ein realer Stützpunkt, und der ist in dieser Hinsicht Deutschösterreich, als das lebendige Denkmal der alten Reichsgeschichte.

Es giebt dafür keinen anderen Stützpunkt. Am allerwenigsten wäre er durch Preußen gegeben, welches sich grade vor anderen deutschen Staaten dadurch characterisirt, daß es

am meisten aus der deutschen Tradition herausgetreten ist, und am häufigsten die Continuität der Entwicklung durchbrochen hat. Ueberhaupt ist der moderne preußische Staat (um welchen es sich in der vorliegenden Frage allein handeln kann, nicht etwa um die Mark und das alte Ordensland, da beide selbst in das moderne Preußen aufgegangen sind) fast die jüngste Bildung in Deutschland, wie ja auch grade seine Jugendlichkeit am meisten gerühmt wird. Und gewiß, die Jugendlichkeit gewährt große Vortheile. Es hieße aber die Natur der Dinge umkehren, wenn jemals die Jugend zum Stützpunkt der Tradition und der Continuität der Entwicklung dienen sollte, wozu seit Adam und Noah immer das Alter gedient hat. Heute kommt noch hinzu, daß grade die Ereignisse von 66, welche Preußen seine neue Stellung in Deutschland gaben, ein entschiedenes Zurückstoßen der Tradition und ein radicaler Bruch in der Continuität der deutschen Entwicklung gewesen sind. Welche Folgen müßten daraus entspringen, wenn nach diesen Vorgängen das schon an und für sich nur wenig auf traditionellem Boden ruhende Preußenthum seinen Geist über ganz Deutschland verbreiten sollte! Bald würde von dem überlieferten Bestande deutscher Geschichte garnichts mehr haltbar bleiben. Oder welchen Anspruch auf Fortbestehen und welche Sicherheit der Existenz hätten dann noch die kleineren deutschen Staaten mit ihren Verfassungen, nachdem ein so großes und altes Glied des deutschen Körpers wie Oesterreich kurzweg bei Seite geschoben, und dadurch die Nichtachtung des historischen Rechtes gewissermaßen zum Princip gemacht wurde? Ja, welches Recht nnd welche Sicherheit des Fortbestehens hat der preußische Staat selbst, geschweige denn die preußische Verfassung, die von gestern ist? Wir steuern mit vollen Segeln der allgemeinen deutschen Revolution entgegen.

Schon dies Eine würde für jeden Staatsmann, der die in der Tiefe liegenden Bedingungen politischer Entwicklung nicht außer Rechnung zu lassen gewohnt ist, entscheidend sein müssen. Ich behaupte aber ferner, daß die deutsche Entwicklung

auch nach ihrer rein geistigen Seite hin das österreichische Element nicht entbehren kann. Zwar für die Wissenschaft wäre dabei wenig Einbuße zu fürchten, weil Oesterreich auch bisher nur einen sehr wenig thätigen Antheil an unserem wissenschaftlichen Leben genommen hat. In der That ist auch das österreichische Volk selbst nur wenig für die Wissenschaft beanlagt, am wenigsten für die Wissenschaft des Gedankens. Sie findet dort keinen Boden, wo der Sinn des Volkes so überwiegend auf das Anschauliche und Greifbare gerichtet ist, wie schon die österreichische Redeweise bekundet, durch das so häufige: „Schauen's" und „Halt" oder „Halter". Grade wie wenn man im Gehen stillstände oder Jemandem etwas in die Hand gäbe. Die Leute wollen also etwas unmittelbar zu Erfassendes haben, nicht den bloßen Gedanken sondern wenigstens zugleich ein Bild der Sache. Daher steht es mit der dichterischen Anlage schon ganz anders, und es giebt österreichische Dichter, wie sie die Mark Brandenburg nicht aufzuweisen haben dürfte. Jedenfalls hat noch kein poetischer Spaziergänger Berlins es seinem wiener Collegen gleich gethan. Am allerwenigsten können sich die berliner Componisten mit den musikalischen Genien vergleichen, deren Wien sich rühmt, und wodurch Oesterreich wohl den Anspruch besitzt auch für die deutsche Culturentwicklung etwas Wesentliches geleistet zu haben, wenn anders die Musik auch zur Cultur gehört. Das aber wird man in dem musikliebenden Deutschland nicht bestreiten wollen, zumal schon die alten Griechen die Musik als ein sehr wesentliches Erziehungsmittel ansahen. Luther, in seiner Sprache, nannte sie die erste Wissenschaft nächst der Theologie. Nun entspringt aber die Musik aus dem Gemüthe, wie sie ihrerseits zum Gemüthe spricht, und so wird uns die in Oester reich vorherrschende Vorliebe zur Musik, und das dort so häufige musikalische Talent, auf das Gemüthsleben des österreichischen Volkes selbst hinweisen. Darin eben liegt die Hauptsache, wonach die Bedeutung Oesterreichs für die deutsche Geistesentwicklung abgeschätzt werden muß. Ist es das deutsche Gemüth, womit die wichtigsten Characterzüge des deutschen

Lebens zusammenhängen, so sind ihrerseits die Oesterreicher der am meisten im Gemüthe lebende deutsche Volksstamm. Und darum wird uns das österreichische Element nur um so wichtiger, je mehr andrerseits sich das Preußenthum ausbreiten will, dessen vorwiegend verstandesmäßiger Character das deutsche Gemüthsleben bald ganz zerstören müßte, wenn es zur dauernden Herrschaft gelangte. Es wäre um den deutschen Geist geschehen, wenn einst der trockne höhnende Geist des Berlinismus für ganz Deutschland den Ton anzugeben hätte. Ich weiß, was der Verstand werth ist, aber mein Verstand sagt mir zugleich, daß das Gemüth auch etwas werth ist, und welch ein greulicher Zustand daraus entspringen müßte, wenn das Gemüth um des Verstandes willen verschwände.

Dieses zugegeben, bedarf es wenig Worte darüber, wie innig der soeben geltend gemachte gemüthliche Character des österreichischen Volkes mit dem zuvor besprochenenen traditionellen Gepräge der österreichischen Länder zusammenhängt, so daß eins das andere bedingt. Und eben so gehören dazu die Alpen mit der neben ihnen herströmenden Donau, indem grade durch das Zusammenwirken dieser beiden Elemente die eigenthümliche Geistesstimmung angeregt wird, welche das österreichische Volk characterisirt, und ohne beides nicht zu verstehen wäre. Haben die Alpen einen Einfluß auf das Seelenleben der Menschen, — die Donau hat ihn auch. Und wie die Alpen zugleich das Hauptgebirge des ganzen Europas sind, so ist sie der Hauptstrom. Gehört es also zu Deutschlands Ehre, daß dieses Hauptgebirge sein Fundament ist, worauf es ruht, so nicht minder, daß aus seinem Schooße dieser Hauptstrom hervorgeht, mit welchem sich in Deutschland wie in ganz Europa kein anderer vergleichen kann, — sei es nach strategischen und commerziellen Interessen, oder nach Schönheit der anliegenden Landschaften, oder nach den historischen Erinnerungen, die sich daran anschließen, — außer nur der Rhein. Von beiden erzählt schon die Römerzeit. Sagte ich nun früher: wer die Alpen und die See nicht kennt, kennt Deutschland nicht, so sage ich dasselbe von Donau und Rhein.

Beide gehören so untrennbar zusammen, wie Mann und Weib. Und grade so grundwesentlich sind sie auch verschieden: der Rhein männlich, die Donau weiblich. In östlicher Richtung den breiten Körper Europas durchziehend, deutet sie auf den Orient, als den Ursitz aller Traditionen. Wie ganz anders der Rhein, der, von dem Hochgebirge herabstürzend, in entgegengesetzter Richtung dem Ocean zufließt und auf die transatlantische Welt hinweist. Zwischen diesen beiden Strömen ist es, wo die Springquellen deutscher Entwicklung liegen seit der Römerzeit. Und darum auch zwischen den Alpen und der Küste, welche für uns Nord und Süd bezeichnen. Aber nicht Nord und Süd sondern Ost und West sind Anfang und Ende der ganzen Weltentwicklung. Deutschland, die Mitte einnehmend, ist dadurch auf eine Doppelrichtung angewiesen, welche die Natur durch die Donau und den Rhein vorgebildet hat. Es hieße seinem Weltberuf ungetreu werden, wollte Deutschland einen dieser Ströme aufgeben. Unsere ganze Geistesbildung schließt sich daran an, denn es ist grade diese Verdopplung des deutschen Wesens in sich selbst, wodurch, wie der Reichthum und die Mannigfaltigkeit, so nicht minder die Tiefe bedingt ist, deren das deutsche Gemüths- und Gedankenleben sich bisher rühmen durfte. Mit vollem Recht hat darum das alte Reich den Doppeladler angenommen, der wirklich sein Wesen bezeichnete.

Jetzt bitte ich Sie, dies Alles wohl zu erwägen. Ich konnte darüber nur in kurzen Andeutungen sprechen, je mehr Sie aber darüber nachdenken, um so wichtiger wird Ihnen die Sache erscheinen.

Käme es in Deutschland nur darauf an, eine Centralgewalt und parlamentarische Verfassung nebst dem dazu gehörigen Codex von Grundrechten zu schaffen, so wäre es freilich ein müßiges Geschäft sich in solchen Erörterungen zu ergehen, wie ich sie hier anstellen zu müssen glaubte. Für die practische Frage wären sie ohne allen Belang. Denn die europäischen Beziehungen Deutschlands gehörten dann von vornherein garnicht zur Sache. Und was hätte solche Verfassung mit dem

Rhein und der Donau zu schaffen, mit der See und den Alpen? Was mit der ganzen deutschen Geschichte, mit ihren Traditionen und ihrer Continuität? So viel als nichts. Oder gar mit dem deutschen Gemüthe, da doch die Politik eine verstandesmäßige Wissenschaft ist, und die politische Praxis auch mit dem Verstande zu arbeiten hat? Gewiß, so ist es. Nur begreift mein Verstand nicht, wie durch solche Centralgewalt nebst Zubehör, — so wirksam der ganze Apparat auch sein möchte, — schon eine deutsche Nationalentwicklung zu erreichen wäre, während doch ganz dasselbe auch in jedem anderen Lande bestehen könnte, alles dasjenige aber, wodurch Deutschland selbst erst Deutschland ist, so gut wie außer Rechnung bliebe. Ich meine statt dessen, daß grade nach alle dem, was Deutschland eigenthümlich ist, auch von vornherein die ganze Rechnung anzulegen wäre, nicht aber nach solchen allgemeinen Begriffen wie Centralgewalt und andre mehr.

Geht man nicht von deutschen Zuständen aus, — wie soll wohl Deutschland jemals zu sich selbst kommen, trotz aller constitutionellen oder diplomatischen und strategischen Arbeiten? Und was ist nun so augenfällig und zugleich so folgenreich, als daß Deutschland aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen besteht, aus deren Zusammenwirken und gegenseitiger Ergänzung die deutsche Nationalentwicklung hervorgehen muß, wenn sie wirklich deutsch sein soll. Daher der föderative Character, den die deutsche Verfassung zu allen Zeiten gehabt hat. Nicht aus einer absichtlich eingerichteten Ordnung folgte er, wie er andrerseits auch durch keine Dekrete einer Constituante zu begründen wäre, sondern in der Nation und ihren gegebenen Lebensbedingungen lag das föderative Princip, und entfaltete sich nach den wechselnden Geschicken der Nation. Handelt es sich gleichwohl um eine planmäßige Ordnung, deren Bedürfniß und Werth ich durchaus nicht bestreite, — was anders kann die Hauptaufgabe dabei sein, als grade das zweckmäßige Zusammenwirken der verschiedenen Elemente sicher zu stellen? Und wie ließe sich darüber urtheilen ohne zuvor diese Elemente selbst zu untersuchen, nach ihrem eignen Wesen so wie nach

ihrer Beziehung zum Ganzen? Solche Untersuchung aber darf nichts außer Augen lassen, was eine nachweisbare Wirkung auf die nationale Entwicklung ausübt. Sie wird daher nicht minder die ganz außerhalb menschlicher Macht liegenden Naturverhältnisse zu beachten haben wie das eigentlich Menschliche, bis zu dem rein Geistigen hin, was sich zuletzt auch wieder der Willensmacht entzieht, je tiefer es in der Seele liegt, und dann vielmehr eine Macht über den Willen selbst wird. Daß man dies gleichwohl nicht zu beachten pflegt, daraus erklärt sich (beiläufig gesagt) das so häufige Scheitern sogenannter constituirender Versammlungen, welche fast immer nur den Triumph ihres eignen Willens feiern wollen, und eben deshalb auch alle diejenigen Elemente bei Seite lassen, worüber der menschliche Wille garnicht Herr ist, und worauf doch grade die Festigkeit und Dauerhaftigkeit jeder Verfassung beruht.

Es ist hier keine begründete Entscheidung möglich ohne sich zuvor das ganze Gemälde der Gliederung und Entwicklung des deutschen Nationalkörpers vor Augen zu halten. Ein um so schwierigeres Geschäft, je vielseitiger wirklich die deutsche Nationalentwicklung ist, und je mannigfaltigere Auffassungen dadurch möglich werden. Denn ein ganz anderes Bild wird man von Deutschland erhalten, wenn man es etwa von Pommern aus betrachtet, welches in der Reichsgeschichte nie eine Rolle spielte, als hingegen von den Bergen des Harzes aus, wo die Ottonen ihre Sitze hatten; oder vom Rhein aus, wo die großen Kirchenfürsten herrschten; oder von Schwaben aus, wo die Wiege der Hohenstaufen stand; oder von Prag aus, wo Carl IV. waltete; oder endlich von Wien aus, wo das Kaiserthum seine Laufbahn beschloß. Immer verändert sich das Bild nach dem Standpunkte des Beobachters. Nur aus der Vogelperspective wäre das Ganze zu übersehen, wie es wirklich ist. Aber fürwahr ein luftiger Standpunkt, ich leugne das nicht. Und doch muß selbst die Luftschifffahrt gewagt werden, wo Eisenbahnen und Telegraphen ihre Dienste versagen, wie sie es in diesem Falle thun. Denn die Sache ist die, daß man sich schlechterdings erheben muß, um jeder

Art von partikularistischen Einflüssen und localer Befangenheit entrückt zu sein, wenn man ein reines Bild des großen Ganzen gewinnen will. Und solches Bild müßte zuvor aufgenommen sein, um danach den Plan zu einer deutschen Nationalverfassung zeichnen zu können. Hat man aber solche Vorarbeit (die vielleicht nicht gefahrlos und jedenfalls mühevoll sein würde) sich ersparen zu dürfen geglaubt, um desto schneller zum Ziele zu gelangen, so war dann auch das Resultat danach. Versucht man es hingegen damit, so wird man bald auf ganz andere Gedanken kommen, als die seit 48 in Umlauf gebracht sind. Mag dann auch im Einzelnen noch vieles fraglich bleiben, — niemals wird man auf den Abweg gerathen, ein neues Deutschland ohne Oesterreich construiren zu wollen.

Man hat aber endlich gesagt, — und sagt es insbesondere von liberaler und fortschrittlicher Seite aus als das wirksamste Argument, — daß von Oesterreich die jesuitische Reaction ausgegangen sei mit dem Anhang aller freiheitsfeindlichen Tendenzen, die so lange auf Deutschland gelastet, und daß um deswillen Oesterreich von Deutschland auszuschließen sei, um uns in Zukunft gegen solche Einflüsse zu sichern. Das wäre also der Haupttrumpf, wobei nur vorweg die Frage entstände: wie weit wohl solches Sicherheitsmittel reichen würde, so lange es doch noch viele andere Wege giebt, auf welchen der Jesuitismus zu uns gelangen kann, als der Weg über Oesterreich? Am Ende hilft keine Grenzsperre dagegen, der Jesuitismus schleicht sich durch, oder fliegt gar darüber hinweg. Denn er kann allerdings fliegen, wie er auch in sehr verschiedenen Gestalten erscheinen und sich sogar ganz unsichtbar machen kann, so erstaunlich das klingt. Es ist so, und viele andere Wesen können dasselbe. Alle diejenigen nemlich, welche man Principien zu nennen pflegt, und gegen welche daher mit äußerlichen Schutzmitteln immer wenig auszurichten ist. Nun ist aber in der vorliegenden Frage vielmehr die Hauptsache, daß dieses jesuitische Wesen bekanntermaßen aus Spanien stammt, und nicht im geringsten in Oesterreich

selbst entstanden war. Dem heiteren offnen Sinne des österreichischen Volkes ist vielmehr dieses hinterhaltige spanische Wesen durchaus fremd und ihm nur künstlich eingeimpft worden. Wie das möglich war? — ich meine das Volk ließ sich bethören um der Religion willen, die ohne den Jesuitismus, wie man ihm einredete, verloren gewesen wäre. Denn die große Masse des Volkes war im Herzen katholisch, obgleich der Protestantismus damals schon eine ziemlich weite Verbreitung gefunden hatte. Was war aber der Protestantismus in Oesterreich? Weit mehr ein politisches als ein religiöses Princip, denn in letzterer Gestalt fand er in dem wenig nachdenklichen Wesen des österreichischen Volkes keinen günstigen Boden, und schlug darum keine tiefen Wurzeln, als politisches Princip hingegen wurde der Protestantismus durch die Opposition der Stände getragen, die ihm in so weit eine wirkliche Macht gab. Aber diese Macht einmal gebrochen, so war auch der ganze österreichische Protestantismus gebrochen, als rein religiöses Princip hatte er zu geringe Widerstandskraft. Darum konnte die jesuitische Gegenreformation so leicht gelingen, weil der Protestantismus nicht in das Herz des Volkes eingedrungen war. Aehnlich geschah es damals in Frankreich, wo der Protestantismus durch die Opposition des Adels getragen wurde, wie in Spanien durch die Communeros, und als ein politisches Princip konnte er auch durch politische Mittel überwältigt werden. So sieht man selbst in dem heutigen Oesterreich, wie der Streit um das Concordat weit überwiegend eine politische Parteifrage ist, so daß die Gegner des Concordats um deswillen noch lange keine Protestanten sind, wenn man das Wort im Sinne der Reformatoren nimmt. Viele mögen wohl überhaupt indifferent sein, aber die große Masse des Volkes hängt doch an ihrem Glauben.

Nicht also der Jesuitismus aber allerdings der Katholicismus wird zu dem Character der deutsch-österreichischen Länder gehören, wie auch die österreichische Monarchie, als Ganzes betrachtet, sich als eine katholische Macht darstellt. Ich erkenne dies ausdrücklich an, was vielleicht liberale Oesterreicher

selbst nicht einmal zugeben, weil nach ihrer Theorie die Religion überhaupt keinen Einfluß auf den Staat haben dürfe. Thatsächlich besteht gleichwohl ein solcher Einfluß überall, und wird fortbestehen, so lange es überhaupt noch Religion giebt, und der religiöse Mensch und der politische Mensch nicht etwa zwei verschiedenen Individuen sind. Aber wie man auch darüber denke, die Frage ist nur: ob eben dieser katholische Character Oesterreichs einen Grund darböte, um es von Deutschland auszuschließen, wo doch ohnehin ein großer Theil der Bevölkerung katholisch bliebe, und wo die Gleichberechtigung beider Confessionen seit dem westfälischen Frieden als erstes Grundgesetz galt? Will man denn etwa protestantische Propaganda machen, und um deswillen den Katholicismus in Deutschland zu schwächen suchen? Thue das, wer sich dazu getrieben fühlt, ich bestreite Niemandem das Recht mit allen erlaubten Mitteln für das Emporkommen seiner Confession zu wirken. Die Politik aber hat sich davon fern zu halten. Sie wird die kirchlich-religiösen Verhältnisse als etwas Gegebnes ansehn, und wird dann bald erkennen, daß die confessionelle Spaltung in Deutschland (nachdem sie einmal vollendet und jedenfalls durch politische Mittel nicht wieder zu beseitigen ist) hinterher selbst einen sehr wesentlichen Factor der Politik bildet. Geht die Kirchenspaltung durch das ganze abendländische Europa, so ist Deutschland, in welchem beide Confessionen fast gleichmächtig neben einander bestehen, grade dadurch das wahre Mittelland geworden, indem es gleicherweise mit den katholischen wie mit den protestantischen Völkern kirchlich verbunden ist. Eine neue Bedeutung des Doppeladlers. Aber darum ist es auch so wichtig für Deutschland, daß eine katholische wie eine protestantische Macht dazu gehört, die beide zugleich eine europäische Bedeutung haben.

Ich glaube, die deutschen Protestanten legen einigen Werth darauf, nöthigenfalls einen Repräsentanten in der europäischen Politik zu haben. Die deutschen Katholiken thun das vielleicht noch mehr, da sie immer noch nicht ganz vergessen haben, wie ehemals grade die deutschen Kaiser die ausdrücklichen

Schirmherren der römischen Kirche waren. Nach dem Erlöschen des alten deutschen Kaiserthums, war es dann sehr natürlich, daß immer noch etwas von dieser Idee an dem österreichischen Kaiserthum haften blieb, in welchem zum mindesten der Katholicismus in Deutschland seinen Repräsentanten in der europäischen Politik fand. Werden nun etwa die Katholiken Kleindeutschlands das Verlangen nach einer solchen Repräsentation und Stütze aufgeben? Es scheint im Gegentheil, daß sie in Folge der Absonderung Oesterreichs von Deutschland schon sehr ernstlich darauf bedacht sind eine neue Stütze und Repräsentation zu finden. Und wohin sollen sie sich wenden, als an das Oberhaupt des neuen Deutschlands? Sie mögen dabei wohl hoffen, dort um so eher Gehör zu finden, weil die neuen Verhältnisse selbst es für die neue Gewalt um so mehr zum Bedürfniß machen die katholische Kirche zu gewinnen. Und nun bedenke man, was daraus entsteht! Ein protestantischer Fürst also, und Regent eines nach seiner geschichtlichen Bildung protestantischen Staates, der auch bisher als Repräsentant des deutschen Protestantismus galt, — der würde jetzt zum Repräsentanten des deutschen Katholicismus! Soll er denn etwa seine bisherige Repräsentation des Protestantismus aufgeben, oder soll er dieselbe in seiner Eigenschaft als König von Preußen noch fortführen, in seiner Eigenschaft als Kaiser von Deutschland aber den Katholicismus repräsentiren? Das wäre ein Conflict in der einen und selben Person, wo selbst jede Möglichkeit des Ausgleichs verschwindet, weil die Repräsentation kirchlicher Interessen, — wenn sie auch nur auf dem Gebiete der Politik und in politischer Form stattfinden soll, — niemals eine rein politische Sache sondern immer zugleich eine Glaubenssache ist, wozu das Bekenntniß gehört. In der That also müßte der neue Kaiser sich gleichzeitig zu beiden Kirchen bekennen, wenn er sie gleichzeitig beide vertreten soll.

Das scheint mir der allertiefste Wiederspruch, zu welchem das System von 66 geführt hat. Was ändert es dabei, daß man an diese Folge wahrscheinlich nicht dachte, sie macht sich hinterher nicht minder geltend. Und wäre es selbst nur dies

Eine, so müßte das neue System daran scheitern. Denn man steht vor der Forderung des in sich selbst Unmöglichen, und zwar entspringt diese Forderung auf demjenigen Gebiete, welches für die ganze Nation als das heiligste gilt, und wo ebenso die Kunst der Diplomatie versagt, als das Machtmittel der Armee seine Wirkung verliert. Nicht einmal der Schleier parlamentarischer Rhetorik, der sonst so Manches zu verdecken vermag, daß es einstweilen wie nicht vorhanden zu sein scheint, könnte auf diesen Widerspruch gelegt werden, da das Reichsparlament überhaupt nicht von kirchlichen Angelegenheiten zu reden befugt ist. Denn es steht auf dem Boden einer Verfassungsurkunde, welche selbst so wenig von diesen Angelegenheiten spricht, wie wenn sie für eine Nation bestimmt wäre, für welche Religion und Kirche nichts bedeuten. Erstaunlich genug. Wer sieht aber nicht, was auch hier wieder im Hintergrunde liegt? Nemlich das preußische Militärsystem und der Zollverein, von wo aus freilich keine Brücke zur Kirche führte.

Dennoch steht grade die Religion im Mittelpunkt deutscher Nationalentwicklung, und um so schlimmer, wenn man sie nicht sah, sonst würde man erkannt haben, wie wesentlich die deutsche Gesammtverfassung durch die confessionelle Spaltung bedingt ist. Die deutsche Geschichte selbst giebt darüber die deutlichste Erklärung. Gehörte doch grade die Beziehung zur Kirche zum innersten Wesen des Reiches, daher die Verflechtung kirchlicher und politischer Angelegenheiten in Deutschland bedeutungsvoller hervortrat als in irgend einem anderen Lande. Und wie natürlich führte dann die Kirchenspaltung zugleich zu einer Zerspaltung des Reiches. Alle inneren Veränderungen, welche Deutschland seitdem erfahren, knüpfen sich daran an. Das alte Kaiserthum hatte für den protestantischen Theil seine frühere Idee verloren, wenn es auch als rechtlich anerkannte Gewalt noch lange fortbestand, es wurde ein hölzernes Wesen daraus. Und wie die Verbindung des Hauptes mit den Gliedern sich lockerte, so verschwand auch der lebendige Verband zwischen den Gliedern selbst. Die kirchliche Spaltung durchdrang das ganze Denken und Fühlen der Nation; in jeder

Frage, je tiefer man darinein drang, zeigte sich um so mehr die große Verschiedenheit der Lebensauffassung bei Katholiken und Protestanten. Was konnte seitdem noch die Nationaleinheit sein? Jedenfalls mußte sie auf der ausdrücklichen Anerkennung des Nebeneinanderbestehens verschiedener aber gleichberechtigter Elemente beruhen. Und dieses zugegeben, so blieb für die gemeinsame Obergewalt nur eine collegialische Form möglich, welche in keine persönliche Spitze ausläuft, denn solche Spitze wäre entweder katholisch oder protestantisch, und stände dadurch in offenbarem Wiederspruch zu dem anerkannten Zustand der kirchlichen Spaltung und der Gleichberechtigung beider Parteien. Die ganz natürliche Folge davon war also das endliche Verschwinden des Kaiserthums durch den Uebergang zu einem reinen Bundessystem. Zwar sind noch Jahrhunderte verflossen, ehe es dahin kam, das erklärt sich. Die Entwicklung ging nicht sprungweise vor sich, sondern durch allmälige Auflösung, wie ein Ausklingen der alten Zeit. So konnte das alte Kaiserthum, obwohl es seine Idee verloren und vielmehr den wirklichen Verhältnissen unangemessen erscheinen mußte, doch als überlieferte Form noch lange fortbestehen, etwas anderes aber wäre es eine neue Gewalt zu schaffen, die von vornherein gar keine ideale Grundlage hätte, und von vornherein den thatsächlichen Verhältnissen widerspräche. Was könnte unter solchen Umständen ein neues Kaiserthum sein, wenn es überhaupt etwas Wirkliches sein sollte? Kaum etwas anderes als ein Militärkaiserthum, welches sich durch seine materiellen Machtmittel erhielte, und auch fast nur zu materiellen Zwecken bestimmt wäre.

Mit dem heutigen österreichischen Kaiserthum hat es eine ganz andere Bewandniß. Es ist nicht gemacht sondern es ist geworden. In der Weise nemlich, daß das alte römisch-deutsche Kaiserthum, während es seine ehemalige Bedeutung für Deutschland je mehr und mehr verlor, in den österreichischen Ländern hingegen so zu sagen einen Niederschlag absetzte, der allmälig mit den dort bestehenden Territorial-

gewalten verschmolz. Und wie nun diese Territorialgewalten erblich waren, und auch durch Erbgang an das habsburgische Haus gelangt, so wurde das alte römisch-deutsche Kaiserthum, welches die Habsburger so lange inne gehabt, indem es sich endlich zu einem österreichischen Kaiserthum verwandelte, auch selbst erblich. Ein eigenthümliches Wesen entstand daraus, aber für die österreichischen Länder hat es einen geschichtlichen Grund und damit auch innere Wahrheit. Einem neuen deutschen Kaiserthum hingegen würde beides fehlen, da die deutsche Entwicklung, wie eben gesagt, vielmehr seit Jahrhunderten auf Beseitigung des Kaiserthums hindrängte. Das österreichische Kaiserthum hat dann für Deutschland nur die Bedeutung eines lebendigen Denkmals, und das rechtliche Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland kann nur das eines Bundesgliedes sein, ohne den geringsten Anspruch auf eine Obergewalt. Selbst das ehemalige Präsidium ist in dieser Hinsicht schon zu viel gewesen. Mindestens hätte für Preußen ein Conpräsidium bestehen müssen, mit Geschäftstheilung, dann lebte der alte Bund vielleicht noch heute. Ein persönliches Oberhaupt aber verträgt sich überhaupt mit keinem wirklichen Bunde.

Hiermit mögen meine Betrachtungen über Oesterreichs Zugehörigkeit zu Deutschland schließen, nachdem die wichtigsten Seiten dieser Frage ihre Beleuchtung gefunden haben, in Beziehung auf das materielle wie auf das Geistige, bis zu dem religiösen Gebiete.

Elfter Brief.

Was die ursprünglichen Grundlagen des preußischen Staates waren.

Ganz anders liegt die Frage, wenn es sich um die Stellung Preußens handelt. Was rücksichtlich Oesterreichs zweifelhaft erscheinen konnte und darum zu beweisen war, ist hier vielmehr von vorn herein das Gewisse. Niemand kann zweifeln, daß Preußen ein wesentliches Glied des deutschen Körpers bildet. So wesentlich selbst, daß ohne Preußens Mitwirkung nichts irgendwie Erhebliches in Deutschland geschehen kann.

So viel lehrt schon der erste Blick. Dennoch geschieht es, daß selbst die handgreiflichsten Wahrheiten verkannt werden, und von Seiten Oesterreichs ist dies im Jahre 63 wirklich geschehen. Ich meine durch das damalige Unternehmen des deutschen Fürstentages. Nicht, daß die Sache an und für sich zu verwerfen gewesen wäre, — ich dürfte dies am wenigsten sagen, da ich in meiner mehrere Jahre vorher erschienenen Schrift über den deutschen Bund selbst einen solchen Fürstentag gefordert hatte. Aber nie ist auch eine gute Sache durch verkehrte Behandlung so gründlich verdorben als diese. Sah es doch wahrlich so aus, als ob das österreichische Bundespräsidium die ganze Machtfülle des Kaiserthums eines Barbarossa besäße, Preußen hingegen nur die Bedeutung eines rebellischen Reichsfürsten, den man kurzweg ignoriren oder nöthigenfalls zur Ruhe bringen könnte. Denn nur bei solchen Vorstellungen mochte man auf den Gedanken gerathen eine deutsche Reform zu unternehmen, ohne sich irgendwie der Theilnahme Preußens versichert zu haben. Und danach auch das Resultat. Wie traurig doch, daß, was den alten Bund beleben konnte, vielmehr nur seinen Untergang beschleunigt hat! Erstaunlich aber, was wenige Monate darauf geschah. Das volle Gegentheil nemlich, indem dieselbe Präsidialmacht, die soeben

den Bund auf eine neue Höhe zu erheben unternommen hatte, vielmehr den Bund preisgab, selbst mit allen Kräften beflissen die schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bunde zu entziehen. Die eine Thorheit also durch die andere überboten, und so das Ganze wohl der größte Fehler, den die österreichische Politik seit Menschengedenken gemacht hat, wofür dann Oesterreich auch so furchtbar büßen mußte.

Ach Oxenstierna, wie wahr hast Du gesprochen! Man glaubt es nicht, was in der hohen Politik geschehen kann, die es wohl gar für das Allerpractischste hält sich jedes Gedankens zu entschlagen. Denken wir aber unsrerseits darüber nach, so wird selbst das Sinnlose sehr leicht erklärlich werden. Was nemlich die plötzliche Wendung in der schleswig-holsteinischen Frage anbetrifft, so ensprang sie aus der eben so plötzlich sich aufdrängenden Großmachtsidee, von der ich früher sprach. Denn danach galt Oesterreich als eine rein für sich bestehende Macht, die folglich auch zu Deutschland ein ganz äußerliches Verhältniß hätte, im Wesentlichen hingegen sich innerhalb des europäischen Großmachtssystems bewegte, das namentlich durch Metternich maßgebend geworden war, der sich vor allem in der Rolle des europäischen Politikers gefiel. Statt dessen war hingegen der Fürstentag aus dem Gegentheil entsprungen, nemlich aus der eben so plötzlich auftauchenden Idee des deutschen Berufes, den Oesterreich trotz dem auch noch haben wollte. Man sieht: es war der Sache nach derselbe Widerspruch, wie in der preußischen Politik. Nur daß der deutsche Beruf, den Oesterreich sich zuschrieb, in dem Mantel altkaiserlicher Erinnerungen auftrat, wie wenn das alte Kaiserthum sich ganz eben so leicht erneuern ließe als der Mantel, den ein Wiener Schneider macht.

Das ist der österreichische Starrsinn, von dem ich früher sagte, daß er eben so mit der Natur des Alpenlandes zusammenhängt, wie andrerseits und noch viel mehr mit dem traditionellen Character Oesterreichs. So starr hielt man in diesem Falle an der Tradition, daß die seit Jahrhunderten veränderten Umstände dagegen wie ein reines Nichts erschienen.

Darum hat die Tradition wie jedes andere Ding zwei Seiten. Sie kann die größte Wohlthat sein, aber sie kann auch bis zum Sinnlosen führen, wenn sie für sich allein gelten will. Der Verstand muß ihr zu Hülfe kommen, indem er durch seine auflösende Kraft die Starrheit geschmeidig macht. Es ist dasselbe Verhältniß, wie zwischen den Principien der Autorität und Freiheit. Mit der bloßen Freiheit kann keine Ordnung bestehen, so gewiß als jede Ordnung vielmehr eine Schranke der Freiheit ist, aber mit der bloßen Autorität hört jeder Fortschritt auf. So verhält es sich überall, wo zwei Elemente vorliegen, die zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt sind. Und eben dies gilt auch von Oesterreich und Preußen, indem jedes für sich nur zu einer unerträglichen Einseitigkeit führen müßte. Aber genug von diesen Zwischenbemerkungen, ich gehe an mein Thema.

Insoweit also ist Preußens Stellung von selbst klar, daß ohne Preußen kein Deutschland bestehen kann. Was dabei zu untersuchen bleibt, ist vielmehr die übertriebene und gradezu unwahre Vorstellung, wonach Preußen selbst der Kern eines neuen Deutschlands werden soll. Eben die Grundlosigkeit dieser Vorstellung will ich aufdecken, indem ich zeige, was Preußen wirklich für Deutschland zu bedeuten hat. Auch will ich gleich im voraus erklären, wohin meine Ansicht in der Hauptsache hinaus läuft. Dahin nemlich, daß Preußen als die große deutsche Nordmark angesehen werden muß, mit der sich hinterher noch ein Gebiet am Rhein verband, welches zwar an und für sich keine Mark ist, aber doch dem preußischen Staate zugleich die Bestimmung einer Westmark giebt. Das Wesentliche, und jedenfalls der Ausgangspunkt aller Betrachtung, liegt demnach in der Nordmark. Je fremdartiger aber diese Auffassung den landläufigen Ansichten gegenüber erscheinen dürfte, um so mehr werde ich mich bemühen, sie zu begründen. Mag man sie dann annehmen oder verwerfen, immer werden meine Erörterungen etwas dazu beitragen können, daß wir endlich aus dem Nebel herauskommen, mit welchem die deutsche Frage durch die Theorie von Preußens deutschem Berufe umhüllt ist.

Von solchem Mysticismus halte ich mich fern, ich operire nur mit Thatsachen. So sehr, daß meine ganze Arbeit gewissermaßen wie eine Rechnung angesehen werden mag, wobei zunächst alles auf die Richtigkeit des Ansatzes ankommt. War der Ansatz unrichtig, so fällt das Facit von selbst, war er aber richtig, so soll man erst die Rechenfehler nachweisen, oder das Facit muß auch als richtig gelten. Darum unverzagt zum Ansatz.

Ich beginne sogleich mit den ersten Anfängen der alten sächsischen Nordmark, später die Altmark genannt, und die schon dem Zeitalter der Ottonen angehörten. Von daher datirt der Ursprung des preußischen Staates, nicht aber von dem Erscheinen der Hohenzollern in Brandenburg, worin er nach der vulgären Meinung gesucht wird. Indessen hatten die Ottonen so zu sagen nur die Fahne der deutschen Herrschaft in der Mark aufgepflanzt, die wirkliche Besitzergreifung, die Colonisation und Verdeutschung, begann erst unter Albrecht dem Bären, aus dem Hause der Anhaltiner oder Ascanier. Ein kampflustiges Geschlecht, welches sich dabei nicht minder gut auf die Verwaltung des Neuerworbenen verstand, in alle Wege um deutsche Bildung bemüht, selbst ein Dichter war darunter. Unter ihrem Walten vergrößerte sich die Mark in kaum zwei Jahrhunderten dergestalt, daß sie von der auf dem linken Elbufer gelegenen Altmark an, die der erste Stützpunkt aller nachfolgenden Unternehmungen gewesen war, zuletzt weit über die Oder hinausreichte, die Warthe und Netze entlang, bis nahe an die untere Weichsel heran; nördlich bis an die See, wo ein gutes Stück des heutigen Hinterpommerns dazu gehörte, wie andrerseits ein Stück von dem heutigen Mecklenburg; nach Süden hin der größte Theil der Lausitz. Nie ist die Mark wieder so groß geworden, als sie unter dem letzten Anhaltiner gewesen, der darum auch Waldemar der Große heißt. Wenn nicht vielleicht der mächtigste Reichsfürst seiner Zeit, gehörte er jedenfalls zu den Ersten, selbst im ganzen nordöstlichen Europa stand sein Name in Ansehn. Dabei war das Land im Innern schnell aufgeblüht, und damals blühender als in den nächstfolgenden

Jahrhunderten, da inzwischen ein Rückfall eintrat. Das wäre also das Erste, worauf dann die Colonisation in Preußen folgte.

Hatte auch der deutsche Orden an und für sich einen ganz anderen Ursprung als das Markgrafenthum in Brandenburg, dennoch waren seine Eroberungen und Colonisationen in Preußen der Sache nach nichts anderes als die Fortsetzung des in der Mark begonnenen Prozesses, das Ordensland nicht minder eine Art von Militärcolonie als die Mark. Dasselbe gilt auch von dem Orden der Schwertbrüder in Liefland, obwohl hier die deutsche Einwandrung vornehmlich auf dem Seewege stattfand. Von großer Wichtigkeit war deshalb die Hülfe der Hansa, die andrerseits auch wieder eine Stütze an dem Orden fand, dessen Macht in seiner Blüthezeit sehr weit reichte. Und eben dies war auch die Blüthezeit der Hansa. Die Colonisation der baltischen Länder beruht auf diesem Zusammenwirken. Die Vorbedingung aber war die Gründung der Mark Brandenburg, wie auch die Eroberungen in Preußen erst anfingen, nachdem die Mark zur Consistenz gelangt war. Denn erst durch Brandenburg entstand eine sichere Verbindung mit Deutschland. Außerdem nahmen die damaligen Markgrafen lebhaften Antheil an den Kriegszügen nach Preußen, woran noch heute die Stadt Brandenburg am frischen Haff erinnert. Andrerseits erwarb später der Orden für einige Zeit selbst die Neumark, wo wieder ein zweites Königsberg liegt. Ein merkwürdiges Spiel der Geschichte, und jedenfalls das augenfälligste Zeugniß, wie die Mark und das Ordensland schon von Anfang an in einander griffen. Eine lange Reihe großer Gestalten tritt in der Ordenszeit hervor, und setzt sich in Liefland fort bis in das sechszehnte Jahrhundert, wo sie mit dem Heermeister Walter von Plettenberg endet, welcher der Große heißt. Die Hohenzollern haben damit gar keinen Zusammenhang, weder mit der Hansa noch mit dem deutschen Orden, mit welchem sie erst in Berührung kamen, als er eben zu Grabe ging. Und noch viel weniger waren sie irgend wie bei der Gründung der Mark Brandenburg betheiligt. Sie

saßen damals noch ruhig in Nürnberg, während dieser große Eroberungs- und Colonisationsprozeß sich vollzog, ohne welche der heutige preußische Staat gar nicht existiren würde.

Was aber zu der Eroberung und Colonisation noch hinzukam, und für den Erfolg entscheidend wurde, ist der Geist der Kreuzzüge. Der deutsche Orden war daraus entsprungen, und führte seine Kämpfe in Preußen, Lithauen und Liefland, in der vollen Form der Kreuzzüge. Selbst auch in Brandenburg war der Kampf zugleich gegen das Heidenthum gerichtet, und gegen die Obotriten ist das Kreuz gepredigt. Das gab den damaligen Eroberungen einen Charakter, wodurch sie sich von gewöhnlichen Kriegsunternehmungen sehr wesentlich unterschieden, weil der Sieg hier nicht blos einen Wechsel der Herrschaft schuf, sondern für die unterworfne Bevölkrung zugleich einen neuen Glaubensgrund legte, wodurch ihr ganzes Leben nach Sitten, Denkweise und Empfindung eine neue Richtung erhielt. Das ganze Volksthum der alten Wenden und Preußen wurde dadurch gebrochen. Je hartnäckiger aber diese Völker an ihrem Glauben festhielten, und sich gegen die neue Religion wehrten, um so verwüstender wurden die Kämpfe, die weite Landstriche entvölkerten. Darum wieder um so mehr Raum für deutsche Einwandrer, die sich sofort als das herrschende Element geltend machten, daher die übrig gebliebenen Wenden und Preußen sich um so mehr verdeutschen mußten. Pommern, obgleich großentheils nicht unterjocht, auch nicht durch Gewalt bekehrt, hatte doch das Christenthum durch deutsche Priester empfangen, und jetzt auf drei Seiten von deutscher Herrschaft umschlossen, mußte es sich auch schnell verdeutschen. In Schlesien aber mag wohl nach der Völkerwandrung immer ein deutsches Element in dem Gebirgslande geblieben sein, das sich auch während der zunächst folgenden slawischen Herrschaft erhielt. Darauf kam neuer Zuzug schon unter den ersten piastischen Fürsten, die als Söhne einer deutschen Kaisertochter, und in Deutschland erzogen, sich selbst mehr als Deutsche wie als Slawen fühlten. Nach den großen Verwüstungen durch den Einfall der Tartaren, wurde die deutsche Einwandrung so

stark, daß in Niederschlesien das Slawenthum bald ganz in das Deutschthum aufging.

Das sind die Ursachen der so überwiegenden Verdeutschung dieser Länder. In den österreichischen Ländern hingegen, wo der Kampf der Deutschen mit den slawischen Völkern nie den Character der Kreuzzüge gehabt, sondern das Christenthum sich schon viel früher in friedlicher Weise verbreitet, und folglich nicht solche Verheerungen stattgefunden hatten, blieb darum auch ein so großer Theil der Bevölkrung in dichten Massen slawisch. Zu einer planmäßigen Verdeutschung hätte man dort keine Veranlassung gehabt, noch weniger ein Recht dazu. Und so erklärt sich die in diesem Punkte so auffallende Verschiedenheit zwischen dem südöstlichen und nordöstlichen Colonialgebiet. Sie folgt nicht etwa aus dem Character des österreichischen und preußischen Staatswesens, wie man oft fabeln will, sondern umgekehrt, sie ist das Vorhergehende, wodurch dann hinterher der verschiedene Character Oesterreichs und Preußens bedingt war. Will man also das Wesen des österreichischen und preußischen Staatskörpers recht verstehen, so muß man auf den Colonisationsprozeß zurückgehen. Daß dies gleichwohl bisher nicht üblich war, statt dessen um so mehr von Habsburg und Hohenzollern geredet wird, die mit dem Kern der Sache gar nichts zu schaffen haben, ist der Anfang aller Mißverständnisse. Wie will man sichren Boden für das Urtheil gewinnen, ohne auf die Grundlagen zurückzugehen, und die liegen hier. Kein Oesterreich und kein Preußen wäre ohne den deutschen Colonisationsprozeß, dessen Geschichte freilich, wie ich früher sagte, noch heute erst zu schreiben wäre. Wird sie aber einst geschrieben und allgemein bekannt geworden sein, dann wird man über die deutsche Frage ganz anders urtheilen, als heute an der Tagesordnung ist.

Die ganze Bewegung in diesen Eroberungen und Colonisationen ist von Westen nach Osten gerichtet, ähnlich wie in den Kreuzzügen. Es war der Ausbreitungstrieb der deutschen Nation, wodurch die Mark und der Ordensstaat entstanden, als ein Herausbau aus dem alten Reiche, der die heraus-

strebende Tendenz bezeichnet. Und hier grade war das Herausstreben so stark, daß das alte Reich selbst im Rücken blieb, indem der neue Ordensstaat selbst nicht zum Reiche gehörte. Die Mark hingegen gehörte zum Reich, und mit ihr Pommern als ein Lehn von Brandenburg. Darin trat also ein sehr bedeutungsvoller Unterschied hervor. Nach der einen Seite geht das Unternehmen vom Reiche aus und bleibt selbst eine Reichsangelegenheit, nach der anderen Seite ist es vom Reiche unabhängig, und der Impuls kommt von ganz anders wo her. Weit, weit von Deutschland, aus Palästina, wo der deutsche Orden gestiftet wurde. Sonderbar genug, aber es ist so. Und da, meine ich, wird man im voraus darauf gefaßt sein müssen, daß diese so große Verschiedenheit des Ursprungs, wie sie zwischen dem Markgrafenthum und dem Orden bestand, wenn beide auch bald in die innigste Berührung traten, dennoch sehr erhebliche Folgen zurückließ. Die Markgrafen waren ursprünglich Reichsbeamte, später Lehnfürsten unter der Autorität des Reiches, der Hochmeister des Ordens hingegen stand als solcher von Anfang an gar nicht unter der Autorität der Reichsgewalt. Daß er den Rang eines Reichsfürsten einnahm war persönlich, und erhielt eine reelle Bedeutung nur durch die im Reiche gelegenen Güter des Ordens. Das preußische Ordensland hingegen ist nie ein Reichslehn gewesen, sondern da regierte der Hochmeister in voller Unabhängigkeit, lediglich an die Zustimmung seines Capitels gebunden, nicht im geringsten an die Reichsgewalten. Wurde später der Ordensstaat von Polen unterworfen, und was davon noch übrig blieb, zu einem polnischen Vasallenstaat gemacht, so konnte dort noch viel weniger von einer Autorität des deutschen Reiches die Rede sein. Und grade in dieser Gestalt kam später das Ordensgebiet an Brandenburg. Hätte der Orden überhaupt einen Oberherrn gehabt, so wäre es der Papst gewesen, denn aus dem Schooße der Kirche entsprang der Orden, und wirklich hatte er sich vom Papste mit Preußen belehnen lassen, obwohl auch dies nur eine leere Form blieb, denn in der That wurde selbst dem Papst nur ein Vermittleramt zugestanden. Etwas

anders zwar verhielt sich die Sache in Liefland, indem der Bischof Albert von Riga sich vom Kaiser mit Liefland belehnen ließ, und seitdem galt das Bisthum und nachmalige Erzbisthum Riga als ein Glied des deutschen Reiches. Allein nur der Bischof hatte die Belehnung genommen, nicht aber der in Liefland bestehende Schwertbrüder-Orden, der doch die reale Macht besaß, und bald darauf den Bischof selbst unterwarf, wodurch die besagte Belehnung der Sache nach so gut wie annulirt war. Denn der liefländische Orden war nicht nur thatsächlich, sondern selbst dem Rechte nach ganz unabhängig vom Reiche. Vielmehr schloß er sich hinterher dem deutschen Orden an, und stand seitdem unter der Herrschaft des Hochmeisters in Preußen, niemals aber unter der Oberherrschaft des Kaisers. Nach dem allen war die Ordensherrschaft eine in sich selbst ruhende Macht, ein Wesen ganz eigner Art. Man darf das Ordensgebiet zwar als ein Nebenland des Reiches ansehen, aber nicht als einen integrirenden Theil desselben, sondern rechtlich blieb es für sich, obwohl thatsächlich in vielfacher Verbindung mit dem Reiche. Grade wie es auch thatsächlich derselbe Colonisationsprozeß war, der sich in der Mark und im Ordensstaate vollzog, aber nach Formen und Bedingungen verschieden.

Wer sehen will, der sieht hier den Ursprung der späteren Doppelstellung des modernen preußischen Staates, der zugleich innerhalb und außerhalb des Reiches stand, wie desgleichen auch während des alten Bundes. Und man beachte wohl, daß schon durch die ersten Grundlagen eine solche Doppelstellung gegeben war, was hingegen von der österreichischen Monarchie nicht zu sagen ist, wo solches Verhältniß erst im sechszehnten Jahrhundert durch die Verbindung mit Ungarn entstand, bis wohin Oesterreich nichts außerhalb des Reiches besessen hatte.

Noch einmal komme ich hierauf zur Mark Brandenburg zurück, die immer ein sehr merkwürdiges und für Deutschland wichtiges Land bleibt, wenn sie auch nicht grade den Kern von Deutschland bildet, wozu sie die kleindeutsche Theorie

machen will. Sondern eine deutsche Colonie auf slawischer Unterlage ist sie, und wichtig eben deswegen als die Mark im eminenten Sinne, wie schon der Sprachgebrauch bezeugt. Spricht man in Deutschland von der Mark schlechtweg, so meint man Brandenburg, ob wohl es doch ursprünglich sehr viele andere Marken gab, wo aber dieser Name längst erloschen ist, oder doch seinen wirklichen Sinn verloren hat. Brandenburg hingegen führt noch heute seinen alten Titel als Mark, und selbst die einzelnen Theile heißen noch so: wie die Altmark, die Kurmark, die Neumark, die Uckermark. Warum, frage ich, hat sich in Brandenburg dieser Titel erhalten, und ist nicht vielmehr in den Titel des Kurfürstenthums untergegangen, der doch der höhere war? Denn das Kurfürstenthum bezog sich auf das Reich, das Markgrafenthum hingegen bezeichnete an und für sich nur die Territorialgewalt. Darum verschwand in Meißen der markgräfliche Titel in dem kurfürstlichen, wie in Baiern der herzogliche Titel, seitdem diese beiden Länder die Kurwürde erlangt hatten. Die Kurfürsten von Brandenburg hingegen hießen nebenbei auch noch Markgrafen, und für das Land entstand in einem Theile desselben der zusammengesetzte Titel der Kurmark, als einer mit der Kur ausgestatteten Mark. Aber Mark blieb sie doch, und hieß mit den anderen Theilen zusammengenommen wieder schlechtweg die Mark, wie sie noch bis heute heißt. Ich glaube nicht, daß darin bloßer Zufall waltet, sondern die Sache war die, daß grade Brandenburg allein noch den wirklichen Character einer Mark behielt, d. h. eines eroberten und colonisirten und überwiegend nach militärischen Gesichtspunkten verwalteten Grenzlandes. Meißen hingegen verlor seine Bedeutung als Mark, nachdem Böhmen zum Reiche getreten und beruhigt war. Diese oberelbische Mark hatte seitdem keine Wichtigkeit mehr, weder für den Kampf gegen die Slawen, noch für den Fortschritt der deutschen Colonisation, und nach ihrer Verbindung mit der Landgrafschaft Thüringen, seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts, verwischte sich dort der Character als Mark allmälig ganz ebenso, wie früher schon im Erzherzogthum Oesterreich ge-

schah. Anders Brandenburg, wo die Kämpfe gegen die Slawen noch lange fortdauerten, als sie in Meißen schon aufgehört hatten. Dann ferner wurde Brandenburg der Stützpunkt für die weiteren Unternehmungen des Ordens, und das natürliche Durchgangsland für die nordöstlich fortschreitende Colonisation, wobei zugleich die natürlichen Wasserverbindungen mitwirkten. Wir haben gesehen, zu welcher Bedeutung Brandenburg unter diesen Umständen schon unter dem großen Waldemar gelangt war. Markgraf von Brandenburg zu heißen, war damals ein stolzer Titel, womit sich weit mehr wirkliche Macht verband als mit den meisten der späteren Kurfürstenthümer. Der große Waldemar war eben der große Markgraf, der Markgraf im eminenten Sinne.

So viel vorausgeschickt, wird es jetzt erlaubt sein, dem Namen der Mark auch noch den weiteren Sinn zu geben, daß sie zugleich Pommern und das Ordensland umfaßt, weil der Sache nach hier allerdings ein Ganzes vorlag. Ein großer Herausbau aus dem alten Reiche, der sich wie eine allmälige Erweiterung der alten ursprünglichen Nordmark darstellt. Man kann daher das Ganze die große Nordmark nennen, von der dann die eigentliche Mark nur einen Theil und zwar den ersten Ansatz bildet. Ist nun diese große Nordmark hinterher wieder der Kern des modernen preußischen Staates geworden, so meine ich, muß auch dieser Staat wohl selbst etwas von dem Wesen einer Mark an sich haben. Das wäre folglich das Erste. Und dieses anerkannt, so sind wir damit auf den Weg gelangt, der uns allmälig zur vollen Erkenntniß führen wird, wenn wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die wahrscheinlich noch dabei hervortreten möchten. Darauf müssen wir im voraus gefaßt sein, wo es die deutsche Frage gilt, die eine unsäglich verwickelte Sache ist. Und grade die rechte Stellung Preußens zu finden, ist wohl ihre allerschwierigste Seite. Wie natürlich darum, daß auch grade die Mißgriffe, welche in dieser Hinsicht gemacht wurden, jetzt den eigentlichen Knoten der Verwicklung bilden, der

selbst erst wieder aufgelöst werden muß, ehe wir zu einer rechten deutschen Entwicklung gelangen können.

Hiernach erscheint uns Preußen zunächst als deutsche Mark, wie wir andrerseits auch Oesterreich als eine solche bezeichneten. Insoweit also wären beide gleichartig, wie auch der erste Ansatz, worauf ihre ganze spätere Entwicklung beruhte, im strengsten Sinne des Wortes eine Mark war. Eine Mark aber ist ein zum Schutz des Hinterlandes bestimmtes Vorland, und so hat man auch späterhin, und noch bis 66, die österreichische und preußische Monarchie als die beiden deutschen Schutzmächte oder Vormächte bezeichnet. Man wird nicht leugnen können, wie selbst in dieser Redeweise der wirkliche Ursprung dieser Mächte sehr deutlich hervorleuchtet, so wenig auch daran gedacht sein mochte. Es wird gut sein daran zu denken, denn jedes thatsächliche Verhältniß ist erst nach seiner Genesis recht zu verstehen. Und so wird uns diese Betrachtung zugleich auch den großen Unterschied erkennen lassen, der zwischen Oesterreich und Preußen besteht. Als Marken zwar können in gewissem Sinne beide gelten, aber sie sind das nicht in gleicher Weise, wie auch der Charakter einer Mark nicht in gleichem Grade ihr ganzes Wesen durchdringt, worüber jetzt ein Mehreres zu sagen ist.

Nenne ich nemlich Preußen die große Nordmark wie Oesterreich hingegen die große Ostmark, so liegt schon darin eine Andeutung ihres inneren Wesens. Oesterreich also hat etwas von dem Wesen des Ostens, man kann sagen, es ist die Vorhalle zu dem Orient, dessen Herannahen sich auch schon in Wien sehr deutlich ankündigt, und durch die Türken, die zweimal davor lagen, ganz handgreiflich wurde. Um wie viel mehr in Ungarn, wo der herrschende Stamm der Magyaren durch seine Herkunft ganz direct nach Asien hinweist. Und so sind auch die ersten Apostel in Mähren nicht aus dem Abendlande gekommen, sondern aus dem byzantinischen Reiche, ein Umstand, der sehr wichtige Nachwirkungen zurückließ. Endlich ist auch der für ganz Oesterreich so wichtige Handel von Triest wesentlich auf die Levante gerichtet. Oesterreich hat keine Küste als an der Adria, welche dem östlichen Becken des Mittelmeeres

angehört, und die Donau führt gar in das schwarze Meer. Es ist der oceanischen Welt ganz abgewandt. In Preußen hingegen haben alle Wasserläufe im Ganzen eine nördliche Richtung, nach Süden hin fließt garnichts, nach Osten auch nicht, wohl aber kommen von daher wichtige Nebenflüsse, wodurch weitreichende Wasserverbindungen nach Osten hin gegeben sind. Nun sage ich, daß die große Nordmark zwar nicht zu dem eigentlichen Norden selbst gehört, aber allerdings die Vorhalle dazu ist, wie Oesterreich die Vorhalle zum Orient. Schon von Anfang an war die eigentliche Nordmark mit Angelegenheiten des Nordens verflochten, um wie viel mehr der ehemalige Ordensstaat. Auch die moderne preußische Monarchie fing damit an, daß der große Kurfürst in dem Lande am Pregel die Souveränität erlangte und dann die Schweden schlug, von wo an das Emporkommen seiner Macht datirt. Was noch mehr ist, — seine eigne Armee war zum guten Theil aus der deutsch-schwedischen hervorgegangen, welche die Schweden nach dem westphälischen Frieden aufgelöst hatten. Und so ging auch der politische Einfluß und das europäische Ansehn, was Schweden damals errungen hatte, allmählig auf Preußen über, und das Sinken der schwedischen Macht war selbst eine Bedingung für den Fortschritt der preußischen Macht. Wie Vieles ließe sich noch darüber sagen, aber die Sache spricht für sich selbst. Sogar in Berlin, obgleich diese Stadt an und für sich noch nichts hat, was einen nordischen Eindruck machte, weisen doch die vielen Verbindungen mit Rußland sehr deutlich auf den Norden hin. Denn von hier aus geht die große Straße nach Petersburg, wie von Wien aus die Straße nach Constantinopel. Königsberg hingegen, als die zweite Hauptstadt des Landes, macht schon für sich selbst wie durch ihr Klima einen nordischen Eindruck, und in Memel ist in den längsten Sommertagen schon ewige Dämmerung bemerkbar, so daß von da an der eigentliche Norden beginnt. Grade wo das heutige Preußen aufhört, während die Herrschaft des ehemaligen Ordens noch weit in den eigentlichen Norden hineinreichte.

Man hat auch Oesterreich Deutschlands Schild genannt,

Preußen hingegen das Schwert. Ich lasse mir diese Bezeichnung gern gefallen, sie trifft in der Hauptsache das Richtige. Wenn sie aber richtig ist, muß folglich auch ein Deutschland existiren, um dessentwillen das Schild und Schwert selbst da sind. Also weder Oesterreich noch Preußen können einzeln für sich Deutschland repräsentiren, selbst nicht einmal beide zusammengenommen, sondern Schild und Schwert setzen ein Drittes voraus, nemlich das alte westliche Deutschland, zu dessen Schutz die Ostmark und Nordmark geschaffen wurde, aus welchen Oesterreich und Preußen selbst hervorgingen. Darauf kommt man immer zurück. So tritt die Wahrheit in jenen Bezeichnungen ganz instinctiv hervor, und darum wollte ich auch darauf hinweisen, weil grade solche unbefangne Aeußerungen am besten dazu dienen können um künstlich ersonnene Theorien zu Schanden zu machen. Es ist der Protest des natürlichen Gefühls, welchem Deutschland immer noch als etwas ganz anderes erscheint als Oesterreich und Preußen. Noch einmal also Schild und Schwert! Was liegt darin?

Das Eine bezeichnet die Vertheidigungswaffe, das Andere die Angriffswaffe. Ein Unterschied, woran sich die weitreichensten Folgen anschließen. Und wirklich besteht Oesterreichs Stärke in seiner Vertheidigungskraft, wie die Geschichte genugsam bewiesen. Seine Kriege waren fast immer Vertheidigungskriege, und die Strategie seiner Feldherren bestand vor allem in der Kunst feste Stellungen einzunehmen. Der österreichische Muth war der passive, der sich durch keine Niederlagen beugen läßt, aber wenig Trieb zum Angriff zeigt. Die preußische Kriegsgeschichte lehrt fast das Gegentheil. Was Oesterreichs Stärke ist, erscheint vielmehr als die Schwäche Preußens, dem grade die natürliche Widerstandskraft fehlt, weil es ein wesentlich künstlicher Staat ist. Durch einige gewonnene Schlachten konnte ihn Napoleon daniederwerfen, grade wie schon vor einer Reihe von Jahrhunderten der deutsche Ordensstaat durch die Schlacht bei Tannenberg daniedergeworfen war. Wie viel dazu die Terrainbildung beiträgt, da Preußen nirgends natürliche Grenzen hat, ist einleuchtend genug, während Oesterreich

an seiner Donau eine ununterbrochne Rückzugslinie besitzt, Böhmen wie eine natürliche Festung ist, und um wie viel mehr die Alpen. Eben dieser defensive Character Oesterreichs entspricht aber offenbar dem Princip des Ostens, wo die Stabilität vorherrscht. Und ebenso stimmt damit der traditionelle Character der österreichischen Monarchie, wie das überwiegende Gemüthsleben des österreichischen Volkes. Ich meine nicht etwa, daß in dem Gemüthe die bloße Verneinung des Thätigkeitstriebes läge, sondern es ist das Ansichhalten der Kraft, was auch sein muß, sonst reibt sie sich auf und verflüchtigt sich. Nur für sich allein führt es zur Stagnation. Wie aber das Schwert anders ist als das Schild, so der Norden anders als der Osten. Da überwiegt der Verstand, dem ein natürlicher Trieb zur Bewegung und eine rauhe Thatkraft zur Seite stehen. Darum führt Preußen das Schwert, wie es auch durch das Schwert und mit dem Schwerte zur Welt gekommen ist.

Wer kann sich Albrecht den Bären anders denken als mit gezücktem Schwerte! Die Ordensritter ließen es auch nicht in der Scheide stecken. Und ehe noch der deutsche Orden in Preußen erschien, war in Liefland schon ein andrer Orden entstanden, der die Eroberung der baltischen Länder zuerst begonnen hat, und der sich ausdrücklich die „Schwertbrüder" nannte. Auch hier gilt es nomen et omen. Denn wirklich Schwertbrüder waren sie alle: die Anhaltiner Markgrafen mit ihren märkischen Rittern wie die Ordensritter, und aus solcher Schwertbrüderschaft ist der preußische Staat ursprünglich hervorgegangen. Es ist die nackte Thatsache. Und wollten die Preußen einen deutschen Namen annehmen, der zugleich ihren Character bezeichnete, da doch der Preußenname nicht deutschen Ursprungs ist, so könnten sie füglich „Schwertbrüder" heißen, ganz ähnlich wie einst die alten Römer sich auch „Quiriten" nannten, was garnichts anderes als „Lanzenträger" bedeutet. Wie viel sinnvoller und edler zugleich ist der Name der Schwertbrüder, der selbst in dem rauhen Kriegshandwerk noch auf das Menschliche deutet durch die Brüderschaft. Und was dann solche Brüderschaft begründet, ist

eben die gemeinsame Liebe zum Schwert. Der Ordensritter liebte sein Schwert, wie es noch heute jeder ächte Kriegsmann thut, und selbst ein Körner singt „Du Schwert an meiner Linken u. s. w." In alter Zeit bezeichnete das Schwert selbst den ganzen Mann, wie in der Rechtssprache Schwertmagen die Verwandtschaft nach dem Mannesstamm bezeichnet. Aehnlich wird in den Nibelungen der Kriegsmann ein Degen genannt, der Kriegsheld ist der auserwählte Degen. Und wahrlich, solche auserwählte Degen und kühne Recken waren es, welche die Mark und den Ordensstaat gegründet haben. Auch wären von den Thaten und Geschicken dieser kühnen Recken wohl noch mehr Wunder zu sagen als von den Nibelungen. Es sind aber alte Mären daraus geworden, wovon man heute kaum so viel zu wissen scheint als von den Mären der Nibelungen. Und doch sollten wenigstens die Preußen bedenken, was sie denn selbst wohl wären ohne jene kühnen Recken, welche das schwere Werk vollbrachten, die deutsche Herrschaft von der Elbe bis an den Peipussee vorzuschieben! Jahrhunderte lang dauerten diese Kämpfe, die keineswegs mit dem gewöhnlichen Fehdewesen damaliger Zeit zu vergleichen waren, sondern sie hatten den Character einer planmäßigen Kriegsführung, die schon unter den Markgrafen in Brandenburg begann, und unter der Ordensherrschaft sich noch weiter ausbildete. Das Ordensland wurde die hohe Schule der Kriegskunst für ganz Deutschland, aus weitester Ferne zog der Ruhm des Ordens Ritter dahin. Und so wurde der Hochmeister des Ordens zugleich ein Hochmeister der Kriegskunst, und konnte seinen Titel auch in diesem Sinne führen. In Liefland regierte der Heermeister, ein Name der noch deutlicher spricht. Denn die Kriegskunst war hier zugleich der Mittelpunkt der Staatskunst, der Ordensstaat in vieler Hinsicht ein Militärstaat, noch mehr selbst als die Mark.

Was war es denn nun, was in dieser großen Schwertbrüderschaft hervortrat? Nichts anderes, sage ich, als die altgermanische Waffenfreudigkeit und Kampflust, die darin neu erwachte. Die Kreuzzüge gaben dem kriegerischen Triebe

eine besondere Weihe, aber sie haben ihn nicht erst geschaffen, sondern ohne denselben wären die Kreuzzüge selbst kaum möglich gewesen. Lag hier also wirklich das Wiedererwachen eines altgermanischen Triebes vor, so darf ich auch noch einen Schritt weiter thun, indem ich zugleich an eine andere Erscheinung der altgermanischen Zeit erinnere, welche sich in Brandenburg und dem Ordensstaate ebenfalls erneuerte. Ich meine das altgermanische Gefolgewesen. Denn so viel liegt ja auf der Hand, daß die deutschen Ritter, welche mit dem Markgrafen in die Mark zogen um in seinen Kämpfen zu fechten, und hinterher für ihre Dienste Güter empfingen, dem alten Gefolgewesen so ähnlich sahen, wie man nach Zeit und Umständen nur irgend erwarten kann. Nicht ganz so war zwar der deutsche Orden, wo zu dem alten Gefolgewesen der erst im Mittelalter entstandene Corporationsgeist hinzukam, worauf die Stellung der Ordensbrüder zu ihrem Hochmeister beruhte, der nicht ihr Gefolgsherr war. Es wäre aber vielleicht erlaubt, den ganzen Orden wie ein sich selbst ergänzendes und sich selbst regierendes Gefolge anzusehen. Waren es doch wirklich sehr nahe verwandte Triebe, welche die Brüder in den Orden führten, wie die märkischen Ritter in den Dienst der Markgrafen. Beides gab Ansehn und Macht. Gleichviel aber, ob man diese Ansicht gelten läßt oder nicht, — die große Mehrheit der Ritterschaft im Ordenslande bestand nicht aus Ordensbrüdern sondern aus Vasallen des Ordens, und diese standen zu dem Orden in einem sehr ähnlichen Verhältnisse wie die Ritterschaft in der Mark zu den Markgrafen. In beiden Ländern bekam die Ritterschaft eine andere Stellung als in dem westlichen Deutschland, wo der alte Adel ursprünglich sein vollfreies Eigenthum besessen hatte, was erst hinterher lehnbar wurde, während die deutschen Ritter in Brandenburg und Preußen dort zunächst kein Eigenthum besaßen sondern erst durch Verleihung erhielten, daher sie sich von Anfang an abhängig fühlen mußten. Der eingeborne slawische Adel konnte dann auch keine andere Stellung behaupten, sondern höchstens nur dem deutschen Ritter gleichgeachtet sein. Es wurde im Wesentlichen eine Art von Dienst-

adel daraus. Man vergleiche in dieser Hinsicht Brandenburg mit Mecklenburg, und man sieht die Folgen davon bis heute. Denn Mecklenburg, obwohl nicht minder ein germanisirtes Slawenland wie Brandenburg, hat doch keine Markgrafen gehabt, auch nie den Character eines Militärstaates, und darum steht dort die Ritterschaft so ganz anders zu ihrem Landesherrn als in Brandenburg. Dieser Punkt wäre wohl zu beachten, wenn man sich etwa die Aufgabe stellen wollte, aus dem märkischen Adel einen parlamentarischen Adel zu machen. Ich glaube, es möchte große Schwierigkeiten haben, und nicht viel anders in der ganzen östlichen Hälfte des preußischen Staates.

Das neue Gefolgewesen, von welchem ich hier spreche, beschränkte sich aber keineswegs auf den Adel, der nur die prägnanteste Erscheinung desselben war. Auch die deutschen Bürger und Bauern, welche nach Brandenburg und Preußen zogen, bildeten eine Art von Gefolge. Gewiß doch waren es größtentheils junge Leute, die zu Hause wenig Aussicht hatten, dazu wanderlustig, und darum zogen sie aus um sich eine neue Heimath zu gründen, wie einst die altgermanische Jugend that, der die Heimath zu eng wurde und keine Gelegenheit zur Beute bot. Kriegsmänner von Handwerk waren zwar diese Bürger und Bauern nicht, aber Kriegsdienste mußten sie auch thun, und bei ihrer Ansiedlung kam immer zugleich der militärische Zweck in Rechnung. Die Städte mußten sich ummauern und galten von vornherein als Festungen, was hier einen ganz anderen Sinn hatte als im inneren Deutschland, wo die Mauern nur zum Schutz in den localen Fehden dienten, und die Bürger nur ihre Stadt vertheidigten. In dem neuen Lande hingegen galt es zugleich die Landesvertheidigung selbst. Man befand sich in einem eroberten Gebiete, noch lange Zeit hindurch von feindlichen Elementen bedroht, so daß wiederholt selbst die ganze neue Gründung in Frage stand. Da mußten sich die Colonisten zugleich als Glieder eines Heeres fühlen, es kam ein militärischer Zug in die ganze bürgerliche

Entwicklung. Und aus demselben Grunde mußten sie sich auch eng an den Landesherrn anschließen, der das Ganze schützte. Alle wurden in gewissem Sinne die Mannschaft des Markgrafen oder des Hochmeisters, und in so weit war das Ganze doch wirklich eine Art von Gefolgewesen zu nennen.

Es wird gut sein diesen Satz im Auge zu behalten, der uns hinterher noch zu wichtigen Folgen führen kann. Einstweilen nur noch dies. Unstreitig war die Gründung der Mark und des Ordensstaates ein Colonisationsprozeß, aber freilich doch etwas ganz anderes, als was man später etwa in Nordamerika sah. Da hatten die Einwandrer keinen Gefolgsherrn, sondern sie standen auf eignen Füßen, gründeten ihre Ansiedlungen nach eignem Belieben, und vertheidigten sich auch nöthigenfalls selbst gegen die schwachen Indianerstämme, die schon vor der europäischen Cultur wie Spreu zerstäubten. Daher dort von Anfang an ein Geist der Independenz, woraus hinterher die Freistaaten hervorgingen. Es sollte aber schwer fallen aus unserer großen Nordmark auch solche Freistaaten zu machen. Ich meine, daß solche Umwandlung sich kaum minder schwierig und langwierig erweisen dürfte, als vordem die hundertjährige Blutarbeit gewesen, wodurch die Nordmark erst ein deutsches Land geworden ist. Und möglicherweise könnte es sich ereignen, daß diese Colonie bei solchem Unternehmen selbst wieder zu Grunde ginge. Die unvermeidliche Folge ihrer Entstehung war vielmehr, daß sie den Character eines Militärstaates annehmen mußte.

Da liegt also zugleich die Grundlage desselben militärischen Characters, der Jahrhunderte darauf wieder in dem modernen preußischen Staate hervortrat. In Wahrheit nur das Wiedererwachen und die Metamorphose eines vorangegangenen Zustandes. Denn es giebt in der Geschichte eine Continuität der Entwicklung, wenn sie auch vielfach durchbrochen wäre, und auf der Oberfläche wie ganz verschwunden erschiene. In der geheimnißvollen Tiefe aber, woraus die Thaten der Menschen und die Geschicke der Völker entspringen, wirkt sie fort, und

wer sie sehen will, und Augen dafür hat, der sieht sie, wenn er die Augen nur öffnen will. Und so meine ich, kann jetzt über die wahren Grundlagen des preußischen Staates kein Zweifel mehr sein, nachdem ich nicht nur gezeigt, wie die Länder sich formirten, welche hinterher die Basis des preußischen Staates wurden, sondern wie damit zugleich die wesentlichen Characterzüge dieses Staates vorgebildet waren. Es erübrigt jetzt alles bisherige zusammen zu fassen, um daraus die practische Folge zu ziehen.

Ist also, sage ich, der militärische Character des modernen Preußens wirklich aus einer Metamorphose der großen Nordmark entsprungen, so wird damit zugleich ein Anhalt für das Urtheil über die Stellung Preußens zu Deutschland gegeben sein. Denn erstens war die große Nordmark doch jedenfalls nur ein Glied von Deutschland, wobei noch obenein zu bemerken bliebe, daß das Ordensland nur thatsächlich aber nicht rechtlich mit Deutschland verbunden war. Zweitens hatte grade dieses Glied von seiner Entstehung an etwas durchaus Eigenthümliches, wodurch es von den Landschaften des alten westlichen Deutschlands weit mehr verschieden war, als diese unter sich selbst verschieden waren, und sogar von dem Erzherzogthum Oesterreich. Wie könnte nun jemals die Rede davon sein, daß der Character dieses Gliedes, welches so sehr etwas Besonderes war, für das ganze Deutschland maßgebend werden sollte! Mögen doch die gewichtigsten Gründe vorliegen, die ich vollkommen anerkenne, daß das moderne Preußen wieder ein Militärstaat werden mußte, wie es vordem die alte Nordmark gewesen, — je schärfer sich dieser Character ausprägte, um so weniger darf dieser neue Militärstaat für den Repräsentanten von ganz Deutschland gelten, und seinen Geist dem übrigen Deutschland aufdrücken wollen.

Es kann ja nur erwünscht sein, daß ein Land zu Deutschland gehört, in welchem man sich vorzugsweise mit der Ausbildung des Militärwesens beschäftigt, wozu gewiß kein anderes Land so geeignet und so berufen wäre wie die alte Nordmark. Und mit diesem vorzugsweise militärischen Character wird sich

dann noch manches Andere verbinden, wie vor allem die Gewöhnung zu Gehorsam, Ordnung und Pünktlichkeit, wie andrerseits eine gewisse Rüstigkeit und Dreistigkeit, die in einem industriellen Zeitalter sich am ehesten noch durch das Militärwesen erhält. Wichtig genug ist das alles, aber nicht entfernt kann doch gesagt werden, daß sich schon darin die Aufgabe einer Nationalentwicklung conzentrirte. Am allerwenigsten für eine Nation, welche grade durch die Mannigfaltigkeit ihrer Anlagen und Bestrebungen bekannt ist, und was doch so offenbar mit der Verschiedenheit der Bestandtheile zusammenhängt, welche den deutschen Körper ausmachen, wobei dann jeder Bestandtheil sich in seiner Weise entwickeln wird. Wo man sich also vorzugsweise mit dem Militärwesen beschäftigt, wird natürlich das ganze Leben sein Gepräge dadurch empfangen, so daß etwas daraus entsteht, was ohne Frage einseitig heißen muß, aber um deswillen noch keineswegs zu verwerfen wäre. Vielmehr wäre es ein ganz gesunder Zustand zu nennen, wenn eben solche Einseitigkeit am besten zu den gegebenen Verhältnissen paßte, so daß sie wie von selbst daraus hervorginge, wie das in der Nordmark wirklich zutrifft. Dazu hat grade solche Einseitigkeit das Gute, daß sie die Characterbildung begünstigt, so gewiß als Character immer etwas Einseitiges ist. Vielseitigen Characteren soll man mißtrauen, nur der Geist kann vielseitig sein ohne haltungslos zu werden. Auch von den anderen Bestandtheilen Deutschlands kann sich kein einziger einer allseitigen Entwicklung rühmen, und um deswillen sind sie alle darauf angewiesen sich gegenseitig zu ergänzen. Was also dem deutschen Militärstaat nach seiner Eigenthümlichkeit unvermeidlich fehlen wird, das empfängt er aus dem übrigen Deutschland, wodurch die Härte und Einseitigkeit seines militärischen Characters gemildert, und sein eignes Wesen selbst veredelt wird. Wollte hingegen dieser Militärstaat sein eignes Wesen in ganz Deutschland zur Herrschaft bringen, so daß dann alle deutschen Länder eben so militärisch würden, wie es bisher nur Preußen war, so bliebe schwer zu sagen, warum dieses Preußen noch als ein besonderer Staats-

körper fort existiren sollte, nachdem doch grade dasjenige, was ihm bisher eine eigenthümliche Bedeutung gab, nun aufgehört hätte etwas ihm Eigenthümliches zu sein? Ist man schon so kurzsichtig geworden um solche einfache Folgen nicht zu sehen, die Niemand übersehen kann, der die Dinge auf den Grund ihres Wesens zurückführt. Nur der mag sie übersehen, der nur nach der äußeren Erscheinung urtheilt, und also in Preußen nichts weiter als die bloße Macht sieht, die, wie man meint, je weiter sie sich ausbreitet, auch um so fester stehen müßte. Wer aber nicht auf der Oberfläche bleibt, der weiß, daß jedem Wesen eine Grenze gesetzt ist, und wenn es seine Grenze überschreitet, zerstört es die Bedingungen seiner eignen Existenz. Hätte man an das Wesen einer deutschen Mark gedacht, und wie eben darin die Grundlage des preußischen Staates zu suchen sei, so wäre man gegen solche Verirrung gesichert gewesen.

So viel, was Preußen anbetrifft. Was aber Deutschland anbetrifft, so würde die Ausbreitung der preußischen Herrschaft die Eigenthümlichkeit aller anderen deutschen Länder ersticken. Eine unvermeidliche Folge selbst dann schon, wenn es sich dabei blos um die militärische Organisation handelte, weil grade das preußische Militärwesen dadurch bedingt ist, daß die besten Kräfte darauf verwandt werden, und alles Andere sich danach accomodiren muß. Was eine Wohlthat für Deutschland sein könnte, verwandelte sich dadurch zu einer Quelle des Verderbens. Sogar für den preußischen Militärstaat selbst, weil jetzt der temperirende Einfluß anderer deutschen Länder, dessen er so sehr bedarf, verschwände, und folglich nur das reine Soldatenthum übrig bliebe, welches hinterher in sich selbst erstarren müßte. Wie deutlich bezeugt dies schon die kurze Probe der letzten Jahre, da heute in ganz Deutschland fast nur noch militärische Angelegenheiten eine ernstliche Beachtung finden. Noch ein Menschenalter so fort, und was man sonst deutsche Bildung, deutschen Geist und deutsches Gemüth genannt hat, wäre zur Fabel geworden. Ich glaube aber nicht, daß

die deutsche Nation sich so leicht um ihr eignes Wesen bringen läßt, und je straffer man den Bogen spannt, um so eher wird die Sehne reißen.

Zwölfter Brief.

Wie das moderne Preußen entstand.

Die neue Frage ist, wie aus den bisher betrachteten Grundlagen hinterher der heutige preußische Staat entstand.

Merkwürdig dabei zuvörderst, daß dies nicht durch einfache Fortentwicklung jener Grundlagen geschah, sondern zunächst vielmehr etwas ganz anderes erfolgte. Nemlich, daß die deutsche Colonisation, deren aufsteigende Entwicklung ich in der Kürze darzustellen suchte, selbst wieder in Verfall gerieth. Das zeigte sich zuerst in Brandenburg nach dem Abgang der Anhaltiner oder Askanier, dann anderthalb Jahrhunderte später im preußischen Ordensland, wovon die Hälfte an Polen fiel, und auch der Ueberrest sich nur als ein polnisches Vasallenland erhielt. In Liefland kämpfte der dortige Orden noch längere Zeit fort, bis endlich seine Herrschaft auch zusammenfiel, und desgleichen nur ein kleines Stück als polnisches Vasallenland übrig blieb. Ueberall wurde das Deutschthum zurückgedrängt. Fast das ganze nordöstliche Colonialgebiet war bedroht durch Polen, Rußland und Schweden, die deutsche Herrschaft mochte vielleicht bis an die Oder zurückgeworfen werden. Was konnte unter solchen Umständen geschehen? Retten was zu retten war, wurde die nächste Aufgabe, und dann so viel als möglich wiederzugewinnen. Doch war dies eine so schwierige und langwierige Aufgabe, daß sie bis heute noch nicht ganz erfüllt ist, wie die gegenwärtigen Bedrängnisse des Deutschthums in Liefland bezeugen.

Diese Rettung und allmälige Wiederherstellung begann mit der Ankunft der Hohenzollern in Brandenburg. Was dann die hohenzollernschen Markgrafen in dieser Hinsicht geleistet haben, ist jedenfalls das Hauptverdienst, welches sie sich um Deutschland erwarben. Insoweit hat die Theorie von dem deutschen Beruf der Mark Brandenburg wirklich einen guten Sinn, daß die dortigen Markgrafen den unbestreitbaren Beruf hatten, das mit so vielem Blut gewonnene Colonialland für die deutsche Nation zu erhalten. Denn von der Mark war der ganze nordöstliche Colonisationsprozeß ausgegangen, sie blieb der natürliche Stützpunkt auch für die deutsch-baltischen Länder. Was hingegen die Markgrafen nach Westen hin unternahmen, hätte unterbleiben mögen ohne merklichen Schaden für Deutschland, als welches dadurch um keinen Schritt breiter, umsomehr aber beunruhigt und in Verwirrung gebracht wurde. Allerdings war die Mark selbst ein Reichsland, und als Kurfürstenthum ausdrücklich zur Theilnahme an den inneren Reichsangelegenheiten berufen, aber doch nur zur Theilnahme wie andere, und nicht zu einer über andere hervorragenden Rolle. Am allerwenigsten konnte Brandenburg sich den Beruf zuschreiben, aus eigner Machtvollkommenheit das Reich in Ordnung zu bringen. Vielmehr war grade für Brandenburg seine Eigenschaft als Kurfürstenthum das Nebensächliche, die Hauptsache das Markgrafenthum, weil Brandenburg die Mark im eminenten Sinne ist. Und grade unter den damaligen Umständen kam alles auf das Markgrafenthum an, weil nicht nur die eigentliche Mark selbst in Verfall gerathen sondern das ganze nordöstliche Colonialland gefährdet war.

Ich kann es nicht für etwas blos Zufälliges halten, daß in dem anarchischen und wüsten Treiben des damaligen Adels Familien von slawischen Namen an der Spitze standen, wie die Quitzow, die Puttlitz, die Rochow und andere. Wie nahe liegt der Gedanke, daß sich in diesen Familien noch einige Erinnerungen aus jener Zeit erhalten haben mochten, wo es

noch keine Markgrafen in Brandenburg gab. Es scheint also, es lag darin eine Reaction gegen die durch die deutsche Herrschaft begründete Ordnung. Auch ist es keine Widerlegung gegen solche Auffassung, daß diese slawischen Edelleute zugleich ihre Standesgenossen deutschen Geblütes mit sich fortrissen. Denn in so weit die Bewegung gegen die fürstliche Gewalt ging, konnte der Adel leicht ein gemeinsames Interesse fassen, wobei dann freilich das Adelsinteresse im Vordergrund gestanden hätte, die slawische Reaction nur im Hintergrunde. Gleichviel, der Hintergrund war auch etwas, er konnte einmal Vordergrund werden. Denn gewiß, hätten damals die Quitzow's mit ihren Anhängern gesiegt, so wurde Brandenburg ähnlich wie Mecklenburg. Und wie viel hatte das zu besagen! In Mecklenburg regierte noch ein slawisches Haus, der größte Theil des Adels war dort von slawischem Geblüt, und man wird nicht meinen, daß damals schon die slawischen Erinnerungen erloschen gewesen wären, wo auf dem platten Lande noch so viel wendisch gesprochen wurde. Ist doch selbst in der Umgegend von Leipzig und Dessau noch im vierzehnten Jahrhundert wendisch gesprochen, sogar vor Gericht. Von Pommern galt ganz dasselbe als von Mecklenburg, es hätte ganz füglich wieder slawisch werden können. Nun ist weiter zu berücksichtigen, daß die Mark seit Carl IV. mit Böhmen verbunden gewesen war, und urkundlich als für ewig verbunden galt, worauf sich auch der aufständische Adel ausdrücklich berief, und von demselben Böhmen hing die Lausitz und Schlesien ab. Aber was war denn dieses Land selbst? Doch seinem Kerne nach durchaus ein slawisches Land. Und wie also, — wenn in Böhmen das Hussitenthum siegte, welches so entschieden slawische Nationalinteressen verfolgte? Dazu noch die aufsteigende Macht Polens, welche das Ordensland fast schon erdrückte.

Sind alle diese Dinge so wenig bekannt, noch weniger nach ihrer Wichtigkeit gewürdigt, — daher kommt es, weil die bisherige deutsche Geschichtsschreibung den Colonisationsprozeß außer Augen ließ, und nicht zu beachten scheint, daß Deutsch-

land in der That ein Doppelland geworden war, nachdem sich an das alte Land das Colonialgebiet angeschlossen hatte, dessen Geschichte einen ganz anderen Character hat als die Geschichte des alten Landes, indem dort Factoren eingriffen und Erscheinungen hervortraten, die aus der inneren Reichsgeschichte nicht entfernt zu verstehen wären. Es gehört die deutsche Colonialgeschichte dazu. Möchte sie endlich geschrieben werden!

Dahin war es also gekommen, daß die ganze östliche Hälfte von Deutschland wieder dem Slawismus verfallen konnte, bis auf das Erzherzogthum Oesterreich, wo damals schon das Deutschthum zu alt begründet war. Aber selbst dieses konnte von Deutschland losgerissen werden, und die Ungarn hätten wohl Neigung dazu gehabt eine ungarische Provinz daraus zu machen. Ein Matthias Corvinus wäre wahrlich der Mann dazu gewesen, wie er ja wirklich ein Stück von Oesterreich erobert und sich selbst in Wien festgesetzt hatte, wo er auch gestorben ist. Konnte so etwas in Oesterreich geschehen, um wie viel mehr in dem ganzen nordöstlichen Gebiet, wo das Deutschthum noch eine zu junge Pflanze war, als daß sie nicht der Pflege und des Schutzes bedurft hätte, nachdem sie die Stürme geknickt hatten. Und von woher wäre solche Pflege und Rettung am ehesten zu erwarten gewesen? Ohne Zweifel von der Mark Brandenburg, auf die hier zuletzt alles ankam. Selbst bei Droysen dämmert einmal dieser Gedanke auf, aber auch nur für einen Augenblick, um dann für immer in den Nebel seiner Berufstheorie zu versinken, wonach die Mark Brandenburg vielmehr die Bestimmung gehabt haben soll das Reich in Ordnung zu bringen. Hätten die Hohenzollernschen Markgrafen alle ihre Kräfte auf das Colonialgebiet gerichtet, — wahrlich die Aufgabe war groß genug um dem gewaltigsten Thatendrang Beschäftigung zu geben und den höchsten Ehrgeiz zu befriedigen! Das haben sie aber leider nur theilweise gethan, und ihre Thätigkeit vielfach auf ganz andere Ziele gerichtet. Dennoch muß es ihnen unvergessen bleiben, was sie wirklich für diese Aufgabe

geleistet haben. Das nordöstliche Gebiet wurde dadurch für das Deutschthum gerettet und allmälig wieder hergestellt.

Ich sage ausdrücklich wiederhergestellt, weil eben dies für das Urtheil über die Folgezeit entscheidend ist, daß es sich hier in erster Linie um eine Wiederherstellung handelt, keineswegs um eine neue Gründung, die vielmehr schon vor Jahrhunderten stattgefunden hatte. Sage ich also Wiederherstellung, so deutet das Wort selbst auf einen vorhergegangenen Zustand, der, wie er die reale Grundlage der späteren Entwicklung war, so auch für das theoretische Verständniß die Grundlage sein muß, wenn man nicht in bodenlose Mißverständnisse verfallen will. Und darin ist man verfallen, weil man in dem späteren preußischen Staat nichts von einer Wiederherstellung sah, sondern das Ganze wie eine neue Schöpfung behandelte, die, wie man meinte, von den hohenzollernschen Markgrafen ausging. Wäre das richtig, dann hätte freilich der ganze vorangegangne Zustand für die preußische Staatsgeschichte nur ein antiquarisches Interesse. Und so geschieht es wirklich nach der landläufigen Behandlung der preußischen Staatsgeschichte, daß man den ganzen großen Colonialprozeß, der sich unter den Anhaltiner Markgrafen und unter der Ordensherrschaft vollzog, entweder kurzweg bei Seite läßt oder mit einigen Vorbemerkungen abthut. Und doch ist das eine Geschichte von vier Jahrhunderten, eine Geschichte, deren Gebiet sich von der Elbe bis an den Peipussee erstreckt, und die einen so großen Theil des deutschen Ruhmes ausmacht, und für sich selbst viel inhaltsvoller und interessanter ist als die Geschichte des modernen preußischen Staates. Denn dieser entstand grade in der Zeit des tiefsten Verfalls deutscher Nationalentwicklung, während die ihm vorangegangene Periode den kräftigsten Aufschwung deutscher Kraft bezeichnet, und wo sich noch alles nach spontanen Trieben regte. Was ferner in der Geschichte des modernen Preußens selbst eine deutsch-nationale Bedeutung hat, ist doch vorzugsweise grade die Wiederherstellung der hinterher in Verfall gerathenen und dem Deutschthum entfremdeten Colonien, was ja auch noch etwas Großes war,

aber die ursprüngliche Gründung dieser Colonien war ohne Frage etwas Größeres gewesen. Und gleichwohl soll diese dem modernen Preußen vorangegangene Geschichte wie für nichts geachtet werden. Seltsame Auffassung der Dinge! Was Wunder dann, wenn durch solche Geschichtsbehandlung allmälig die verkehrtesten Ansichten entstehen und Wurzel schlagen, bis zuletzt die Mark Brandenburg am Ende gar für den Kern von Deutschland gilt, obgleich sie sonderbarer Weise noch heute schlechtweg die Mark heißt, und durch solchen Namen als ein Grenzland bezeichnet wird.

Nun kamen die Hohenzollern bekanntlich aus Franken, wo sie sich seit lange als Burggrafen von Nürnberg eingerichtet, und von da aus schöne fürstliche Besitzungen erworben hatten. Sehr natürlich waren sie bis dahin gewohnt sich mit den Angelegenheiten des inneren Deutschlands zu beschäftigen, der nordöstliche Colonisationsprozeß hatte ganz außerhalb ihres Wirkungskreises gelegen. Wie anders hingegen hatten die Anhaltiner Markgrafen gestanden, welche seit Albrecht dem Bären grade in dieser Geschichte lebten und webten, womit der Ruhm ihres eignen Hauses zusammenfiel! Sie hatten kein anderes Gefühl als Markgrafen zu sein. Auch gab es zu ihrer Zeit noch kein förmliches Kurfürstenamt, und was davon thatsächlich vorhanden war, mußte ihnen offenbar als etwas Nebensächliches gelten. Die Hohenzollern hingegen sahen in Brandenburg von vornherein weit mehr das Kurfürstenthum als die Markgrafschaft. Und dies Eine besagt schon alles, weil das Kurfürstenthum auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands hinwies, die Markgrafschaft aber vielmehr auf das Colonialgebiet, auf das Herausstreben aus dem alten Deutschland nach Norden und Osten. Die Kurwürde gab ganz unmittelbar Ansehn und Rechte im Reiche, das Markgrafenthum viel weniger, legte aber grade jetzt die schwersten Pflichten auf. Es begreift sich, daß die Kurwürde für die Hohenzollern verlockender war als das Markgrafenthum. Dazu kam, daß ihnen das wenig schöne und größtentheils sandige Land durchaus nicht gefiel. Sie fühlten sich lange

Zeit unbehaglich in der Mark, und sehnten sich nach den viel schöneren Landschaften ihrer fränkischen Heimath zurück. Indessen wurde das fränkische Fürstenthum nicht mit der Mark verbunden, sondern bald ausdrücklich einer besonderen Linie überwiesen. Die kurfürstliche Linie mußte seitdem wohl brandenburgisch werden, aber wie natürlich blieb ihr der Wunsch neben Brandenburg noch ein Fürstenthum im Reiche zu erwerben. Und dieser Wunsch erfüllte sich durch die jülich'sche Erbschaft, wodurch auf einmal ein rheinisches Gebiet unter brandenburgische Herrschaft kam. Das wurde dann, wie ich schon früher beiläufig bemerkte, gewissermaßen der Haken, wodurch die brandenburgische Politik immer mehr mit den Angelegenheiten des inneren Deutschlands verflochten wurde. Ueber ein Jahrhundert lang hat sich die jülichsche Erbschaftsfrage durch die brandenburgisch-preußische Geschichte hindurch gezogen. Fast die ganze Politik des Königs Friedrich Wilhelm I. stand in Beziehung darauf.

Wahrlich, kein Mensch wird behaupten wollen, daß diese auf Erwerbungen im westlichen Deutschland gerichteten Bestrebungen irgendwie aus der Idee der Mark flossen, welche vielmehr nach Norden und Osten hinwies. Woher kamen sie denn also? Sehr einfach aus der brandenburgischen Hauspolitik, welche für die Hohenzollern ganz eben so maßgebend war als für alle anderen Reichsfürsten damaliger Zeit, der Unterschied lag nur im Geschick und im Glück. Und wie wäre es auch anders zu erwarten gewesen, in einer Periode, wo der große Aufschwung der deutschen Nation, welche Jahrhunderte lang nach allen Seiten hin ihren Einfluß und ihre Herrschaft ausgebreitet hatte, lange vorüber war, und seitdem für die Fürsten nichts Höheres mehr galt, als von dem gemeinsamen Vaterlande so viel als möglich an ihr eignes Haus zu bringen, daher auch die deutsche Geschichte von da ab nur wenig von großen nationalen Unternehmungen um so mehr aber von inneren Streitigkeiten und Kriegen zu erzählen hat. Man nehme doch die Dinge, wie sie wirklich waren, anstatt durch die Zauberformel vom deutschen

Beruf Geister zu beschwören, durch deren Hülfe die brandenburgische Hauspolitik sich in eine deutsche Nationalpolitik verwandeln soll! Will uns Herr Droysen glauben machen, daß schon der erste hohenzollernsche Markgraf solche Nationalpolitik verfolgt habe, so sagt hingegen der nüchterne Stenzel von diesem Markgrafen: „sein Hauptbestreben war die Erhöhung der Größe seines Hauses, daran reiht sich alles, was er that." Das klingt etwas anders. Wie nahe aber liegt es, daß solche Denkweise dieses ersten Begründers der hohenzollernschen Herrschaft in Brandenburg, der ein viel begabter und thatkräftiger Herr war, auch in seinen Nachfolgern nicht ganz erlosch. Und derselbe Stenzel, der diese eben angeführten Worte sprach, war gleichwohl ein Mann von sehr preußischer Gesinnung, scheint aber allerdings der Meinung gewesen zu sein, daß für den Geschichtsforscher die Wahrheit noch über die Tendenz gehen muß. Sonst wäre auch schwer zu sagen, wie Geschichtsforschung noch als Wissenschaft gelten könnte, wenn sie politischen Tendenzen dienen sollte.

Das Erste war jetzt, daß die Mark selbst unter der Regierung der Hohenzollern allmälig wieder zu Kräften kam, wenn sie auch noch lange nicht wieder zu der Bedeutung gelangte, die sie unter den letzten Anhaltinern besaß. Darauf erfolgte der entscheidende Schritt zu allem Weiteren durch ihre Verbindung mit dem damaligen Herzogthum Preußen, als dem Ueberrest des ehemaligen Ordensstaates. Erst unter dem großen Kurfürsten kam diese Verbindung zur vollen Geltung, nachdem derselbe die polnische Lehnsherrschaft abgeschüttelt hatte durch den Frieden zu Oliva, von wo an, genau genommen, der moderne preußische Staat selbst erst datirt. Ich will aber hier von der modernen preußischen Geschichte insbesondere nach ihrem Zusammenhang mit dem lange vorangegangenen Colonisationsprozeß sprechen, und so meine ich, daß eben diese That des großen Kurfürsten der wirkliche Anfang zur Wiederherstellung der großen Nordmark war, wozu nach meiner Erklärung sehr wesentlich das alte Ordensland gehörte. Doch nur der Anfang dazu war es, und was

zunächst damit erreicht wurde, blieb immer noch weit hinter dem zurück, was diese Nordmark früher gewesen. Denn selbst mit allen seinen Besitzungen zusammengenommen konnte der große Kurfürst bei weitem nicht eine solche Macht aufstellen, als sie der Orden in seiner Blüthezeit schon für sich allein besessen hatte, wo er fast die entscheidende Macht des Nordens gewesen war. Gleichviel, es war der erste Schritt zur Wiederherstellung der großen Nordmark, und eben damit begann auch die moderne preußische Monarchie selbst. Nur durch die Souveränetät im Herzogthum Preußen, welches nicht zum Reiche gehörte, wurde der Kurfürst eine europäische Macht, und wie erklärlich, daß nun diese Macht auch innerhalb des Reiches je mehr und mehr als etwas Besonderes auftrat! Ganz einfach dadurch, daß die im Herzogthum Preußen gewonnene Souveränetät sich thatsächlich auch auf die zum Reiche gehörigen Länder übertrug, wo zwar der Kurfürst dem Rechte nach durchaus dem Reiche unterworfen blieb, überall aber schimmerte in dem Reichsfürsten schon der souveräne Herr hindurch. Bald setzte sich die Souveränetät die Krone auf, und seitdem galt der Kurfürst von Brandenburg auch im Reiche mehr als König von Preußen wie als bloßer Reichsfürst, wie es Rechtens war. Dieser Vorgang ist so durchsichtig, und drückt sein Wesen durch so deutliche Zeichen aus, daß wahrlich mehr Anstrengung dazu gehört ihn zu verdunkeln als ihn zu erkennen.

Als wichtiger Nebenumstand kam noch hinzu, daß die Schweden sich in dem Reiche festgesetzt hatten. Vor allem wegen ihrer Erwerbungen in Pommern, wo sich auch die schwedische Herrschaft bei weitem am längsten behauptet hat. Pommern aber mußte nach dem damaligen Aussterben seines herzoglichen Hauses an Brandenburg fallen. Es gehörte in unserem Sinne zur großen Nordmark, deren Wiederherstellung also durch die schwedische Besitznahme von Vorpommern, als des wichtigsten Theiles, erheblich erschwert wurde. Nun nahm die Sache die Wendung, daß der Kurfürst für seine anerkannten Ansprüche statt Vorpommern andere Länder zur Entschädigung erhielt: Magdeburg, Halberstadt und Minden.

Welche weitreichenden Folgen sind daraus entsprungen! Brandenburg wurde dadurch in das mittlere und westliche Deutschland hineingezogen. Hätten doch die früheren Erwerbungen aus der jülichschen Erbschaft für sich allein nur wenig bedeutet, jetzt aber entstand eine fortlaufende Kette von der Mark aus bis über den Rhein hin. Der große Kurfürst selbst zwar hatte dies garnicht gewünscht, er hätte viel lieber auf jene Entschädigungsländer verzichtet, wäre ihm dafür Vorpommern gelassen, um eine baltische Macht begründen zu können, worauf sein Sinn gerichtet war. Denn überhaupt lebte in ihm weit mehr als in seinen Vorgängern und Nachfolgern das Gefühl eines deutschen Markgrafen, und was er als solcher gethan, sind auch wirklich seine glänzendsten Thaten. Vollkommen stimmt es dazu, daß er die Schweden wieder aus dem Reiche vertreiben wollte, und wie er sie bei Fehrbellin schlug, — von wo an sein europäischer Ruhm datirt, — da war er wirklich ein rechter Markgraf. Noch heldenmäßiger erscheint er durch seinen Feldzug in Preußen, wo er im strengsten Winter über das kurische Haff zog und die Schweden bis nach Liefland trieb. Da war er der Markgraf und der Hochmeister in einer Person, grade wie ich sage, daß die große Nordmark das Ordensland und Brandenburg zugleich umfaßt. Das Kurfürstenamt hatte mit diesen Thaten garnichts zu schaffen, und viel treffender hätte man den großen Kurfürsten den großen Markgrafen genannt. Was aber in diesem Titel Bedeutungsvolles und Schönes liegt, dafür war das Verständniß in damaliger Zeit verschwunden.

Ich darf mir ersparen, die Thatsachen der späteren preußischen Geschichte anzuführen; sie sind der allgemeinen Erinnerung gegenwärtig. Aus der alten Colonialgeschichte hingegen glaubte ich die wichtigsten Thatsachen hervorheben zu müssen, weil sie dem heutigen Bewußtsein in der Regel fremd sind. Und doch wird bereits deutlich geworden sein, wie viel wirklich darauf ankommt, denn alle die Länder, welche den eigentlichen Körper der modernen preußischen Monarchie bilden, gehören dem östlichen Colonialgebiete an. Mag auch der

Erwerbungstitel, wonach hier die vordem getrennten Bestandtheile zusammengebracht wurden, ohngefähr derselbe gewesen sein, als wonach die Besitzungen im westlichen Deutschland an Brandenburg kamen, — das hebt den sachlichen Unterschied nicht im geringsten auf. Denn rechts von der Elbe waren es Landschaften, die schon durch ihre natürliche Lage, durch die Volksart und durch die geschichtliche Entwicklung wie von selbst auf Brandenburg angewiesen waren, links von der Elbe hingegen wurde Fremdartiges und von Natur nicht zu Brandenburg Passendes erworben. Daher auch der so auffallende Unterschied des gouvernementalen Waltens der brandenburgisch-preußischen Regenten im Osten und Westen. In dem östlichen Provinzen haben sie Colonisten angesiedelt, und vielfach selbst erst das Land urbar gemacht, grade wie es schon vordem die alten Markgrafen und Hochmeister gethan. Ueberhaupt stimmte dazu das Eingreifen in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse von oben herab, denn in der Mark und im Ordensstaat war das von Anfang an geschehen, weil sich dort alles unter der Einwirkung einer Herrschaft entwickelt hatte. In dem schon von Alters her cultivirten westlichen Deutschland hingegen wäre dazu viel weniger Veranlassung gewesen, und selbst kaum die Möglichkeit. Da war alles mehr naturwüchsig.

Schon früher bemerkte ich, wie die Rheinländer und Westphalen nicht in demselben Sinne als Preußen gelten können, wie es die Brandenburger und Pommern sind. Noch heute, sage ich, reicht das wirkliche Preußenthum nicht weiter als das eigentliche Colonialgebiet. Gleichwohl meine ich nicht, daß die westlichen Provinzen überhaupt nicht zum preußischen Staate gehörten, denn dies würde den Thatsachen der letzten Jahrhunderte widersprechen, denen auch Rechnung zu tragen ist. Allein die so viel älteren und gewichtigeren Thatsachen der deutschen Geschichte können durch diese viel jüngeren Thatsachen doch nicht überhaupt wirkungslos geworden sein und für beseitigt gelten, sondern das Aeltere wirkt unter der Hülle des Jüngeren noch fort. Was dann wirklich daraus erfolgt, ist meiner Ansicht nach eine Art von Doppelleben, wonach die

westlichen Landestheile nur in gewissem Sinne als preußisch anzusehen wären, in einem anderen Sinne aber nicht. Nemlich nicht als integrirende Bestandtheile des preußischen Staatskörpers wären sie zu behandeln, sondern nur als preußische Nebenländer. Durch diese Nebenländer würde dann Preußen auch in das westliche Deutschland eingreifen, und hätte dort eine wichtige Stellung, aber nicht insofern es Preußen ist, sondern als Mitglied der westdeutschen Staatengruppe. Nur auf dem östlichen Colonialgebiete gebührt ihm die souveräne Herrschaft, dort aber nur die Theilnahme an der Herrschaft. Das ist meine Auffassung der Sache, die nach dem Vorstehenden, wie ich hoffe, jedenfalls in sich selbst klar sein wird.

Diese Auffassung anerkannt, so entspringt daraus eine practische Folge von höchster Wichtigkeit. Denn wie mit einem Schlage verschwindet dadurch jeder innere Grund für die Annexionen, die doch offenbar kein anderes Motiv haben konnten, als daß dadurch die Lücke zwischen dem östlichen und westlichen Theile der preußischen Monarchie ausgefüllt werden sollte, um so dem ganzen Staatskörper die Consistenz zugeben, die ihm bis dahin noch zu fehlen schien. Wie nun aber, wenn die Westprovinzen selbst nicht als ein integrirender Bestandtheil des preußischen Staatskörpers anzusehn gewesen wären, sondern nur als ein damit verbundenes Nebenland? Gewiß, in diesem Falle lag hier kein wirkliches Bedürfniß vor, denn die Lücke war dann gar keine Lücke, und brauchte folglich auch nicht ausgefüllt zu werden. Die Ausfüllung hätte sogar das Grundverhältniß nicht einmal verändert, indem das Nebenland noch immer seine alte Stellung behielt, und dadurch doch kein integrirender Bestandtheil des preußischen Staatskörpers wurde. Auch bin ich fest überzeugt, es verhält sich wirklich so, daß die Westphalen und Rheinländer durch die Annexion von Hessen und Hannover durchaus nicht mehr preußisch geworden sind, als sie es vordem waren. Vielmehr dürfte sich bald genug das Gegentheil zeigen, indem die Westphalen und Rheinländer, in demselben Maße als sie sich mit den Hannoveranern und

Hessen verschmelzen, dadurch nur umsomehr zu dem Bewußtsein gelangen werden, wie sehr ihre Heimath etwas anderes ist als Brandenburg und die übrigen östlichen Provinzen. Das scheint mir eine sonnenklare Sache.

Ich nichts habe dagegen, daß diese meine Auffassung eine bloße Theorie ist, aber wie steht es denn auf anderer Seite, wo man doch auch von einem Grundgedanken ausging, der zuletzt auf Theorie beruht? Denn solcher Grundgedanke war kein anderer, als daß alle die Landgebiete, welche die brandenburgische Hauspolitik nur irgendwie zusammengebracht, selbst bis auf Hechingen und Sigmaringen, auch alsbald wie eine gleichartige Masse zu behandeln und zu einem einheitlichen Staate zu verschmelzen seien. Das ist auch ein theoretischer Satz, dessen Entdecker ich aber nicht um seine Entdeckung beneide. Denn am Ende ist es doch nur ein Product, das aus der Vermählung patrimonialer und absolutistischer Ideen entsprang, von welchen beiden noch heute nicht Wenige beherrscht sind, die sich Wunder wie freisinnig dünken und den Patrimonialstaat längst im Rücken zu haben glauben. Und da haben sie ihn wirklich, nemlich als wohlgepflegten Zopf, während nach vorn hin als Schnurrbart der Absolutismus herauswuchs. Aber grade die patrimonialen wie die absolutistischen Ideen sind es, welche das deutsche Volksthum erstickt haben, und uns von beiden zu befreien ist die Grundbedingung, wenn wir je zu einer deutschen Nationalentwicklung gelangen sollen. Ich meinerseits, da ich seit lange so laut von Nationalentwicklung sprechen hörte, kam auf den Gedanken, daß es sich wohl der Mühe lohnen könnte die Grundlagen solcher Nationalentwicklung aufzusuchen, und in diesem Suchen kam ich zwar nicht auf Habsburg oder Hohenzollern dafür aber auf den Colonisationsprozeß, wodurch neben dem alten westlichen Deutschland im Laufe der Jahrhunderte ein neues östliches Deutschland entstand. Und diese außerordentliche Thatsache schien mir seitdem als Grundlage der nationalen Weiterbildung gelten zu müssen, indem mir daraus die Forderung entsprang, dem östlichen wie dem

westlichen Deutschland sein Recht zu geben, und beide Theile in eine zweckmäßige Verbindung zu bringen, was ich dann in meiner Schrift über „die Wiederherstellung Deutschlands" ausführlich darzulegen versuchte. Eine bloße Theorie mußte das freilich sein, und konnte nichts anders sein, so gewiß als mit dem Gedanken noch nicht die Macht der Ausführung gegeben ist. Kann denn ein Schriftsteller je etwas anderes thun als Gedanken zu entwickeln und also Theorie zu treiben? Die einzige Frage betrifft nur die Richtigkeit seiner Theorie. Wie ich nun meine Theorie von Anfang an aus der thatsächlichen Entwicklung der Dinge selbst abgeleitet habe, so will ich schließlich auch auf die weltgeschichtliche Bestätigung hinweisen, worauf ich mich für diese meine Auffassung berufen kann.

Ich meine die große Katastrophe unter Napoleon, wo grade durch die Unterjochung des alten westlichen Deutschlands sich am deutlichsten zeigte, daß daneben noch ein anderes Deutschland bestand. Und dies andere Deutschland war damals wirklich nur Preußen und Oesterreich, denn alle übrigen deutschen Staaten gehörten zum Rheinbunde, nur die große Nordmark und die Ostmark erhielten sich unabhängig. Und von diesen beiden Marken aus wurde das alte westliche Deutschland wieder befreit und einigermaßen hergestellt. Auch dies also wäre eine Rückwirkung der Colonisation gewesen, und vielleicht die allergrößte, jedenfalls die segenvollste. Napoleon hielt damals Deutschland für untergegangen, weil er nicht wußte, daß es ein Doppelland sei, und daher das Schicksal der einen Hälfte noch nicht über das Schicksal des Ganzen entscheiden konnte. Aber wer darf ihm diesen Irrthum vorwerfen, da selbst so manche deutsche Gelehrte bis heute noch nichts von dem hier obwaltenden Sachverhältniß zu wissen scheinen.

Betrachten wir hiernach die Thatsachen. Preußen war durch den Frieden von Tilsit auf das rechte Elbufer zurückgewiesen, und selbst in seinem so sehr geschmälerten Bestande erfuhr es noch den harten Druck französischer Uebermacht und

Gewaltsamkeit. Dennoch lebte der Staat fort. Ja, er schien nicht einmal in seinen Wurzeln verletzt zu sein, aus welchen vielmehr schnell eine solche Fülle neuen Lebens hervorging, daß es wie ein Wunder aussah. Wo war denn also die eigentliche Basis des preußischen Staates? Links von der Elbe war damals alles verloren, und nur die alten Ostprovinzen waren dem Staate geblieben, aber man denke einmal, daß das Umgekehrte geschehen und also nur die Provinzen links von der Elbe geblieben wären, — gewiß, dann war der preußische Staat überhaupt verschwunden. Hätte er selbst nur Brandenburg und Pommern verloren, und dabei alle seine übrigen Provinzen behalten, so hätte doch dies Uebrige keinen lebensfähigen Staat bilden können. Und sogar, wenn nur das alte Ordensland verloren ging, so mochte der Uebeerrest allerdings noch als ein besonderer Staat fortbestehen, aber es wäre nicht mehr der bisherige preußische Staat gewesen, sondern auf einmal ein anderer Staat daraus geworden. Und dieser veränderte Staat hätte wahrscheinlich nicht so bald wieder emporkommen können, denn grade von dem fernsten Osten, von Ostpreußen, ging im Jahre 1813 die Wiedererhebung aus. Kurz, auf Brandenburg, Pommern und das eigentliche Preußen, kam alles an. Die große Nordmark erwies sich also als der wirkliche Kern des preußischen Staates, genau meiner Behauptung entsprechend.

Und dieselbe Nordmark wurde zugleich ein Stützpunkt aller damaligen deutschen Bestrebungen und Hoffnungen. Doch ist sie keineswegs der alleinige Stützpunkt gewesen. Der Aufstand in Tyrol ging der Volkserhebung in Preußen voraus, und das Erwachen der österreichischen Volkskraft in dem Kriege von 1809 war nicht umsonst gewesen, obwohl es unmittelbar erfolglos blieb. Ein Körner feierte damals die Schlacht bei Aspern als einen Grundstein deutscher Hoffnung, und es war in Wien, wo sich in diesem Jüngling die Ader seiner patriotischen Poesie zuerst erschloß. Selbst der Freiherr von Stein war längere Zeit in Oesterreich, und über die Kräfte, die er dort fand, hat er keineswegs so geringschätzig geurtheilt, als

in letzter Zeit üblich geworden. Wahr bleibt nur, daß Preußen bald darauf voranging, und in dem Freiheitskriege die schwerste Arbeit vollbrachte, nicht aber für sich allein, da, abgesehen von Rußland, doch erst Oesterreichs Zutritt die Entscheidung sicherte.

So wurde die Theorie von der Ostmark und Nordmark damals zu einer lebendigen Wahrheit. Welche thatsächliche Bewährung könnte hingegen die kleindeutsche Theorie für sich anführen, um einerseits die Mark Brandenburg zum Kern von ganz Deutschland zu machen und andrerseits Oesterreich von Deutschland auszuschließen? Nichts als die Kriegserfolge von 66, und wie wenig bedeutet das gegenüber einer tausendjährigen Geschichte, welche dagegen spricht!

Dreizehnter Brief.

Der deutsche Orden und der lettische Norden.

Wahrscheinlich hielten Sie meine geschichtlichen Nachweise durch den letzten Brief für beendet. Ich kann aber nicht umhin Ihrer Geduld, mit der Sie meine bisherigen Erörterungen angehört, noch eine Nachprobe zuzumuthen. Denn ich habe nothwendig noch etwas nachzutragen, worüber ich bisher mit kurzen Andeutungen hinweg ging, damit Sie um so eher zu einer Uebersicht meines ganzen Gedankenganges gelangen möchten. Ich meine nemlich die sonderbare Erscheinung des deutschen Ordens, worüber ich jetzt noch ein Mehreres sagen will, weil sich daran so wichtige Folgen knüpfen, daß ohne dies auch die Eigenthümlichkeit des modernen Preußens, und seine Stellung zu Deutschland, nicht vollständig begriffen werden kann. Etwas weit hergeholt mag Ihnen das scheinen,

allein was thut das, wenn dadurch ein neues Licht gewonnen wird, was doch nicht anders zu erlangen war. Ich muß den preußischen Staat nehmen wie er wirklich ist, und er ist wirklich ein so eigenthümliches Wesen, daß man sich die Mühe nicht verdrießen lassen darf es zu erforschen.

Nun haben wir schon gesehen, wie viel auf das Ordensland ankam, indem grade durch die Verbindung desselben mit der Mark Brandenburg das ganze moderne Preußen entstand. Und dies ist so buchstäblich wahr, daß selbst die jülichsche Erbschaft, wodurch die rheinisch-westphälischen Gebiete mit Brandenburg verbunden wurden, ihren Weg über Königsberg nahm, wo die jülichsche Erbtochter die Gemahlin des letzten dortigen Herzogs war. Von dieser ging das Erbrecht wieder auf ihre Tochter über, welche zugleich die Erbtochter von Preußen und an den Kurfürsten Johann Sigesmund vermählt war, so daß die jülichsche Erbschaft gewissermaßen ein Accessorium zu der preußischen wurde. Es ist die reine Thatsache. Wie also durch diese Verbindung das moderne Preußen selbst entstand, so wird hier auch der Schlüssel zum Verständniß des wahren Wesens dieses Staates liegen. Und dazu werden uns die nachfolgenden Erörterungen verhelfen.

Hatte ich nemlich die Mark und das Ordensland nur als ein Product der deutschen Colonisation aufgefaßt, als zwei verschiedene Acte desselben Prozesses, wobei ich die sonstigen Unterschiede nur nebenbei hervorhob, so soll jetzt vielmehr dieser Unterschied selbst zur Erwägung kommen. Je tiefer wir dann diesen Unterschied erkennen, um so wichtiger wird uns das Ordensland erscheinen. So wichtig sage ich, daß man ohne diese Sache gefaßt zu haben den preußischen Staat garnicht verstehen kann.

Zunächst also wäre dabei zu berücksichtigen, daß das Ordensland, wie es rechtlich nicht zum Reiche gehörte, auch seinen physischen Verhältnissen nach nicht zu Deutschland gehört, sondern zu dem sarmatischen Tiefland. Viel wichtiger aber ist der Unterschied in Betreff der dortigen volklichen Grundlage. Ich meine die eingeborne Bevölkerung der alten Preußen, die etwas

sehr anderes waren als die slawischen Völkerschaften im nordöstlichen Deutschland, durch deren allmälige Unterwerfung und Verdeutschung das heutige Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und Schlesien entstand. Was hingegen in Preußen geschah war keineswegs eine bloße Fortsetzung dieses Prozesses, sondern die deutsche Herrschaft griff hier in ein ganz neues Gebiet ein, zu welchem die deutschen Marken ursprünglich gar keine Beziehung hatten. Es war das Gebiet des lettischen Nordens, wenn es erlaubt ist unter diesem Namen die drei Völker der eigentlichen Letten, der Lithauer und Preußen zusammenzufassen, für die es sonst keine gemeinsame Bezeichnung giebt. Und doch bildeten sie wirklich ein Ganzes, wie sie auch in dieselbe Geschichte verflochten wurden. Dieses lettische Volk, wenn auch mit gothischen wie mit finnischen Elementen gemischt, war doch im wesentlichen ein sehr eigenthümliches Volk. War es auch den Slawen in mancher Hinsicht verwandt, so ist es doch von den Slawen selbst immer als ein fremdes Volk betrachtet, und hat mit seinen slawischen Nachbarn Jahrhunderte lang in fast ununterbrochner Feindschaft gestanden. Wichtig dabei, daß seine Wohnsitze zwischen Polen und Rußland lagen, als den beiden Hauptrepräsentanten des Slawenthums, in welchen der in der slawischen Welt selbst verborgne Antagonismus zur Erscheinung kommt. Denn alle anderen slawischen Völker könnten sich möglicherweise vereinigen und zu einem Ganzen verschmelzen, nur Russen und Polen verschmelzen sich nicht. Und grade auf der Grenze zwischen dem polnischen und russischen Gebiet wohnte der lettische Stamm. So steht seine Geschichte im engen Zusammenhang mit der russischen wie mit der polnischen, und erscheint doch zugleich sehr eigenthümlich. Kann man sagen: die russische Geschichte hat etwas Schreckliches, wie die polnische etwas Tragisches, so hat hingegen das Lettenthum etwas Geheimnißvolles und Unheimliches.

Merkwürdig schon die Sprache dieses Volkes. Wie sie die innere Gemeinschaft zwischen den eigentlichen Letten, den Lithauern und Altpreußen bezeugt, so daß diese drei Völker wie Zweige desselben Stammes erscheinen, so bezeugt sie zugleich

den gemeinsamen Unterschied dieses Stammes von dem Slawismus. Unter allen Sprachen des neuren Europa's soll sie nach dem Urtheil der Linguisten dem Sanscrit am nächsten stehen, woraus man folglich schließen muß, daß das lettische Volk sich von der ursprünglichen Gemeinschaft der arischen Völker am spätesten abgesondert hat. Jacob Grimm hält diese Sprache sehr hoch, und rühmt insbesondere den Wohllaut in der Vocalisation, wonach sie nächst der italiänischen die sangbarste wäre. Wunderbar also, wie dieses Volk mit seiner Sprache von so edler Anlage in seine nördlichen Wohnsitze gelangte, wohin es sich gleichsam durch andere Völker hindurch drängen mußte, welche die asiatische Urheimath schon früher verlassen hatten. Das allerwunderbarste aber ist das lettische Religionssystem. Zwar die drei Hauptgötter, welche dieses Volk verehrte, finden sich auch in anderen Mythologien, und sind insbesondere den scandinavischen ähnlich, eigenthümlich aber ist das hierarchische System, wodurch dieser Götterglaube eine solche Ausbildung und Festigkeit gewann, wie nirgends weder bei den Germanen noch bei den Slawen. Es bestand in dem lettischen Norden sogar eine Art von Papstthum in der Person des Kriwen, als einer gemeinsamen Autorität für alle lettischen Völker. Zwar haben neure Kritiker diese früher allgemein angenommene Ansicht über die Stellung des Kriwen bestritten, es muß aber doch wohl etwas Wahres daran gewesen sein, sonst hätte diese Ansicht in früheren Zeiten, welche den Ereignissen noch nahe genug lagen um manches erfahren zu können, was heute nicht mehr zu erfahren ist, sich kaum erhalten mögen. Gleichviel aber, wenn es auch keinen gemeinsamen Oberpriester gegeben hätte, sondern nur für jede Landschaft einen besonderen, wie Voigt will, — es ändert wenig, denn daß jedenfalls ein sehr ausgebildetes und mächtiges Priesterthum bestand, wird gar nicht bestritten. Das waren die Waidelotten, was ohngefähr Seher oder Propheten bedeutet, und wozu noch Pristerinnen hinzukamen, beide wie in einem Orden organisirt, und alle zur Ehelosigkeit verpflichtet. Die obersten Waidelotten erwählten dann aus ihrer Mitte den Kriwen. Der lebte von der Laienwelt ab-

geschieden im Waldesdunkel, und genoß einer solchen Verehrung, daß sich jeder glücklich pries, der nur einmal in seinem Leben das Antlitz des Kriwen gesehen. Im hohen Greisenalter, sagt man, habe der Kriwe sich zuletzt selbst den Göttern geopfert, indem er feierlich den Scheiterhaufen bestieg und sich verbrennen ließ. Und kein Zweifel, daß dies wirklich geschehen ist, hätte es auch nicht als unverbrüchliche Regel gegolten. Das Menschenverbrennen war etwas sehr häufiges, auch die gefangenen Ordensritter wurden den Göttern zu Ehren verbrannt. Und so geschah es auch bei den Verbrennen der Todten, daß diejenigen Personen, die mit den Verstorbenen in inniger Verbindung gestanden, sich freiwillig selbst in den Scheiterhaufen stürzten, wie namentlich auch die Wittwen. Also wirklich ganz ähnlich wie in Indien.

Am ausgebildetsten war dieses theokratisch-religiöse System bei den eigentlichen Preußen, wo auch das gefeierte Heiligthum von Romowe bestand. Bei den eigentlichen Letten hingegen scheint der religiöse Fanatismus weit schwächer gewesen zu sein, daher sie auch am ehesten und vergleichsweise leicht unterworfen wurden. Sie mögen im ganzen ein sanftes Volk gewesen sein, nicht ohne schöne geistige Anlagen. Trotz der vielhundertjährigen Knechtschaft, die seitdem auf ihnen gelastet hat, soll sich bei den gemeinen Letten noch heute ein bemerkenswerthes Talent zur Improvisation zeigen, und bei den benachbarten Esthen, die zwar dem finnischen Stamme angehören, mit welcher aber die Letten in enger Verbindung standen, findet sich sogar die Sage von einem Orpheus. Bei den Lithauern andrerseits trat das Priesterthum hinter dem Fürstenthum zurück, daher dieser Stamm eroberungslustig war. Die eigentlichen Preußen hingegen zeigten zwar nicht solchen Eroberungstrieb, aber wie sie am meisten von ihrem Götterglauben durchdrungen waren, so offenbarten sie die heftigste Feindschaft gegen das Christenthum, wie wenn ihre eigne Religion gewissermaßen ein Antichristenthum gewesen wäre. Sie waren darum für die benachbarten schon christlichen Völker wie eine Geissel und ein Pfahl im Fleische, daher auch der älteste Chronist, der von ihnen

meldet, seinem Werke den Titel gab „Liber originis et furiarum gentis indomitae Brutorum (Preußen) in sanguinem Christianum.“ So zähe hielten sie an ihrem Heidenthum fest, daß es selbst nach ihrer endlichen Bekehrung im geheimen noch bis in das sechszehnte Jahrhundert fortbestanden hat, wo noch förmliche Opfer vollbracht wurden, wie auf das glaubhafteste bezeugt ist. Desgleichen fanden die Jesuiten zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts bei dem Landvolk in Lithauen noch den alten Schlangencultus. Welche tiefen Wurzeln muß hier der alte Götterdienst gehabt haben!

Nach dem allen lag in diesem Volke etwas durchaus Exceptionelles. Und grade eben so exceptionell war dann die endliche Begründung christlicher Herrschaft durch einen besonderen Ritterorden, der bei seinem halbgeistlichen Character gewissermaßen an die Stelle der vormaligen Waidelotten trat, wie der Hochmeister an die Stelle des Kriwen. Nicht minder war darum auch der daraus entstandene Ordensstaat etwas ganz Exceptionelles, vielleicht ein Unicum in der ganzen Weltgeschichte. Aber eben dieser Ordensstaat wurde wieder der Vorläufer des modernen preußischen Staats, der ohne ihn nicht da wäre. So seltsame Dinge mußten vorhergehen, um das heutige Preußen entstehen zu lassen!

Die erste Bedingung also war, daß in den baltischen Ländern links von der Weichsel ein so sonderbares Volk lebte, welches dem ganzen christlichen Europa zum Trotze an dem Heidenthum festhielt. Die zweite dann, daß, um solchen Trotz zu brechen — und in Folge jener großen Bewegung der abendländischen Christenheit, die sich in den Kreuzzügen darstellt, — ein Ritterorden entstand, zwar in Palästina gestiftet, aber gleichwohl der Urheber der tiefgreifendsten Veränderungen in den baltischen Ländern. Wer ergründet das Geheimniß solcher wunderbaren Verkettung der Umstände!

„Was geschieht nur ist hier klar,
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.“

Allein die Thatsachen liegen vor, und wenn auch das Außer-

ordentliche an und für sich unerklärbar bleibt, so ist es um deswillen nicht minder ein Factor der Entwicklung, der entscheidend werden kann und in diesem Falle entscheidend wurde. Man suche die Dinge zu erklären, so weit nur irgend möglich, wo aber die Erklärung versagt, da sei man so vernünftig auch das Unerklärbare als Thatsache gelten zu lassen. Denn ob erklärt oder unerklärt, — es wird nicht aufhören zu existiren, und wenn man es nicht in Rechnung zöge, so würde man eben dadurch zu einem ganz falschen Resultat gelangen.

Keine Kraft, sagt Leibniz, geht in der Welt verloren, und nicht blos die Seelen der Menschen sind unsterblich sondern auch ihre Handlungen. Sie leben fort in den Wirkungen. Wollte man gleichwohl daran zweifeln, daß die vorgedachten Ereignisse eine so lange Nachwirkung hinterlassen hätten, daß sogar die Entstehung des modernen preußischen Staates dadurch bedingt wäre, so blicke man nur auf die russischen Ostseeprovinzen. Nicht nur tritt die Nachwirkung derselben Ereignisse dort in augenfälligster Weise hervor, sondern sie zeigt zugleich eine so unvertilgbare Kraft, daß eine dreihunterjährige Herrschaft von Polen, Schweden und Russen vergebens daran gearbeitet hat, diesen Ländern ein anderes Gepräge aufzudrücken, als welches durch die Ordensherrschaft begründet und also auf die Kreuzzüge zurückzuführen ist. Und von welcher Wichtigkeit ist es, daß diese Länder noch bis heute ihren deutschen Character behaupten, von welcher Wichtigkeit sogar für Rußland, dessen Entwicklung zum guten Theil selbst darauf beruht! Nicht minder aber liegt darin zugleich die schlagendste Instanz gegen die hohlen Ansprüche des Slawismus, welcher die baltischen Küstenländer als sein ihm gebührendes Eigenthum betrachten will, weil es das Mündungsgebiet slawischer Ströme sei. Nach geographischen Ansichten wäre dies Recht auch unbestreitbar, aber die Bodenverhältnisse machen die Geschichte noch nicht, sie sind nur als passive Grundlage von Einfluß. Und um so schlimmer für die Slawen, wenn sie die auf diesem Gebiete zu verrichtende Arbeit, wozu sie selbst am ehesten berufen gewesen wären, vielmehr den Deutschen überließen. Der tiefsinnige Mickie-

wicz erkennt dies an, und macht es den Polen zum großen Vorwurf ihre Pflicht versäumt zu haben, aus Schwäche des religiösen Triebes, wie er mit Recht sagt. Und so haben die Polen überhaupt keinen nennenswerthen Antheil an den Kreuzzügen genommen, sondern diese große europäische Bewegung ließ sie kalt. Aber infolge dessen gewann der polnische Adel auch nicht den ritterlichen Sinn, der aus den Kreuzzügen entsprang und in anderen Ländern den Adel wirklich veredelt hat, so daß er doch nicht in eine so tiefe Demoralisation versinken konnte, wie in Polen geschah. Was sollte nun daraus entstehen, wenn dieser demoralisirte polnische Adel gleichwohl zur ausschließlichen Herrschaft gelangte? Und so hängt selbst der Untergang Polens in negativer Weise mit den Kreuzzügen zusammen. Doch dies nur beiläufig, — genug, die Slawen versäumten ihre Pflicht in den baltischen Ländern, und dadurch haben sie auch ihr natürliches Anrecht auf diese Länder verloren. Das Recht ist nicht ohne die Pflicht. Die Deutschen hingegen, welche hier als die Werkleute in einer großen europäischen Aufgabe erschienen, haben dadurch auch diese Länder dem Deutschthum erworben, obwohl dieselben der Natur nach nicht zu Deutschland gehören.

Wollten Sie jetzt etwa fragen: was doch dies alles mit dem Character des modernen preußischen Staates zu schaffen habe, so antworte ich: es hat sehr viel damit zu schaffen. Denn durch alle dies zeigt sich, wie schon die erste Anlage des preußischen Staates — indem sie aus einer großen europäischen Bewegung entsprang, d. i. aus den Kreuzzügen — auf eine über Deutschland hinausreichende europäische Stellung deutet, welche lediglich durch die Ordensherrschaft begründet ist. Allen Respect vor dem großen Kurfürsten, aber trotz aller seiner Energie und Klugheit hätte er keine europäische Stellung gewinnen können, wenn das Ordensland nicht da war; daß es aber da war, ist eine Nachwirkung der Kreuzzüge, woraus der deutsche Orden entsprungen war, nicht etwa aus der deutschen Reichsgeschichte. Und so lag auch die nächste Veranlassung, welche den Orden nach Preußen führte, ganz außerhalb des Reiches, da

es vielmehr der polnische Herzog von Masowien war, der ihn an die Weichsel berief. Ein Verhältniß zu Polen war dadurch von vornherein gegeben, wie es auch während der ganzen Ordensgeschichte fortbestand. Und zuletzt wurde grade dieses Verhältniß entscheidend, indem noch Lithauen dazwischen trat.

Ich bemerkte schon, wie in Lithauen das Fürstenthum vorherrschte, wodurch der Kampf des Ordens mit diesem Volke einen anderen Character erhielt als der Kampf mit den eigentlichen Preußen, wo es kein gebietendes Fürstenthum gab. Dazu kam die mehr abgelegene Lage jenes Landes mit seinen morastigen Urwäldern, wohin die Lithauer, so oft sie auch geschlagen sein mochten, sich immer wieder zurückziehen konnten, und dann fast unangreifbar waren. Gleichwohl kam grade auf Lithauen zuletzt das meiste an, weil dieses Land sich wie ein Keil zwischen das preußische und liefländische Ordensgebiet einschob, und dadurch die Verschmelzung dieser beiden Gebiete zu einem compacten Körper verhinderte, so lange es selbst nicht unterworfen war. Wäre seine Unterwerfung gelungen, so möchte wohl die ganze spätere Geschichte des europäischen Nordens eine andere Wendung genommen haben, und wahrscheinlich gäbe es dann heute kein Petersburg, oder es wäre vielleicht eine deutsche Stadt. So viel kam darauf an. Aber grade durch Lithauen wurde vielmehr der ganze Ordensstaat gestürzt.

Wiederholt von den Rittern geschlagen, die dann auch in das Land eindrangen, war gleichwohl die Kraft der Lithauer so wenig gebrochen, daß sie vielmehr selbst als Eroberer auftraten. Die russinischen Fürstenthümer an der Düna und an dem Dniepper fielen ihnen zur Beute, und seit dem großen Gedimin, dem Stammvater vieler Kriegeshelden, verbreitete sich die Herrschaft der Lithauer nach Süden hin bis an das schwarze Meer, nördliche mit einer Spitze bis an die Ostsee reichend. Sein Sohn Olgert zog sogar nach Moskau, so daß Lithauen damals viel mächtiger erschien als Rußland. Wie merkwürdig ist dieses Eroberergeschlecht, unter welchem es dem so wenig zahlreichen lithauische Volke gelang so weit ausgedehnte und ganz fremdartige Länder zu unterwerfen, wo die Be-

völkerung längst schon christlich war, nach griechischem Ritus, während die Lithauer selbst in vollem Heidenthum verharrten bis zu Ende des 14. Jahrhunderts! Dennoch würde die wilde Tapferkeit dieses Volkes, welche gegenüber den schwachen russinischen Fürstenthümern so große Erfolge errang, vielleicht doch der mehr geregelten Kriegsführung der Ritter erlegen sein. Auch war es wirklich nahe daran, als die Ordensherrschaft grade auf ihrem Gipfel stand. Der Orden hatte damals zu seinem bisherigen Gebiete noch die Neumark erworben und andrerseits ein Stück von Lithauen erobert, nehmlich grade das so wichtige Samogitien, welches zwischen Preußen und Kurland in der Mitte lag, so daß nun die Ordensherrschaft in einem zusammenhängenden Gebiete von der Oder bis an den Peipussee reichte. So viel hatten im Laufe zweier Jahrhunderte die Ritter ausgerichtet! Der Orden war jetzt die erste Macht im Norden. Aber nur ein Moment, — und die Scene ist durchaus verändert.

Lithauen rettete sich durch seine Vereinigung mit Polen, mit welchem es so lange selbst im Kampf gewesen. Die Ritter hatten das Volk nicht zur Taufe bewegen können, aber doch hatte ihr Schwert das Heidenthum so gedemüthigt und an sich selbst verzagt gemacht, daß der Großfürst Jagello am Ende aus eignem Antriebe die Taufe annahm. Auch der Kriwe in Lithauen ließ sich taufen, indem er die Macht seiner Götter für erloschen erklärte. Jagello, seitdem Wladislaw genannt, bestieg den Thron von Polen, als Gemahl der Königin Jadwiga. Und bald entstand aus dieser Vereinigung von Polen und Lithauen eine neue Macht, welche die Ordensherrschaft zerbrach durch die große Schlacht bei Tannenberg. Eine der wichtigsten Schlachten des Nordens, und von wo an der Orden sich nie wieder erholen konnte.

Wie merkwürdig wiederum, daß jetzt Lithauen, als der dritte Zweig des lettischen Stammes, das Werkzeug der Rache wurde für die Unterdrückung, welche die beiden anderen Zweige des lettischen Stammes, d. i. die alten Preußen und die eigentlichen Letten, durch den Orden erlitten hatten! Es ist aber die reine

Thatsache, und die Rache war eine wohlverdiente Strafe für alle die Frevel, womit die Ordensherrschaft sich befleckt hatte. Denn nur in seinem Anfange war der Orden aus religiösem Triebe entsprungen, je mehr aber seine Erfolge wuchsen, um so mehr kamen die niedren selbstsüchtigen Triebe empor. Nicht die Bekehrung sondern die Beherrschung der Heiden wurde zum Zweck, die unterworfene Bevölkerung unter einem harten Druck gehalten. Am härtesten in Liefland, wo das ganze Landvolk in völlige Leibeigenschaft gerieth. Auch kamen dort noch innere Spaltungen zwischen den Rittern und den Bischöfen hinzu. Man erlebte das erstaunliche Schauspiel, daß der Erzbischof von Riga sich selbst mit den heidnischen Lithauern gegen die Ritter verband. Dahin also war es mit diesem Orden gekommen, der ursprünglich die Stütze der Kirche sein sollte! Er war nur noch eine Eroberungsmaschinerie, wobei ihm die Religion nur als Vorwand diente. Und jetzt verschwand selbst jeder Vorwand, seitdem auch Lithauen die Taufe angenommen, so daß nun ringsum alles christlich war. Die nur durch besondere Umstände ermöglichte Herrschaft des Ordens verlor dadurch den inneren Grund ihrer Existenz, sie mußte als etwas Sinnloses erscheinen. Bestand sie trotzdem noch geraume Zeit fort, so war das nur wie das Fortrollen eines in Bewegung gesetzten Körpers, obgleich die innere Bewegungskraft schon zu wirken aufhörte.

Welchen Ausgang nun zuletzt die Ordensherrschaft nahm, habe ich hier nicht näher anzuführen. Um so mehr aber müssen die Folgen in's Auge gefaßt werden, welche daraus für das Ordensland entstanden. Nemlich wieder eine Verbindung mit Polen, grade wie der Orden selbst ursprünglich von einem polnischen Herzog berufen war, zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Drei Jahrhunderte darauf regierte in dem Ueberreste des preußischen Ordenslandes zu Königsberg ein Herzog als polnischer Vasall. Die Kurfürsten von Brandenburg als Lehnsvettern, und sehr darauf bedacht sich den Anfall dieses Herzogthums zu sichern, wurden in die polnische Politik hineingezogen. Warschau und Krakau wurden Hauptpunkte ihrer Verhandlungen, wo sie vor den polnischen Königen, und selbst vor den

polnischen Magnaten, oft in sehr demüthiger Gestalt auftreten mußten. Gelang es dann dem großen Kurfürsten die polnische Lehnsherrschaft in Ostpreußen abzuschütteln, so blieb gleiwohl das Verhältniß zu Polen noch immer eine sehr wichtige Sache für ihn, wie nicht minder für seine Nachfolger, so lange überhaupt noch ein Polen bestand. Aber die beiderseitige Stellung kehrte sich allmälig um, indem das moderne Preußen in demselben Maße erstarkte, als Polen verfiel. Und grade dieser zunehmende Verfall Polens war eine wesentliche Bedingung für das Emporkommen Preußens, grade wie andrerseits das Sinken der schwedischen Macht. Das erklärt sich, denn hätte es ein starkes Polen wie ein starkes Schweden gegeben, so wäre ja für Preußen nicht einmal Raum gewesen, geschweige denn die Möglichkeit eines europäischen Ansehns. So hingegen wurde das Emporkommen Preußens nicht nur möglich, sondern sogar eine europäische Nothwendigkeit. Es mußte an dieser Stelle eine neue Macht entstehen, welche dann zu ihrer Verstärkung selbst die Zertrümmerung Polens beförderte, und dazu im Grunde genommen das meiste gethan hat. Denn ohne Preußens Mitwirkung wäre schon die erste polnische Theilung kaum möglich gewesen, und die folgenden Theilungen hätte grade Preußen verhindern können.

Ließ sich bei der ersten Theilung noch eine Entschuldigung für Preußen finden, — bei den folgenden nicht, wie sie auch für Preußen selbst zum Nachtheil ausschlugen. Dennoch kann man sagen, daß durch die Zertrümmerung Polens auch wieder der ehemalige Orden an Polen und Lithauen gerächt wurde, und diese Ansicht steht mit meiner obigen Erklärung durchaus nicht im Widerspruch. Hatte auch die Ordensherrschaft ihren Untergang reichlich verdient, — die an ihre Stelle tretende polnische Herrschaft war nicht besser, ja wurde hinterher noch schlechter. Und grade durch die Verbindung mit Lithauen (worauf wie eben gesagt die Unterjochung des Ordens beruhte) hatte sich Polen selbst ein Gift eingeimpft, welches allmälig seinen ganzen Körper zerstörte. Dies ist selbst die Ansicht des großen polnischen Geschichtsschreibers Dlugosz, der dabei von dem that-

sächlichen Vorgang ausgeht, wodurch die Verbindung zwischen Polen und Lithauen zu Stande kam, nehmlich die Vermählung der Königin Jadwiga mit Jagello. Er sieht darin einen Ehebruch, weil diese Königin vorher mit dem Herzog Wilhelm von Oesterreich verlobt gewesen war, und sich auch ihrem Verlobten schon in solcher Weise hingegeben hatte, daß sie nach kirchlicher Auffassung als seine Gattin gelten mußte, und folglich eine andere Ehe ein Ehebruch war. Gleichwohl wurde sie durch die polnischen Magnaten gezwungen sich dem Jagello zu vermählen, der Herzog Wilhelm hingegen schimpflich aus Krakau vertrieben. Und nun siehe da, wie heute Krakau österreichisch geworden, und dadurch gewissermaßen auch der Herzog Wilhelm gerächt worden ist! Dlugosz also, der als ein frommer Mann in allen Ereignissen den Lohn oder die Strafe Gottes erblickt, sagt über diese Angelegenheit, daß wegen solches durch die polnischen Magnaten erzwungenen Ehebruches das Gericht Gottes über Polen gekommen sei, denn von daher datire die unordentliche Regierung durch den Uebermuth des Adels. Das ist vollkommen wahr, weil die lithauischen Großfürsten, um sich des polnischen Thrones zu versichern, dem polnischen Adel nachgeben mußten, den die früheren Regenten vielmehr darnieder hielten. So hatte der letzte Piast, der große Casimir, von welchem zwar viel Unlöbliches zu sagen wäre, doch nebenbei den in diesem Falle so ehrenvollen Beinamen des Bauernkönigs erhalten. Die Jagellonen hingegen wurden Adelskönige, ihre Nachfolger nur der Popanz einer Adelsrepublik, die endlich wieder in Magnatenfactionen zerfiel, wodurch das Land schon in sich selbst zerrissen war, noch ehe die theilenden Mächte kamen.

Ja es ist wahr, diese Verbindung Polens mit Lithauen war ein Ehebruch, noch in einem ganz anderen Sinne als Dlugosz meint. Denn Polen, bisher auf dem Wege sich dem abendländischen Staatensystem anzuschließen, wurde durch die nun folgende Gemeindschaft mit dem nur durch Eroberung zusammengebrachten lithauischen Reiche auf einmal in ganz andere Bahnen gerissen, wodurch es sich dem abendländischen Wesen immer mehr entfremdete, und selbst in eine wüste Barbarei grieth.

Auf dem weiten Gebiete der jetzt sogenannten polnischen Republik zerfloß der geringe Fond an eigner Bildung, den das Polenthum bis dahin errungen hatte, zu solcher Verdünnung, daß diese Bildung grade nur ausreichte um der plötzlich erworbenen Macht einen oberflächlichen Schimmer zu verleihen, während im Inneren alles haltungslos war. Dazu herrschte auf dem lithauischen Gebiete größtentheils der griechische Ritus, wodurch der kirchliche Zwiespalt in das Reich kam, den zu überwinden die moralische wie die intellectuelle Kraft fehlte, und der dann hinterher die bequemste Handhabe zur Einmischung für Rußland bot. So hatte der ehrwürdige Dlugosz schon im 15. Jahrhundert, noch ehe alle diese Folgen zur Erscheinung kamen, durch sein religiöses Gefühl geleitet, wirklich die ganze Zukunft vorhergesagt. Die Jagellonen, welche Polen zur äußeren Macht erhoben, haben es innerlich zerstört. Und wie sie nun durch ein Weib zum polnischen Throne gelangt waren, so ist es nicht ohne Interesse zu bemerken, daß alle die Regentenhäuser, welche jetzt Theile des ehemaligen Polens beherrschen, oder beherrscht haben, mütterlicherseits selbst von den Jagellonen abstammen, die also in weiblicher Linie noch fort zu regieren scheinen. Denn das russische, das preußische und österreichische Haus, wie desgleichen das sächsische Haus, stammen mütterlicherseits sämmtlich von dem Stammvater der Jagellonen ab, dem lithauischen Großfürsten Gedimin, dessen ich oben gedachte. Grade wie wenn dieser Mann ein Knotenpunkt für die Entwicklung des ganzen östlichen Europas gewesen wäre! Ist es nicht wahr gesprochen, daß in diesem lithauischen Wesen etwas Geheimnißvolles liegt?

Was sollen wir denn von dem preußischen Staate denken, der durch seine Genesis unstreitig mit eben diesem lithauischen Wesen tief verflochten ist? Man muß wohl darauf gefaßt sein, daß auch das eigne Wesen dieses Staates nicht so leicht und einfach zu erklären sein wird, als so manche Klüglinge meinen, deren Klugheit nur nicht weit genug reicht, um ihre eigne Beschränktheit zu erkennen. Jedenfalls ist der preußische Staat ein sehr complicirtes Wesen, und schon durch seine Lage auf verschiedene Zwecke angewiesen. Denn offenbar ist er etwas

Mittleres zwischen dem Deutschthum und dem Slawenthum. Es heißt die offenkundigsten Thatsachen ignoriren, wenn man ihn für ein rein deutsches Produkt ansehn will, wo doch von Anfang an so viel slawisches Blut beigemischt war. Wie unwahr erst, wenn dieser Staat sogar der eigentliche Repräsentant des Deutschthums sein und die ausdrückliche Aufgabe haben soll, den deutschen Nationalkörper wieder herzustellen! Weit eher könnte man sagen, daß es seine Aufgabe sei Polen wieder herzustellen, insoweit dies an sich möglich und nothwendig ist. Denn mit der polnischen Geschichte war Preußen von Anfang an verflochten, und heute beherrscht es durch Posen grade denjenigen Theil von Polen, von welchem einst die ganze polnische Entwicklung ausging, die anfänglich selbst eng mit der deutschen Geschichte verflochten war. Von Magdeburg aus wurde das erste polnische Bisthum gestiftet, die polnischen Städte empfingen das Magdeburger Recht, und wiederholt mußten die polnischen Fürsten dem Kaiser huldigen. Das Land von Posen war die erste Basis gewesen, wozu dann andrerseits noch das Land von Krakau hinzukam, und dies sind die beiden ursprünglichen Stützpunkte der polnischen Entwicklung, worauf sich auch allein die polnische Volkssage bezieht. Krakau wurde hinterher die Krönungsstadt wie der Begräbnißplatz für alle polnische Könige, neben welchen jetzt auch Kosciuszko ruht, die einzige große Gestalt aus Polens letzter Zeit. Diese Stadt hat etwas Ehrwürdiges, was das Gemüth ergreift, während hingegen das erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts zur Hauptstadt erhobene Warschau, in dessen Nähe auch das wüste Treiben auf dem Wahlfelde von Wola stattfand, den Eindruck eines üppigen und oberflächlichen Wesens macht. Es ist wenig wahrscheinlich, daß von dort aus eine Wiedergeburt des polnischen Volkes erfolgen könnte, wenn anders ein geistiges Princip dazu gehört. Das würde aber kein guter Geist sein, der von Warschau ausginge, sondern von Posen und Krakau müßte er ausgehen.

Für ganz Deutschland wäre die Wiedergeburt Polens von hoher Bedeutung, die practische Aufgabe aber richtet sich zunächst an Preußen und Oesterreich, als den beiden großen deut-

schen Marken, durch welche das Deutschthum mit dem Slawenthum verknüpft ist. Preußen und Oesterreich haben hier einen großen Act historischer Gerechtigkeit zu vollziehen um sich von der Schuld zu entlasten, welche seit der polnischen Theilung auf ihnen ruht. Denn so verdorben und in sich selbst zerfallen auch das polnische Staatswesen sein mochte, so hatten die theilenden Mächte doch kein Recht ein Urtheil darüber zu verhängen. Und wenn bei der ersten Theilung wenigstens noch ein Rechtsvorwand versucht wurde, so trat hingegen in der zweiten und dritten Theilung die nackte Gewalt hervor, mit Verleugnung alles Völkerrechtes das Werk einer vielhundertjährigen Geschichte frevelhaft zerstörend. So beispiellos war diese Gewaltthat, daß ihr nur noch das Verfahren Napoleon's gegen Venedig zur Seite zu stellen wäre. Dieser Frevel ist dann durch die späteren Ereignisse selbst wieder aus der Welt verschwunden, jener aber besteht in seinen Wirkungen noch heute fort, das ganze europäische Staatensystem vergiftend, dem nichts so noth thut als die Erweckung des Rechtssinnes, und für welches auch Polen selbst als ein unentbehrliches Glied gelten muß. Diese ganze Geschichte, von dem Beginn des Ordens bis zu dem Untergang Polens, ist wie die Entwicklung einer ungeheuren Schuld, und die Schuld ist noch nicht gesühnt. Darum kann auch Deutschland noch keinen Frieden finden.

Wohin aber bin ich hiermit gekommen! Mitten in die europäische Politik, da ich doch von Preußen und seiner Stellung zu Deutschland reden wollte. Soweit also hätte ich mich von meinem Thema verirrt, aber mein Gedankengang führte mich wie von selbst dahin. Blicke ich jetzt noch einmal zurück, und erwäge das Ganze, so scheint mir gleichwohl, mein Instinct hat mich dennoch richtig geführt. Ich habe mich in Wahrheit nicht verirrt, sondern bin nur um so mehr in mein Thema hineingekommen. Denn was ich über Preußens Stellung zu Polen sagte, wirft vielleicht auch das hellste Licht auf seine Stellung zu Deutschland, indem sich an die polnischen Beziehungen zugleich noch vieles andere knüpft, was für das Verständniß der vorliegenden Frage unentbehrlich ist. Ich meine nehmlich

die aus der deutschen Geschichte herausfallenden und der allgemeinen Politik angehörenden Bedingungen, von welcher die Genesis wie der Fortschritt des preußischen Staates abhingen, und die immer zugleich auf Polen hinweisen. Dies gilt so sehr, daß selbst das Verhältniß Preußens zu Schweden, unter dem großen Kurfürsten wie unter Friedrich Wilhelm I. durch Polen vermittelt war. Und wie wichtig sind auch später noch die polnischen Angelegenheiten für Preußen gewesen! Darin liegt ja eben der Grundfehler in der Beurtheilung Preußens, daß man die europäischen Bedingungen seiner Entwicklung bei Seite läßt, und den ganzen Staat rein aus der deutschen Geschichte construiren will, woran sich dann hinterher wieder die Behauptung knüpft, daß dieser Staat auch einen besonderen deutschen Beruf haben soll. Wird das eine als grundlos erkannt, so verliert auch das andere seinen Boden. So eng hängt hier wieder die theoretische Auffassung mit der practischen Politik zusammen, und die falsche Theorie wie die falsche Praxis beruhen zuletzt auf einer falschen Auffassung der Geschichte.

Preußen hat *nicht* den deutschen Beruf, den man ihm zuschreibt, so gewiß als es selbst kein rein deutscher Staat ist, sondern eine halbeuropäische Bildung, die auch nur theilweise zu Deutschland gehört, theilweise aber nicht. Preußen ist in sich selbst ein *Doppelwesen*, und nur indem es sich als solches erkennt und als solches handelt, ist es etwas Wahres. Soll es hingegen als ein einfaches und rein deutsches Wesen auftreten, so wird es zum Lügner an sich selbst. Und was kann daraus Gutes entspringen? Daß aber Preußen ein solches Doppelwesen wurde, und etwas anderes garnicht werden konnte, — davon liegt die Ursache in dem *Ordenslande*. Will man erkennen, was diese innnere Doppelheit bedeutet, so muß man die Geschichte des Ordens ins Auge fassen, welche für die Erklärung der preußischen Eigenthümlichkeit viel wichtiger ist als die brandenburgische Geschichte. Denn grade der Kern dieser Eigenthümlichkeit liegt in der inneren Doppelheit selbst.

Vierzehnter Brief.

Brandenburg-Preußen.

Wahrlich, es muß ein geheimnißvoller Zauber auf dem alten Ordenslande ruhen. Es faßt mich mit Gewalt, daß ich noch mehr davon sprechen und Ihnen diese neue Geduldsprobe zumuthen muß, die aber wirklich die allerletzte sein soll. Doch meine ich das nur in Beziehung auf das Ordensland, denn über den ganzen preußischen Staat, und seine Stellung zu Deutschland, wird noch gar vieles zu sagen bleiben.

Also noch einmal die innere Doppelheit. Sie wird repräsentirt durch die Mark und das Ordensland, wie man auch früher oft von Brandenburg-Preußen sprach, um die neu emporgekommene Macht zu bezeichnen. Niemals aber hat man etwa von Brandenburg-Klewe gesprochen, obwohl doch Klewe auch mit Brandenburg verbunden war, allein man hat dies mit einem ganz richtigen Instinct als nebensächlich angesehen, und die Hauptsache nur in der Verbindung von Brandenburg mit Preußen gefunden. Waren nun diese letzteren beiden Länder lange Zeit durch fremdes Gebiet getrennt und dabei weit auseinander liegend, so entsprang daraus offenbar eine große Schwierigkeit für eine gemeinsame Regierung. Nur durch künstliche Mittel war ein Zusammenhang herzustellen, und daher von Anfang an das Künstliche in der Organisation des modernen Preußens, was dann durch das Hinzukommen der rheinisch westphälischen Gebiete noch mehr hervortreten mußte. Andererseits aber führte eben diese territoriale Zerrissenheit zu einer gewissen Weitsichtigkeit. Denn es wollte doch etwas besagen, daß man von Berlin aus gleichzeitig bis nach dem Niemen und nach dem Rhein blicken mußte. Wie von selbst entstand daraus eine freiere Auffassung der Dinge und die Fähigkeit zu größeren Combinationen, während in den mehr abgeschlossenen und viel kleineren deutschen Territorien unvermeidlich auch

engere Ansichten herrschen mußten, so daß schon dadurch die preußische Regierung eine natürliche Ueberlegenheit gegenüber den kleineren Regierungen gewann. Und nun war es grade von höchster Wichtigkeit, daß das Ordensland nach seinem Ursprung und Character sich so wesentlich von der Mark Brandenburg unterschied, und durch seine Nachbarschaft mit einem ganz anderen Völkerkreis verflochten war. Durch Klewe kam man in Verbindung mit Holland, was gewiß für die Culturentwicklung nicht ohne Folgen blieb, aber Holland war doch selbst fast ein deutsches Land, in Preußen hingegen stieß man auf ganz fremdartige Umgebungen, von denen freilich keinerlei Culturelemente zu entlehnen waren, aber grade der Contrast forderte das Nachdenken heraus. Auch gehörte wohl ein besonderes Studium dazu um mit dem russischen Zaren oder mit dem polnischen Reichstag zu verhandeln, und darauf war man dort angewiesen.

Dies alles ist von unverkennbarer Bedeutung, worüber ich aber jetzt sprechen will, ist noch etwas anderes. Das ist es vielmehr, daß Brandenburg und Preußen einen Gegensatz darstellen, wodurch beide Theile sich zugleich zu ergänzen bestimmt sind. Um es mit einem Worte zu sagen, so erscheint mir die Mark im Vergleich zu dem Ordenslande als das reale Element, dieses hingegen als das ideale. Jene war darum die materielle Basis des modernen Preußens, von diesem hingegen stammt der Name wie die Souveränetät, dazu die Krone und das Wappen, welche als Symbole auch etwas Ideales sind. Und schon dies könnte hinreichen um meine Behauptung zu rechtfertigen, das Folgende aber wird sie in ein noch helleres Licht stellen und zugleich die große Wichtigkeit der Sache erkennen lassen.

Ich sage also, daß dieser Unterschied zwischen Brandenburg und Preußen, seiner Anlage nach, schon vor der deutschen Colonisation durch den Character der eingebornen Bevölkerung begründet war. Welch einen ganz anderen Eindruck machen doch die alten heidnischen Preußen gegenüber den Wenden in der Mark, die zwar auch ein zähes streitbares Volk waren,

und darin den alten Preußen nicht nachstanden, diese aber hatten in ihrer priesterlichen Organisation zugleich etwas Spirituelles, wovon sich bei den Wenden nichts zeigt. Priesterherrschaft ist ja ohne spirituelle Grundlagen nicht denkbar. Die alten Preußen müssen dazu gestimmt gewesen sein, sonst hätten sie keinen Kriwen, keine Waidelotten und kein Romowe gehabt.

Noch viel wichtiger dann die Erscheinung des deutschen Ordens in Preußen, der in ganz anderer Weise in die Welt trat als das Markgrafenthum in Brandenburg. Man vergleiche nur Albrecht den Bären mit Herrmann von Salza. Ritterliche Kampfhelden waren sie beide, wenn aber jener nur das Ritterschwert führte, so dieser zugleich das Schwert des Geistes. Und was für ein Geist mußte in diesem Hochmeister leben, der sich in Combinationen bewegte, welche von Palästina bis an die Weichsel reichten; der wiederholt als Vermittler zwischen Kaiser und Papst auftrat, den beiden Spitzen der ganzen abendländischen Christenheit; und wie mußte dieser Geist sich in solchen Geschäften entwickelt haben! In der ganzen Reihe der Markgrafen wäre keiner zu finden, der sich mit ihm zu messen vermöchte. Und dann wieder — um nur den größten der nachfolgenden Hochmeister zu nennen — ein Knipprode, unter dessen langer Regierung das preußische Ordensland als ein deutsches Musterland gelten konnte, nach öffentlicher Ordnung, Wohlstand und Bildung. Wie durch ein Wunder war trotz der schwierigsten Verhältnisse diese deutsche Colonie zur schönsten Blüthe gelangt. Die Zeit wo diese Männer wirkten, ist uns heute in weite Ferne gerückt, keine Biographien haben ihr Bild bewahrt, nur ihre hervorragendsten Thaten sind der Nachwelt überliefert, versetzt man sich aber in die damaligen Zustände und erwägt die Stellung dieser Männer, so fühlt man wohl, was für außerordentliche Persönlichkeiten sie gewesen sein müssen. War es doch auch die Blüthe des ganzen deutschen Adels, welche damals nach Preußen zog, — selbst Rudolf von Habsburg, ehe er Kaiser wurde, hatte einen Kreuzzug nach Preußen mitgemacht, —

und daraus gingen die Ordensritter hervor, die dann hinterher den Hochmeister erwählten. Nur wenige waren in dem Ordenslande selbst geboren, kein Heimathsgefühl band sie an den Boden, und so waren sie auch frei von der mit jedem landschaftlichen Sinne ganz unvermeidlich verbundenen Beschränktheit; ihre Heimath war der Orden. Wie Geistergestalten schritten sie daher, in ihre weißen Mäntel gehüllt mit dem schwarzen Kreuze geschmückt, ein Hauch von Poesie weht darüber. Es war das schwungvolle Wesen der Hohenstaufen-Zeit, welches diese Gestalten hervorrief.

Aus dem Geiste geboren war der ganze Ordensstaat, wie kaum jemals in der Welt geschehen, so gering waren hier die materiellen Stützpunkte. Nichts als einige eilig erbaute Burgen an der Weichsel und dazu das Land von Culm, wovon man aber nur den Besitztitel besaß, das Land selbst war erst zu erobern, und war es erobert, so war es mit Colonisten zu besetzen und neu einzurichten. Kein Erfolg wäre da möglich gewesen, wenn nicht ein übermächtiger Geist in dem Orden lebte, der alle Glieder durchdrang, daß sie sich wie Streiter Gottes fühlten. Nur die Kreuzzüge konnten solchen Geist hervorrufen, und vom Orient mußte der Orden ausgehen, um in dem heiligen Lande die Weihe zu empfangen, die ihm den überirdischen Trieb gab.

So war der deutsche Orden in seinem Ursprung. Und darum war er auch etwas anderes als der Orden der Schwertbrüder in Liefland, in welchem bei weitem nicht der ideale Zug hervortritt. Dieser Orden stammte nicht aus dem Orient, sondern der Bischof Albert von Riga hatte ihn gestiftet, von vornherein war er für locale Zwecke bestimmt, nemlich zur Eroberung Lieflands. Ein großer Mann war dieser Bischof auch, er hat Riga erbaut, und der Hauptsache nach die Grundlagen zu der ganzen deutschen Herrschaft in Liefland gelegt, so daß er in der deutschen Geschichte wohl einen Ehrenplatz verdient, aber mit einem Herrmann von Salza wäre er nicht zu vergleichen. Er war eine blos verständig berechnende Natur, dabei gar sehr auf seinen eignen Vortheil

bedacht. So durfte er sich auch nicht darüber beklagen, daß der von ihm gestiftete Orden desgleichen für sich sorgen wollte, und da die Ritter bei der Eroberung den Ausschlag gaben, so machte es sich dann sehr natürlich, daß der Orden dem Bischof bald selbst über den Kopf wuchs und die wirkliche Landesherrschaft gewann. Solches Streben nach Herrschaft und materiellem Besitz, was in dem deutschen Orden erst später als eine Entartung emporkam, characterisirt hingegen den liefländischen Orden von Anfang an. Nur große Kriegshelden gingen daraus hervor, und wahrhaft eiserne Naturen, die nur im Kampfe lebten. Im vollen Winter, wo allein die gefrornen Moräste zugänglich wurden, schlugen sie sich auf dem Eise herum, wie wenn es nur ein Lusttournier wäre. Und welch ein Winter in diesen Regionen! Aber die Herzen wurden auch wie Stein und Eis, und daher eine Härte und Rücksichtslosigkeit, vor der man zurückschaudert.

Eben weil nur in dem deutschen Orden das ideale Princip in voller Kraft lebte, gewann er auch alsbald den Vorrang über den liefländischen Orden, der sich ihm anschließen und seine Oberherrschaft anerkennen mußte. Liefland hatte seitdem seinen Heermeister, aber in der Marienburg an der Nogat waltete der Hochmeister. Fürwahr ein stolzer Titel, der auf den hohen Sinn deutet, welcher in dem Orden lebte. Davon zeugen auch noch heute so manche Bauwerke, welche aus der Ordenszeit herrühren, die darin wie versteinert vor uns steht. Sie zeigen den gothischen Typus in besonderen Formen ausgeprägt, die eine strenge Schönheit und sichere Würde athmen. Es liegt etwas so Originelles und Großartiges darin, wie sich sonst in der ganzen östlichen Hälfte der preußischen Monarchie nicht weiter finden möchte.

Glaube man nicht, daß dieser Geist der Ordenszeit unter den wechselnden Geschicken der nachfolgenden Jahrhunderte spurlos verschwunden sei, wie wenn die späteren Zeitalter in gar keinem Zusammenhang mehr mit dieser nun schon so fernen Vergangenheit ständen. Staatsformen mögen zerfallen und ganze Länder verwüstet werden, bleibt aber nur irgend etwas

übrig, so ist es am meisten der Geist, der die Zerstörung überdauert, und wenn auch im Wechsel der Zeiten selbst seine Gestalten wechselnd, wird er noch immer seinen Ursprung verrathen. Nur muß man dies selbst geistig verstehen, denn es giebt auch eine Metamorphose der Ideen, wie es eine Metamorphose der körperlichen Formen giebt, und in diesem Sinne sage ich, zeigt der alte Geist noch heute seine Nachwirkung.

Als ein Beleg dazu wäre demnach zuerst hervorzuheben, daß derselbe Unterschied zwischen Preußen und Liefland, den ich so eben angedeutet, im wesentlichen sich immer fort erhalten hat, wie er schon zu Anfang der Ordenszeit zum Ausdruck kam. So hat Liefland keine geistig hervorragenden und durch ihren Geist herrschenden Männer geliefert, sondern der Sinn blieb dort auf das unmittelbar Practische gerichtet. Administratoren, Diplomaten und Generäle sind daraus hervorgegangen, mit denen die baltischen Provinzen halb Rußland versorgen. Auch Laudon war ein Liefländer. Und merkwürdig, der Mann wollte in preußische Dienste treten und hatte sich dem großen Friedrich vorgestellt, dem aber sein Aussehn mißfiel, so daß er ihn trocken zurückwies, was er wohl später bitter bereut haben mag. Das preußische Ordensland hingegen hat vielleicht nicht so viele Generäle hervorgebracht, jedenfalls viel weniger Diplomaten, dafür aber einen Copernicus und einen Kant, und ich meine, die wären auch zwei Hochmeister zu nennen. Denn so hoch strebte ihr Sinn, daß er sich auf die Sterne richtete, und ein Kant sah nicht nur auf den Himmel über uns, sondern auch auf das aus dem Grunde der Seele hervorleuchtende Himmelslicht des Sittengesetzes, das ihm für so erhaben galt als das Sternenlicht. Haben die alten Hochmeister aus dem Ordensgeiste heraus einen Staat geschaffen, so hat dieser Kant ein Ideenreich gegründet, denn seit ihm ruht die ganze nachfolgende Philosophie auf seinen Schultern. Er hat mit dem Geistesschwerte der Wissenschaft die Bahn gebrochen in die intelligible Welt. Sein Landsmann Herder wäre ihm nicht

gleich zu stellen, — aber doch, welch ein großer Sinn lebte in ihm! Seine Ideen concentrirten sich in der Philosophie der Geschichte der Menschheit, er wollte ein Reich der Humanität stiften. Und neben diesen beiden ist dann auch Haman nicht zu vergessen, der gewissermaßen als die Ergänzung des kantischen Geistes gelten kann. Denn grade was dieser für das unerkennbare Ansich der Dinge erklärt, war für Haman vielmehr die Quelle aller Erkenntniß, die bei ihm wie durch innere Eingebung hervortritt. So repräsentirt er gegenüber dem kantischen Rationalismus gewissermaßen den Irrationalismus, der auch sein Recht hat, denn die Welt ist nicht etwas blos Rationales. Selbst die Mathematik spricht von irrationalen und sogar von imaginären Größen, die doch kein Nichts sondern etwas sehr Wichtiges sind. In diesem nordischen Magus also, wie Haman sich selbst nannte, erscheint das Geheimnißvolle, was wie ich früher sagte auf dem lettischen Norden ruht. Er hat seine unbestreitbare, Stelle in unserer Literaturgeschichte; ein Herder, ein Jacobi, ein Goethe und Andere sind von ihm ergriffen gewesen, und doch ist er selbst wie ein noch ungelöstes Problem. Etwas Unheimliches aber lag in dem ebenfalls aus Königsberg stammenden Teufels-Hoffmann. Zuletzt dürfte ich auch noch an Zacharias Werner erinnern, in welchem Niemand den Sohn des Ordenslandes verkennen wird.

Dabei noch eins. Ich halte es nicht für zufällig, daß die so eben gedachte, von Ostpreußen ausgehende Geistesentwicklung, zugleich einen materiellen Stützpunkt in Liefland fand, so daß hier in der That das ganze ehemalige Ordensgebiet zusammenwirkte. Seit lange politisch getrennt und verschiedener Herrschaft unterworfen, waren die einzelnen Theile doch immer in geistiger Gemeinschaft geblieben. Viele junge Leute aus Liefland und Kurland studirten in Königsberg, während andrerseits aus Preußen viele Lehrer dahingingen. In den gebildeten Kreisen betrachtete man sich als stammverwandt, man fühlte sich hier wie dort in derselben Heimath. Kant's Werke erschienen zuerst in Riga, und ebendaselbst begann Herder

seine literarische Laufbahn. Desgleichen war Haman lange Zeit in Liefland gewesen, und der fast nicht minder originelle Hippel ließ seine „Lebensläufe" in Kurland spielen. Wie augenfällig aber, daß das geistige Princip doch eigentlich nur von dem preußischen Gebiete ausging, indessen das liefländische Gebiet nur als reale Basis diente. Man hatte dort wohl Interesse für Literatur und Wissenschaft, aber die eignen Leistungen blieben gering.

Schreibe ich nun dem preußischen Ordenslande, in Vergleich zu Brandenburg, einen idealen Character zu, so meine ich nicht etwa, daß es das am meisten cultivirte sei, sondern es ist offenbar weniger cultivirt als die Mark, wie auch seine Cultur von viel jüngerem Datum ist. Wie erklärlich daher, wenn dort noch viel sehr primitive Rohheit hervortritt, aber das thut es nicht. Selbst in der Rohheit kann etwas Spirituelles liegen, und die Cultur hingegen kann eine materialistische Richtung nehmen. Vergleicht man jetzt die Fülle der Culturmittel, welche die Mark namentlich durch Berlin besitzt, und wogegen das Ordensland fast arm zu nennen wäre, so wird der Unterschied des Grundcharakters dadurch nur um so augenfälliger. Wann hätte die Mark einen Mann hervorgebracht, von dem ein solcher geistiger Anstoß ausgegangen wäre, wie von Copernicus und Kant? Oder auch nur einen Schriftsteller von so die ganze deutsche Literatur durchdringender Wirkung, wie sie zu seiner Zeit Herder geübt? Dafür hat die Mark allerdings einen Humboldt aufzuweisen, der aber bestätigt nur meine Behauptung, denn er war der große Realist, ein Kant hingegen war der Vater des Idealismus. Am allerwenigsten dürfte man etwa den großen Friedrich als Gegenbeweis anführen, denn was der Mann gewirkt hat, das hat er nicht als geistige Potenz gewirkt sondern als Regent und Feldherr, wobei ihm seine philosophischen und literarischen Studien nur als Bildungsmittel dienten. Seine eignen literarischen Arbeiten hätten ihn wahrlich nicht unsterblich gemacht, insoweit er aber als Denker auftrat, dachte er sehr realistisch. Und wie gut stimmt es damit, daß grade

Friedrich eine unverkennbare Abneigung gegen das alte Ordensland zeigte, welches er gegen seine anderen Provinzen eben so zurücksetzte, als er hingegen die Mark bevorzugte, neben welcher er dann noch Schlesien am meisten liebte. Nach seiner Denkweise mußte ihm ja auch die ganze Ordensgeschichte wie ein Wahnsinn erscheinen, da er für die ideale Seite derselben offenbar keine Empfänglichkeit besaß. Dahingegen ist in dem großen Kurfürsten ein idealistischer Zug nicht zu verkennen, aber es lag auch kaum etwas specifisch Brandenburgisches in dem Mann. Die Wogen des dreißigjährigen Krieges hatten seine Wiege umspült, in Holland und im Feldlager des Prinzen von Oranien hatte er seine Studien gemacht, aus solcher Schule ging ein großer Mann hervor. Bemerkenswerth dabei, wie grade seine wichtigsten Thaten sich auf das Ordensland bezogen, wo er die Souveränetät erlangte. Sein Sohn und Nachfolger gewann ebendaselbst die Krone, und auch in seiner Regierung ist noch ein idealer Zug wahrzunehmen. Wie ganz anders Friedrich Wilhelm I., der halb als Märker halb als Pommer erscheint, ohne eine Spur von Idealismus. Auch die nachfolgenden Regenten waren im Ganzen von realistischer Denkart, außer zuletzt Friedrich Wilhelm IV., der nur leider in seinem ganzen Wesen unklar blieb, aber sein idealer Zug ist unbestreitbar, wodurch sich auch sein Auftreten so auffallend von dem seiner Vorgänger unterschied. Nach dem allen werde ich sagen dürfen, daß selbst bei den preußischen Regenten, die doch als solche sich auf das ganze Staatsgebiet richten mußten, ein Unterschied der Denkweise hervortritt, der dem Unterschiede zwischen der Mark und dem Ordenslande entspricht. Und dieses zugegeben, wird meine Behauptung um so mehr für begründet gelten müssen.

Grade das Nebeneinanderbestehen und Zusammenwirken der entgegengesetzten Principien, welche diese beiden Stammprovinzen repräsentiren, gab dem preußischen Staate ein inneres Leben. Und darin lag auch die Möglichkeit, daß er sich nach der Katastrophe von Jena so bald wieder erholen konnte. Was wäre wohl daraus geworden, hätte es damals keinen anderen

Geist gegeben, als die in Berlin cultivirte Aufklärungs- und Nützlichkeitsphilosophie eines Nicolai, oder die markloſe Schöngeisterei, welche hinterher die Romantiker einführten? Das war wie Spreu gegenüber dem kategorischen Imperativ, der aus der kantischen Philosophie heraussprach. Verloren, sage ich, wäre der ganze Staat gewesen, hätte er nicht neben Berlin noch ein Königsberg gehabt! Denn nur das Ideale konnte in solcher Katastrophe retten. Und so ging auch die thatsächliche Erhebung von Ostpreußen aus.

Man muß blos wägbare Potenzen kennen, und die ganze Weltgeschichte zuletzt wie ein Puppenspiel ansehen, wenn man in allen diesen Thatsachen nur eine Summe von Zufälligkeiten finden will. Wer aber überhaupt noch an Principien glaubt, der sieht hier ihre leibhaftigen Wirkungen. Er sieht zugleich, wie sie durch die Reihe der Jahrhunderte hindurchwirken, so daß, was äußerlich wie etwas ganz Neues erscheint, doch vielmehr nur die Metamorphoſe von etwas sehr Altem sein kann. Ist denn nicht selbst das eiſerne Kreuz und das Landwehrkreuz nur eine Metamorphoſe des schwarzen Ordenskreuzes der deutschen Ritter gewesen? Gleichviel, ob man daran ausdrücklich gedacht hat oder nicht. Wie Wenige denken wohl heute bei dem preußischen Adler an die alte Ordenszeit, und doch ist es noch ganz derselbe Adler, den Herrmann von Salza zum Wappen erhalten hatte. Auch war es ja wirklich eine Art von heiligem Krieg, zu welchem man im Jahre 1813 auszog, so gewiß als es ein heidniſches Princip war, welches Napoleon repräsentirte, und welches man damals danieder kämpfen mußte. Dazu paßte das Kreuz, das jeder Wehrmann mit demselben Rechte trug, wie es einst die alten Ordensritter trugen. Es lag eine Weihe auf diesem Kriege, wie seit dem auf keinem anderen. Und so hat der ideale Zug, der darin hervortrat, auch wie von selbst Lieder hervorgebracht, zu anderen Kriegen aber hat man Lieder gemacht, und sie sind auch danach. Seelenloſe Wortgebilde, die in wenigen Jahren vergessen sein werden, während in den Liedern der Freiheitskriege wie in ihren Melodien etwas Unsterbliches liegt.

Um hierauf noch besser zu erkennen, was der Doppelkern der Mark und des Ordenslandes bedeutet, wollen wir andrerseits auf die österreichische Monarchie blicken. Die hat sogar einen dreifachen Kern. Nemlich zunächst die eigentliche Ostmark, d. i. das Erzherzogthum, nebst Steiermark, Kärnthen und Krain. Zweitens Böhmen, welches nie eine Mark war, sondern auf einer selbständigen Nationalität ruhte, und so drittens Ungarn, welches wiederum mehrere Nationalitäten umfaßt. Eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der inneren Verhältnisse ist dadurch gegeben, aber es sind alles fremde Elemente, die hier zu dem deutschen Kern des Erzherzogthumes hinzukommen, so daß daraus nicht entfernt dieselbe geistige Ergänzung entspringt, wie zwischen Brandenburg und dem Ordenslande. Weil also in dem österreichischen Deutschthum selbst kein belebender Gegensatz besteht, so wird es für sich allein der Stagnation verfallen. Und doch müßte es grade eine um so höhere Energie entfalten, wenn es das zusammenhaltende Element der ganzen österreichischen Monarchie sein soll. Darum bedarf Oesterreich so wesentlich der Verbindung mit dem übrigen Deutschland, um von da aus die geistigen Anregungen zu empfangen, die aus dem österreichischen Deutschthum selbst, in welchem nur der eine und selbe Grundton herrscht, nicht entspringen können. Preußen hingegen besäße weit eher die Mittel zu einer selbständigen geistigen Entwicklung, so daß hier leicht die Meinung entstehen kann, als vermöchte es sich selbst zu genügen, wie wohl auch dies nur ein Schein ist, der keine ernste Probe besteht. Ist nun das Ordensland in der Hauptsache selbst verdeutscht, so daß es für die äußerliche Betrachtung auch ungefähr wie die Mark aussieht, so ist man dadurch in den ferneren Irrthum gerathen, daß man den Doppelkern überhaupt zu verkennen scheint. Man betrachtet vielmehr das Ordensland nur als ein der Mark angefügtes Land, ähnlich wie Pommern oder Schlesien, während es doch in sich selbst etwas ganz anderes ist. Und so in die Irre gerathen, will man auch dies Ordensland kurzweg zu einem Gliede des deutschen Körpers machen, weil doch am Pregel

eben so gut deutsch gesprochen wird als an der Spree. Ich sage aber, daß trotzdem Königsberg nicht zu Deutschland gehört, obwohl man dort deutsch spricht, während hingegen Prag zu Deutschland gehört, obwohl man dort czechisch spricht. Die Sprache entscheidet nicht über den politischen Character, der vielmehr in der Geschichte und Verfassung liegt, und danach ist Böhmen von Anfang an den übrigen Reichsländern sehr viel ähnlicher gewesen als der Ordensstaat, welcher als ein ganz exceptionelles Wesen in die Welt trat. Auch wurde diese Thatsache anerkannt, so lange das alte Reich bestand, zu welchem immer Böhmen gehörte das Ordensland aber nie.

Sehen wir endlich, wie wichtig der in Rede stehende Unterschied selbst für die ganze Stellung Preußens zu Deutschland ist. Denn zugegeben, sage ich, daß grade der ideale Pol des preußischen Staatskörpers nicht in der Mark liegt sondern im Ordenslande, weit ab am baltischem Meere, so ist auch deswegen um so weniger daran zu denken, daß dieser Staat jemals die Führung von ganz Deutschland übernehmen könnte. Ich halte dies für einen Punkt von großer practischer Wichtigkeit, der auch zugleich zur Aufklärung des wahren Sachverhältnisses dienen kann. Wie ganz anders wäre es doch, wenn der ideale Pol vielmehr in der Mark läge, welche offenbar die Basis der preußischen Staatskraft ist, die nur von hier aus auf Deutschland wirken kann. Läge nun in der Mark zugleich ein ideales Princip, so dürfte es wohl möglich erscheinen, daß eben dieses ideale Princip allmälig den ganzen deutschen Geist an sich zöge, der sich dann mit der preußischen Staatskraft verbände, und daraus erst könnte eine wirklich lebensvolle deutsche Centralgewalt entstehen. Aber eben dies wird nie geschehen, weil die Mark ein viel zu realistisches und prosaisches Wesen ist, als daß sie je den deutschen Geist zu fesseln vermöchte, der niemals seinen Mittelpunkt in Berlin finden wird. Auch habe ich schon früher als eine characteristische Eigenschaft Deutschlands hervorgehoben, daß der deutsche Geist überhaupt keinen festen Mittelpunkt hat, sondern grade das

freie Schweben über dem Boden des Vaterlandes ist ihm wesentlich. Und darum kann auch in Deutschland niemals eine solche Centralgewalt aufkommen, wie sie in anderen Ländern besteht, noch hat sie je bestanden. Die deutschen Kaiser, so lange sie etwas Wirkliches waren, zogen im Reiche herum, und als sie das nicht mehr thaten, gab es auch kein wirkliches Kaiserthum mehr, sondern der deutsche Geist war seitdem der Kaiser.

Und wie hat dieser Geist auch sofort seine Selbstherrlichkeit bewiesen, indem er so zu sagen über die Mark Brandenburg hinwegsprang, um aus sich heraus an der Weichsel und am Pregel eine eigne Herrschaft zu begründen! Denn der Ordensstaat war eine geistige Geburt, der das Schwert nur als Hebeamme diente. Es herrschte dort nicht für sich selbst, wie in der Hand des Markgrafen, sondern der Hochmeister schwang es in Kraft eines geistigen Principes. Das ist ein außerordentlicher Unterschied. Darum eben mußte auch der Ordensstaat zerfallen, als der Geist, der ihn geschaffen, eine andere Wendung nahm, die Mark hingegen bestand ruhig fort, nachdem die Kreuzzüge längst vorüber waren. Denn zwar hatte der Kreuzfahrergeist auch den Markgrafen geholfen, aber er war in der Mark nicht das erzeugende Princip gewesen, sondern nur ein begleitender Umstand. Im Ordenslande war es umgekehrt, und dort vielmehr das Schwert in dienender Stellung. So hat denn auch das markgräfliche Schwert dem Ordensstaate dienen müssen, der allerdings ohne die vorangegangene Bildung der Mark nicht möglich gewesen wäre, die ihm als militärischer Stützpunkt und als letzte Reserve diente. Ganz dem entsprach es auch, daß später die Trümmer des Ordensstaates von der Mark aus wieder aufgerichtet wurden. Rein militärisch betrachtet ging ja überhaupt der ganze nordöstliche Zug der deutschen Herrschaft von der Mark aus. Schon die großen strategischen Linien erklären das, welche durch die Elbe, die Oder und die Weichsel bezeichnet werden, woran sich die deutsche Eroberung und Colonisation anschloß. Das Ordensland erschiene dabei im Vordertreffen, die Mark

hingegen, sich an die Elbe anlehnend und sich über das Odergebiet verbreitend, wäre zugleich als das Mitteltreffen und die Nachhut anzusehen.

Diesen strategischen Verhältnissen, sage ich jetzt, entspricht auch die wahre Stellung Preußens zu Deutschland. Daß also der ideale Pol des preußischen Staatskernes in dem Ordenslande als in dem Vordertreffen liegt, wird uns zum Zeichen dienen, was Preußens wahre Aufgabe ist. Nemlich den deutschen Geist und die deutsche Bildung im nordöstlichen Europa zur Geltung zu bringen, und dort zu schützen und zu stützen, wo es Noth thut durch die reale Staatsmacht, die auf Brandenburg basirt. Ist einst die Blüthe des ganzen deutschen Adels nach Preußen gezogen, und hat dadurch den Orden zu Kräften gebracht, so wird auch jetzt der ganze deutsche Geist dem preußischen Schwerte in dieser neuen Aufgabe zu Hülfe kommen. Berlin mag dabei als Sammelplatz dieser geistigen Hülfsschaaren dienen, wie als Stapelplatz aller Culturmittel, um sie von da aus nach Nordosten zu führen, so weit nur immer möglich, — das ist seine wirkliche Bestimmung. Niemals aber soll es sich in der hohlen Einbildung wiegen, selbst der Centralpunkt deutscher Geistesentwicklung zu sein, die Gottlob überhaupt kein Centrum hat, und solches Centrum am allerwenigsten an einem Orte finden würde, der mit den großen Traditionen der deutschen Geschichte fast nichts gemein hat, und dessen eigne Traditionen erst mit dem Zeitalter des deutschen Nationalverfalls beginnen. Nein, die Mark ist nicht das Herz von Deutschland, sondern Deutschlands Mark ist sie, von der die große Nordmark ausgeht.

Dahin haben uns alle unsere Betrachtungen zurückgeführt, und immer war es nichts anderes als eine fortgesetzte Analyse der Bildungsgeschichte des preußischen Staates, woraus diese Idee wie von selbst hervortrat. Ich habe mich nach Kräften bemüht sie von allen Seiten klar zu machen. Ist mir das gelungen, so glaube ich damit wenigstens einen sicheren Anhalt gewonnen zu haben, worauf ein sachgemäßes Urtheil über die Stellung Preußens zu Deutschland sich stützen muß. Ich bitte

darum das bisher Gesagte im Gedächtniß zu behalten, woran sich alles andere anschließen wird, was ich in Zukunft noch über die deutsche Frage sagen möchte.

Fünfzehnter Brief.

Was aus dem Vorangegangenen folgt.

Das habe ich nun von aller meiner Mühe, womit ich die Gesetze und das Ziel des deutschen Entwicklungsganges nachzuweisen versuchte! Scheint alles wie in den Brunnen geworfen, denn zum Dank dafür haben Sie mir kurz entgegnet: ich treibe nur zurückschauende Politik, womit in den brennenden Fragen der Gegenwart nicht zu helfen sei. Selbst von Ihnen solchen Vorwurf zu hören, ist mir wirklich schmerzlich. Und gleichwohl muß ich Ihnen sagen: ich war im voraus darauf gefaßt. Fühle ich doch selbst, wie ich allmälig in einen wahren Anachronismus gerathe, noch immer mit Erwägungen beschäftigt, welche anzustellen das Zeitalter gar keine Zeit mehr hat.

Wer darf denn jetzt noch lange nachdenken, wo es sich so leicht ereignen könnte, das inzwischen der Gegenstand des Nachdenkens selbst ein ganz anderer geworden wäre? Da heißt es frisch ans Werk! Heute ist die neue Karte von Europa zu machen, morgen die neue Verfassung von Deutschland. Die Zeit ist kostbar, die Sache aber leicht genug. Wozu sie absichtlich schwierig machen, und sich mit Gründen plagen, wo die Kanonen schon das entscheidende Wort gesprochen haben, die doch in unserem ehernen Zeitalter auch selbst den allernatürlichsten Kern einer jeden gesunden Verfassung bilden. Die frühere Gewaltentheorie, mit welcher der Constitutionalismus so lange sein Spiel trieb, hat es ja wahrlich sattsam verdient,

daß sie endlich beseitigt wird, nachdem man glücklich die wahren Gewalten entdeckte. Die Artillerie, die Cavallerie und die Infanterie sind hinfort die drei Grundgewalten, und nach solcher Gewaltentheilung wird eine neue Verfassung eine ganz andere Festigkeit erhalten als nach der Schablone des Montesquieu. Auch ganz national wird sie sein, so gewiß als der Nationalwille darin verkörpert ist, nachdem das Parlament sein Ja dazu gesagt. Was endlich noch den Geist der Nation anbetrifft, auf welchen ohnehin nicht viel ankommt, der muß sich schon gefallen lassen in diesen Nationalkörper einzuziehen. Sonst würde er körperlos in der Luft schweben, was für den Geist doch allerdings ein Uebelstand bliebe; er hätte weder Arme noch Beine zur Verfügung. Hinein muß er also, da hilft nichts. Und so bilden Körper, Wille und Geist die vollkommenste Einheit. Die ganze Nation steht da, als wäre sie zu einem Mann geworden. Wahrhaftig, das ist etwas. Und Angesichts eines solchen Resultates will noch Jemand mit alten und langen Geschichten kommen, um auf Grund derselben vielmehr Nein zu sagen! Das stimmt nicht, ich gestehe es. Es ist wirklich unzeitgemäß, der reine Anachronismus.

Ja so ist es, aber dennoch bleibe ich dabei. Und jetzt will ich Ihnen auch den Grund meiner so unzeitgemäßen Hartnäckigkeit sagen, der freilich auf noch viel ältere Geschichten zurückführt, sogar bis auf den Vater der Zeit selbst, der wie Sie wissen Chronos hieß. Soll also, meine ich, nur die Zeitgemäßheit über das Wahre entscheiden, und danach gewissermaßen der Chronismus zum Princip werden, so soll man auch nicht vergessen, was für ein Ungeheuer dieser Chronos war. Seine eignen Kinder verschlang er, und mußte erst gänzlich gebändigt werden, ehe eine dauerhafte Schöpfung möglich wurde.

Sehen Sie, darin liegt die ganze Sache. Und darum können mir die Schöpfungen dieser Zeit so wenig imponiren, weil ich mich immer frage: wie lange wird das vorhalten? Bedenken Sie doch nur, was bereits mit unserem

Nordbund selbst geschehen, der angeblich für ewig geschlossen war, und doch schon nach vier Jahren so erhebliche Veränderungen erfahren hat, daß fast etwas Neues daraus geworden zu sein scheint. Das kann mir wahrlich keine Zuversicht einflößen zu der Dauerhaftigkeit des neuen Werkes, obwohl dieses Werk sich jetzt ausdrücklich deutsch nennt, und die deutsche Nation wird ja mit Gottes Hülfe noch lange fortbestehen. Aber die deutsche Nation und das neue Reich sind auch sehr weit verschiedene Dinge. Denn dieses ist vielleicht nur eine Episode, dergleichen die deutsche Geschichte auch sonst schon kennt, und wie jedenfalls der Zustand unter Napoleon als eine solche gelten muß. Auch steht mir grade diese Periode wirklich vor Augen, und ich bitte Sie nur nicht über diesen Vergleich zu erschrecken. Ich weiß ja wohl: er hinkt, wie jeder andere Vergleich nicht minder, und dieser hinkt vielleicht auf beiden Beinen. Thut aber nichts, er kann noch immer auf Krücken gehen. Erinnern Sie sich daher, wie auch damals Oesterreich nicht zu Deutschland gehörte, so wäre ja schon dies ein Punkt der Aehnlichkeit. Noch mehr ferner das ganze gewaltsame Abbrechen der Entwicklung, was in der Stiftung des Nordbundes nicht minder lag als einst in der Stiftung des Rheinbundes. Und damals wie heute waren es die militärischen Erfolge, welche in der Hauptsache alles entschieden. Warum sind denn aber, fahre ich fort, die napoleonischen Schöpfungen so bald wieder zerfallen, als weil sie keine geschichtliche Unterlage hatten, sondern so zu sagen vielmehr geschichtswidrig zu nennen waren? Die Haltbarkeit scheint also wirklich auf der Geschichtsgemäßheit zu beruhen, die etwas anderes und sehr viel mehr bedeutet als bloße Zeitgemäßheit, worin man heute den allmächtigen Trumpf finden will.

Ich meine, die Zeit ist nur wie der Rahmen für die Geschichte. Und was bedeutet der Rahmen, wenn er auch von Gold wäre, — auf das Bild kommt es an. Das aber ist wirklich die Signatur unserer Tage, daß man den Rahmen höher achtet als das Bild, und in den Rahmen hineinmalt,

wie es eben kommen mag: Gestalten ohne innere Wahrheit, denen jeder geistige Hintergrund fehlt, aus welchem sie hervorgingen. Denn jedes ächte Gemälde entspringt aus dem Hintergrund einer Lebens- und Weltanschauung, und je nachdem der Hintergrund war, danach ist auch das Gemälde, welches für sich selbst den Vordergrund darstellt, indem es in die Erscheinung tritt, während der geistige Hintergrund das nicht in die Erscheinung Tretende ist. Ganz dem entsprechend ist nun für die politischen Bildungen der wahre Hintergrund die Geschichte. Solche Bildungen hingegen, die nicht aus diesem Hintergrund hervorgehen, sondern nur von außen in die Geschichte hineingeschoben werden, das sind auch nicht die ächten und dauerhaften, so sehr sie sich auch ihrer Zeitgemäßheit rühmen möchten, und von der Gegenwart selbst mit Jubel begrüßt würden.

Was ist denn diese Gegenwart, die ein so sicherer Maßstab sein soll? Ein verschwindendes Nichts ist sie, in jedem Momente in die Vergangenheit übergehend. Um eines solchen Nichts willen rührt wahrlich kein Verständiger die Hand, sondern was auch geschehe, geschieht für eine Zukunft. Und wer möchte den Werken seiner Hand oder seines Geistes nicht eine lange Zukunft wünschen, die doch in jedem Momente selbst zur Vergangenheit wird? Wünsche ich also meinem Werke eine lange Zukunft, so heißt das wirklich nichts anderes, als daß es dereinst eine lange Vergangenheit haben und als etwas sehr Altes dastehen soll. Seltsamer Widerspruch nun, wenn vielmehr die Mißachtung der Vergangenheit zum obersten Princip gemacht werden will! Tritt aber das Werk von heute schon morgen in die Region der Vergangenheit, so muß es wohl als bald ins Nichts versinken, wenn es nicht in der Vergangenheit selbst seinen Boden findet. Geboren aus dem Heute, verschwindet es auch mit dem Heute. Keine Zeitgemäßheit kann es retten, denn die Zeit selbst wird morgen einen anderen Maßstab haben. Schon unsere Sprache könnte uns lehren, wie wenig von dem Pochen auf die Gegenwart zu halten ist, indem sie vielmehr der Vergangenheit den Preis zu er-

theilen scheint, worauf doch offenbar der deutsche Ausdruck „Wesen" deutet. Nicht also auf den flüchtigen Moment der Gegenwart kommt es an, der vielmehr erst verschwinden und zum Gewesenen werden muß, damit das Wesentliche zur Erscheinung komme. Was aber nichts von dem Gewesenen in sich enthielte, und sich vielmehr von allem Gewesenen ablösen wollte, das eben heißt die Sprache wesenlos. So unwesentlich ist folglich die reine Gegenwart, daß sie sogar das Unwesen selbst wird, wenn sie sich zum Wesen aufblähen will.

Nun frage ich Sie, ob das nur speculative Grillen sind, was ich hier sage, oder nicht vielmehr der einfachste Ausdruck des allerunantastbarsten Naturgesetzes, welches die Zukunft mit der Vergangenheit verknüpft? Darum also glaube ich in die Vergangenheit zurückblicken zu müssen, weil ich an die Zukunft denke! Je tiefer nun politische Veränderungen in die Gegenwart einschneiden, und je größere Opfer sie erfordern, um so mehr, meine ich, müssen sie auch auf die Zukunft berechnet sein. Dieses aber zugegeben, — wo wäre wohl der Ansatz zu solcher Rechnung zu finden, außer in der Vergangenheit? Denken gleichwohl so Viele ganz anders in diesem Punkte, indem sie ihre Combinationen auf die bloße Gegenwart stützen, so ist das eben die Ursache so vieler zweckloser Aufregung, Anstrengungen und Kriege, wovon grade die letzten Menschenalter so viele belehrende und so traurige Beispiele darbieten. Denn fort und fort versucht man sich in Unternehmungen, die keinen Bestand gewinnen können, weil sie keinen Anhalt an der Vergangenheit haben. Was ist nun erst zu sagen, wenn es sich um die Aufgabe einer deutschen Nationalentwicklung handelt? Fürwahr, da muß man um so weiter in die Vergangenheit zurückblicken, weil in den letzten Jahrhunderten eine wirkliche Nationalentwicklung so wenig stattfand, daß man selbst das Verständniß der Sache verlor, und darum heute kaum zu wissen scheint, worauf es für die Wiederherstellung der deutschen Nation ankommt. Vielmehr ist man in eine solche Verwirrung hineingerathen, daß man die deutsche Entwicklung nicht von Deutschland sondern von Preußen

ausgehen lassen will, und wirklich noch bis heute so thut, als ob die deutschen Nationalinteressen nach den preußischen Staatsinteressen zu bemessen wären.

Unter so bewandten Umständen mag es zwar ein sehr undankbares Geschäft sein, das aber um deswillen für um so nothwendiger zu erachten ist: während Andere die deutsche Nationalentwicklung schon ins Reine gebracht zu haben meinen, vielmehr die Bedingungen aufzusuchen, durch welche eine wahre Nationalentwicklung allererst möglich würde. Was thut es dabei, wenn solche Erörterungen, wie man zu sagen pflegt post festum kommen? Ein Fest währt immer nicht lange, und wenn es vorüber ist, fängt man vielleicht an nachzudenken, und wird dann bald genug bemerken, wie sehr anders die Dinge sind, als sie während der Festfeier erschienen. Hat man das neue Reich für ein Definitivum angenommen, so wird man es hinterher für ein Provisorium erkennen, wobei die deutsche Frage so fraglich bleibt, als sie nur je gewesen. Dann aber wird auch die Erfahrung des Mißlingens selbst gelehrt haben, wie unerläßlich tiefere Studien dazu sind, um eine haltbare und ersprießliche Ordnung begründen zu können. Das innere Gefüge des deutschen Nationalkörpers wird man dann untersuchen müssen, und darauf eben ist meine Arbeit gerichtet. Mögen also meine Erörterungen heute post festum zu kommen scheinen, — sie werden sich hinterher vielmehr als eine Vorarbeit erweisen. Daher gedenke ich noch immer damit fortzufahren, und hoffe Sie selbst werden sich je mehr und mehr davon überzeugen, welches Licht dadurch für die Beurtheilung der heutigen Lage der Dinge gewonnen wird. Schon jetzt sollen Sie eine Probe davon haben, welche wichtigen Resultate aus meinen bisherigen geschichtlichen Nachweisungen entspringen, auf die wir deshalb noch einmal zurückblicken wollen.

Erinnern wir uns also, wie die Entstehung des preußischen Staates durch ganz außerordentliche Umstände bedingt war, die sich zuletzt in der Geschichte des deutschen Ordens conzentrirten. Darin liegt meiner Meinung nach die wichtigste

Quelle für jedes tiefere Verständniß des eigenthümlichen Wesens des preußischen Staates, und daß man dies erkenne, halte ich für den wesentlichsten Punkt. Mag Einer auch alle Paragraphen des preußischen Landrechts im Kopfe haben, und alle administrativen Reglements am Schnürchen herzählen können, so sage ich doch, daß er ohne dies von dem eigenthümlichen Wesen des preußischen Staates garnichts versteht, denn ohne den Orden würde überhaupt kein preußischer Staat existiren. Und so hat dieser Staat auch von daher seinen Grundcharacter erhalten, wonach er selbst als ein ganz eben so exceptionelles Wesen angesehen werden muß, als es der ehemalige Orden und Ordensstaat gewesen ist. Ich weiß ja wohl, das moderne Preußen, dessen Geschichte erst im 17. Jahrhundert begann, ist keineswegs die einfache Fortsetzung des Ordensstaates, sondern dazwischen lagen viele Ereignisse, welche auf sehr andere Bahnen hinlenkten, aber gleichviel, — das moderne Preußen war darum nicht minder etwas Exceptionelles, wenn auch in anderer Weise.

Bedenken Sie nur, was für ein sonderbares Wesen der Staat des großen Kurfürsten war! Nichts als ein Aggregat unzusammenhängender Landparzellen, wovon der größte Theil noch obenein unter der Autorität des Reiches stand. Wo hat man je erlebt, daß ein solcher Zustand als ein Staat gegolten hätte? Mit vollem Recht konnte darum Friedrich Wilhelm IV. die moderne preußische Geschichte eine Geschichte ohne Gleichen nennen, denn daß aus solchem Material ein mächtiger Staat zu Stande gebracht wurde, ist wirklich ohne Beispiel. Eben so beispiellos wieder die Regierung Friedrich Wilhelms I., der das Ganze zu einer Kaserne und zu einem Arbeitshause machte, ohne selbst nur recht zu wissen, wozu er dies alles thäte. Erst sein Nachfolger handelte mit klarem Bewußtsein und erndtete die Früchte davon. Es ist gewiß eine verächtliche Schmeichelei, wenn man den großen Friedrich für eine so unvergleichlich große Erscheinung erklären will, daß man ihn um deswillen auch den Einzigen nennt, in so weit aber trifft diese Bezeichnung durchaus das Richtige,

als er wirklich eine ganz eigenthümliche Erscheinung war, und zwar nach seiner Weltstellung wie nach seiner Persönlichkeit. Mit welcher Gestalt der deutschen Geschichte wollte man ihn vergleichen, oder selbst mit welchem anderen europäischen Regenten? In einzelnen Zügen mag man Aehnlichkeit finden, das Bild des ganzen Mannes aber zeigt ein Wesen sui generis. Nur wer ihn so auffaßt, kann ihn richtig beurtheilen, bei jeder anderen Auffassung hingegen steht man in Gefahr seine Bedeutung zu übertreiben, oder ihn ungerechterweise herabzusetzen. Er war etwas Absonderliches für sich, so absonderlich wie der ehemalige Ordensstaat. Und dieses zugegeben, so fällt dabei zugleich ein Licht auf die Theilung Polens, mit welcher grade Preußen am allertiefsten verwickelt ist. Denn das dadurch erworbene Westpreußen gehört seitdem zu seinem Staatskern, während hingegen die polnischen Erwerbungen Oesterreichs für diese Monarchie etwas ganz Unwesentliches blieben, und auch Rußland dabei nur einen materiellen Machtzuwachs gewann, der seinen Kern ganz unverändert ließ. Mit Preußen steht es nicht so, sondern die polnische Frage ist seitdem zugleich eine preußische Frage, welche die ganze Zukunft Preußens berührt. Gewiß aber muß auch die polnische Theilung selbst wieder ein beispielloses Ereigniß heißen. War es nun wie ein Strafgericht, daß die Katastrophe von 1806 darauf folgte, so war zugleich das damalige Zusammenbrechen des preußischen Staates wiederum ein beispielloses Ereigniß, wie desgleichen nicht minder die schnelle Wiedererhebung. Man hat das Eine wie das Andere mit Erstaunen gesehen. Und so endlich auch, was in den letzten Jahren geschehen ist, wobei so Vieles gegen alles menschliche Erwarten eintrat, daß selbst der Sieger von seinen eignen Erfolgen überrascht war. Diese Thatsachen liegen vor aller Augen, es bedarf darüber keiner Worte. Es scheint aber ein naheliegender Gedanke, daß aus diesen unerwarteten Ereignissen auch hinterher eben so unerwartete Folgen entspringen können, wodurch die gegenwärtige Lage der Dinge vielleicht nicht minder tiefgreifende Veränderungen erfahren dürfte, als die seit 66 waren.

Wie also durch die deutsche Ordensgeschichte der exceptionelle Character des preußischen Staates vorgebildet ist, so sage ich ferner, ist dadurch auch die Stellung Preußens zu Deutschland vorbedeutet. Das gilt mir grade als die wichtigste Lehre, welche daraus zu entnehmen wäre, und je bedeutungsvoller die Ordensgeschichte für sich selbst war, um so belehrender wird sie auch in diesem Punkte sein. Ich trage aber kein Bedenken, den deutschen Orden für die größte Erscheinung zu erklären, welche das deutsche Mittelalter seit dem Sturz der Hohenstaufen aufzuweisen hat. Die Dinge nur äußerlich betrachtet, möchte dies übertrieben klingen, wo aber hätte sich der deutsche Geist, nach Ablauf der eigentlichen Kaiserzeit, so mächtig erwiesen als in dem deutschen Orden? Eine Geistesgeburt nannte ich darum den Ordensstaat, und das war er in der That. Hatte das alte Kaiserthum, so lange es eine wirkliche Macht war, in Kraft eines idealen Principes geherrscht, und war dann eben dadurch gesunken, daß es sein ideales Princip verlor, — in dem deutschen Orden erschien ein neuer Zug des deutschen Idealismus, der noch fast zwei Jahrhunderte fortwirkte.

Eine merkwürdige Thatsache dabei, daß eben diesem deutschen Orden der deutsche Reichsadler zum Wappen verliehen wurde. Von daher stammt dann der schwarze Adler des modernen preußischen Staates, der garnichts anders ist als der ursprüngliche Reichsadler, wie ihn noch die Hohenstaufen führten. Erst später kam im Reiche der Doppeladler auf, der einst im römischen Reiche die Vereinigung des Abendlandes und Morgenlandes bezeichnet hatte. Wann und weßhalb nun dieser Doppeladler hinterher auch in Deutschland angenommen wurde, ist nicht recht zu sagen, gewiß ist nur, daß er seit Kaiser Sigismund geführt wurde. Das war also die Zeit, wo der deutsche Ordensstaat auf seinem höchsten Gipfel gestiegen, und somit der ganze deutsche Colonisationsprozeß zum Abschluß gelangt war, denn weiter als damals ist das Deutschthum niemals vorgedrungen. Zu dem alten Deutschland, wie ich schon früher sagte, war jetzt ein neues hinzugekommen, und solcher

Verdoppelung entsprach der Doppeladler. Ich meine freilich nicht, daß darin auch die thatsächliche Veranlassung zur Annahme des neuen Wappens gelegen hätte, sondern wahrscheinlich hat man wohl garnicht daran gedacht, ich meine nur: es wird gestattet sein diesen Sinn damit zu verknüpfen. Denn wozu dienen Wappen, wenn sie nicht irgend einen Gedanken symbolisiren? Deutschland war aber in sich selbst doppelt geworden, und dazu paßte der Doppeladler, und wenn auch Niemand daran gedacht hätte. In dem Reiche also wurde seitdem der Doppeladler geführt, der nicht zum Reiche gehörende Ordensstaat hingegen behielt den einfachen Adler, so daß das Ordensland sich selbst schon durch das Wappen von dem Reiche unterschied und als etwas ganz Anderes ankündigte, wie es auch seinem Wesen nach etwas ganz Anderes war.

Wenn nemlich die Ordensherrschaft in sofern dem alten Kaiserthum verwandt erschien, als sie wie dieses auf idealem Grunde ruhte, so war doch das ideale Princip des Ordens ein gänzlich anderes als das des Kaiserthums, ja in gewissem Sinne demselben entgegengesetzt. Das Kaiserthum repräsentirte die Einheit der abendländischen Christenheit, es war seiner Idee nach auf eine Weltherrschaft gerichtet, die im Namen Gottes geführt werden sollte, mit einem Wort: das Universale gehörte zu seinem Character. Der deutsche Orden hingegen, wie er als etwas Exceptionelles in die Welt trat, hatte auch von Anfang an einen ganz speciellen Zweck, und der Ordensstaat war nicht entfernt auf eine allgemeine Herrschaft gerichtet. Sondern grade etwas Besonderes für sich zu sein, war das Streben des Ordens. Sehen Sie, auch darin haben Sie wieder das sprechendste Vorbild des modernen preußischen Staates vor Augen. Denn was anderes hat sonst der große Kurfürst oder der große Friedrich gewollt, als eben Preußen zu einer besonderen und für sich bestehenden Macht zu erheben? Erst, sag ich, müßte man die wirkliche Geschichte auf den Kopf stellen, wenn man den modernen preußischen Staat für etwas anderes erklären will, als für das Product des ausgesprochensten Sondertriebes. So stark selbst war dieser preußische Sondertrieb,

daß er, um sich Raum zu schaffen, das alte deutsche Reich (in welchem noch immer ein Nachhall der frühern universalen Tendenzen fortlebte) je mehr und mehr zersprengte. Ich frage Sie, was war denn das, wenn nicht der potenzirte Particularismus selbst?

Wie sonderbar nun, wenn heute diejenigen Glieder Deutschlands, die sich der preußischen Herrschaft nicht fügen wollen, des Partikularismus beschuldigt werden, indem man andrerseits vorgiebt, daß grade Preußen das allgemeine Deutschthum repräsentire. Das heiße ich Logik und Geschichte zugleich verdrehen! Mag es doch sein, daß in der bodenlosen Begriffsverwirrung, welche die Gothaer glücklich zu Stande gebracht, selbst die handgreiflichste Täuschung zeitweilig Glauben findet, und durch den Terrorismus der von daher beherrschten Presse (die noch obenein auf den überwältigenden Eindruck der militärischen Siege pocht) einstweilen jeder Widerspruch dagegen erfolglos bleibt, — das innerlich Unwahre wird dadurch doch nicht wahr. Niemals kann etwas Dauerhaftes noch Segensreiches dadurch entstehen, sondern über kurz oder lang wird die Wahrheit an den Tag kommen, und je weiter man sich nach dieser Seite hin verirrte, um so größer wird dann von anderer Seite der Rückschlag sein. Das seinem innersten Wesen nach partikularistische, und selbst grade an der Spitze der partikularstaatlichen Opposition gegen das Kaiserthum emporgekommene Preußen, kann niemals der Repräsentant des allgemeinen Deutschthums sein. So kann es auch kein neues Reich oder Kaiserthum begründen, vielmehr muß jeder solcher Versuch zuletzt an seinem eignen inneren Widerspruch zerfallen.

Das ist aber das Allertraurigste, daß durch solchen Versuch zugleich das Deutschthum wie das Preußenthum irre geleitet und verdorben wird. Denn so gewiß das Preußenthum etwas von dem allgemeinen Deutschthum Verschiedenes und Besonderes ist, und darum auch nur auf ein beschränktes Gebiet und auf specielle Zwecke angewiesen, so gewiß wird die deutsche Entwicklung verfälscht, wenn das ganze Deutschthum sich selbst dem Charakter dieser Specialität anbequemen soll. Und doch wäre

das kaum vermeidlich in dem neuen Reiche, in welchem das Preußenthum nicht nur die Herrschaft hat, sondern auch schon der Masse nach bei weitem den Hauptbestandtheil bildet. Wie oft hat man nicht von den letzten Jahrhunderten des alten Reiches gesagt, — es ist sogar ein Hauptargument der Gothaer, — daß das Kaiserthum damals nicht mehr deutsch sondern österreichisch gewesen, und gleichwohl bildeten die damaligen österreichischen Besitzungen im Reiche immer nur den bei weitem kleineren Theil des Ganzen, und waren dabei selbst kein centralisirter Körper, sondern in ihrem losen fast nur auf Personalunion beruhenden Zusammenhange den übrigen Reichsländern in vieler Hinsicht ähnlich geblieben. Aber was für ein deutsches Reich wäre erst das, wovon der centralisirte preußische Staatskörper schon für sich selbst fast zwei Drittel ausmacht? Muß denn nicht Jedermann darin vielmehr ein preußisches Reich erblicken als ein deutsches? Soll also dieses Reich nicht die verkörperte Satyre auf seinen eignen Namen werden, so müßte Preußen umsomehr von seinem eigenen preußischen Character ablassen, um sich dem noch übrig gebliebenen Ueberrest des bis dahin selbständigen Deutschthums so weit nur irgendmöglich anzunähern, während hingegen dieses bis dahin selbständige Deutschthum sich in demselben Maße dem Preußenthum anzunähern hätte, damit in solcher Weise eine gleichartige Masse entstände, die dann freilich eben so gut deutsch als preußisch heißen möchte, in der That aber weder deutsch noch preußisch wäre. Sieht man denn aber nicht, wie das Preußenthum durch solches Abschwächen und Abstreifen seines eigenthümlichen Characters grade alles das verlöre, was ihm bisher die innere Haltung gab und zugleich seinen wahren Werth ausmachte? Nur die reine Masse bliebe wirklich übrig. Leicht genug möchte es dann allerdings sein, eine solche Masse in eine gemeinsame Ordnung zu bringen, der das allgemeine Stimmrecht zugleich einen nationalen und populären Anstrich gäbe, aber auf welche Dauerhaftigkeit dürfte solche Schöpfung rechnen? Und welche moralische Wirkung wäre von einer solchen nach bloser Schnellfertigkeit eingerichteten Verfassung zu

erwarten, vor welcher doch Niemand eine innere Achtung hegen kann, der es mit Augen gesehen, wie das neue Werk zu Stande kam, und möchte es auch den hochtönenden Namen einer Reichsverfassung tragen. Schlimm aber, wenn, was dem Volke ehrwürdig und heilig sein sollte, sich höchstens nur durch Nützlichkeitsgründe empfehlen kann, und was die Stütze alles Rechtes sein sollte, vielmehr nur als das durch Gewalt geschaffene Werk zeitweiliger Convenienzen erscheint! Weit entfernt den Rechtssinn zu kräftigen, wird ihn eine derartige Verfassung vielmehr untergraben, und das allgemeine Denken wie von selbst auf revolutionäre Wege führen. Mag es doch sein, daß dadurch die Maschinerie einer gewaltigen Machtenfaltung hergestellt würde, — es steht geschrieben „was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele," und dieses Bibelwort gilt auch für Staaten und Völker, wenn unter dem Fortschritt ihrer Macht ihr Geist verdürbe.

Großer Gott, wie viel Unglück entspringt aus Unwissenheit! Denn hätte man die Eigenthümlichkeit des preußischen Staates richtig erkannt, sie bis dahin zurückführend, wo ihre wirklichen Wurzeln liegen, so wäre man wohl nie auf solche Abwege gerathen. Und wo lägen diese Wurzeln, wenn nicht zuletzt in der Ordensgeschichte? Wer freilich den modernen preußischen Staat als eine in sich selbst beruhende Existenz ansieht, der mag die Ordenszeit bei Seite lassen, er versteht aber auch nichts von dem wahren Wesen des preußischen Staates, und hätte er selbst bändereiche Werke über preußische Geschichte geschrieben, welche in diesem Falle nicht die tiefe Einsicht ihres Verfassers, sondern um so mehr den hohen Grad seiner Verblendung und geistigen Befangenheit bekunden. Und eben dies characterisirt die ganze gothaische Behandlung der preußischen Geschichte, daß man nicht auf die ursprünglichen Grundlagen zurückgeht, infolge dessen sich dann die vielen falschen Vorstellungen von dem Wesen und Beruf des preußischen Staates gebildet haben, mit welchen die Politik von 66 im innigsten Zusammenhange steht. So viel kommt selbst für die Tages-

politik auf Fragen an, welche scheinbar nur der gelehrten Welt angehören! Aber es ist nicht gleichgültig was gelehrt wird, sondern aus Lehren, wenn sie Verbreitung finden, entspringen hinterher Ereignisse. Ich meinerseits, indem ich den tieferen Grundlagen des preußischen Staates nachspürte, glaube damit zugleich gezeigt zu haben, was wirklich Großes und Bedeutungsvolles in diesem Staate liegt, wie es vielleicht noch niemals gezeigt worden ist. Wer aber darauf sein Augenmerk richtet, wird auch um so mehr erkennen, wie grundwesentlich das Preußenthum als etwas Einseitiges, und nur für ein besonderes Gebiet und für besondere Zwecke Bestimmtes angesehen werden muß, das, wenn es seine Schranken überschreitet, ganz unvermeidlich seine innere Wahrheit verliert, und Verderben stiftend in sich selbst verdirbt. Hätte man das verstanden, so gab es kein 66.

Sprach ich oben von dem Doppeladler des Reiches, welchem der einfache Adler voranging, der hinterher an das moderne Preußen kam, so will ich jetzt auch zeigen was es zu bedeuten hat, daß eben dieser einfache Adler den Doppeladler wieder verdrängen will. Denn wirklich liegt darin der prägnanteste Ausdruck alles dessen, was die heutige Politik anstrebt. Sie will Deutschland zu einem gleichartigen und also einfachen Wesen machen, grade wie es der einfache Adler ankündigt. Die Wahrheit ist aber, daß Deutschland im Laufe der Zeit selbst ein Doppelwesen wurde, wofür dann auch der Doppeladler paßte, der seitdem das alte und neue Deutschland bezeichnen konnte. Diesen Doppeladler wieder verdrängen zu wollen, hieße folglich den Unterschied leugnen, der noch heute zwischen dem alten und neuen Deutschland besteht, und schon dies Eine spräche genügend dagegen. Außerdem habe ich schon früher auf noch andere Momente hingewiesen, in welchen ebenfalls eine Doppeltendenz der deutschen Entwicklung hervortritt, die in dem Doppeladler symbolisirt ist. Welche Täuschung wäre es also, in der jetzigen Wiederherstellung des einfachen Adlers zugleich auch das Symbol der Wiederherstellung des ursprünglichen Reiches zu erblicken! Die Sache verhält sich sehr viel anders.

Ich sage: liegen in Deutschland wirklich entgegengesetzte Tendenzen, die im Laufe der Zeit nur immer mehr hervorgetreten sind, und worauf im Grunde genommen die ganze deutsche Frage beruht, so ist es keine Lösung, daß man einen Factor der Entwicklung bei Seite schiebt, sondern das heißt die Aufgabe selbst *umgehen*, und kann nachher den Zustand nur verschlimmern. Die wahre Aufgabe wäre vielmehr: ein Princip zur Geltung zu bringen, worin sich der Gegensatz auflöst als in einem *höheren Dritten*. Allein die Thatsachen zeigen deutlich genug, daß an ein solches Drittes nicht gedacht wurde, vielmehr ausdrücklich nur an die Verstärkung eines einseitigen Elementes, welches dadurch selbst das Ganze werden soll. Das wäre wahrlich nicht die Wiederherstellung des ursprünglichen Reiches, welches so wenig ein einseitiges Wesen war, daß vielmehr neben dem Kaiser der Papst stand, und welches in sich selbst schon — wenn auch noch verhüllt — die Doppelrichtung trug, und eben dadurch ein so lebensvoller Körper war. Statt dessen wäre hier vielmehr das Ganze die *potenzirte Einseitigkeit selbst*, wovon die Folge nur eine ertödtende Monotonie sein könnte.

Ich muß mir vorbehalten später ausführlicher zu zeigen, was in Wahrheit das höhere Dritte wäre, worin der Gegensatz sich aufzulösen hätte, um aber nicht bei einer bloßen Verneinung stehen zu bleiben, will ich es doch hier schon mit kurzen Worten andeuten. Das höhere Dritte, meine ich also, bestände darin, daß Deutschland als die Basis einer *europäischen Föderation* behandelt würde. Welches Symbol für diese Stellung Deutschlands anzunehmen wäre, möchte dann die Zukunft entscheiden. Jedenfalls aber paßte der einfache Adler nicht dazu. Und am allerwenigsten, wenn dieser einfache Adler zugleich das preußische Wappen wäre, weil grade das Preußenthum am wenigsten auf einen freien Bund gerichtet ist sondern auf einseitige Herrschaft, wie die jüngsten Ereignisse selbst am deutlichsten bezeugen. Wie sonderbar wäre es sonst, wenn man einen wirklichen Bund bezweckt hätte, daß dieser neue Bund vielmehr mit der Absorption verschiedener

wichtiger Bundesstaaten und mit der Ausschließung eines großen Hauptgliedes begann, wo doch vielmehr eine Vielheit der Bundesglieder unerläßlich, und grade ihre innere Verschiedenheit die Lebensbedingung des Ganzen wäre! Soll ferner Deutschland die Basis einer europäischen Föderation werden, so wäre es nicht minder wesentlich, daß Glieder dazu gehören, die neben ihrem deutschen Character zugleich auch einen europäischen Character haben. Vor 66 war dies wirklich der Fall, durch Oesterreich und Preußen, wie durch die Verbindung von Holstein und Luxemburg mit Dänemark und Holland, wodurch der ehemalige Bund mit einem großen Theil des Continents verwachsen, und darum auch trotz seiner reinen Passivität schon durch sein bloßes Dasein eine wichtige Stütze des europäischen Friedens war. Wie ganz anders hingegen, wenn einerseits Oesterreich ausgeschlossen ist, und andererseits Preußen, seinen bisherigen europäischen Character aufgebend, als ein rein deutscher Staat gelten will, und auch sonst kein Bundesglied über die Grenzen des neuen Bundes hinausreicht, der seitdem ein vollständig abgeschlossener Körper ist. Ein solcher Bund steht folglich zu allen seinen Umgebungen nur in dem äußerlichen Verhältnisse der Macht zur Macht, und wie natürlich, daß er auch nach allen Seiten auf dem Kriegsfuß stehen muß! Ich kann darin nur eine beklagenswerthe Verirrung erblicken, wodurch die wahre deutsche Aufgabe von vornherein verleugnet ist. Denn nicht die Basis einer europäischen Föderation kann solcher Bund werden, sondern der Mittelpunkt des europäischen Militarismus wird er sein. Schon heute kündigen sich diese Folgen an. Was helfen da die friedlichsten Versicherungen und selbst die friedlichsten Absichten, wo doch das Kriegsprincip in den Verhältnissen begründet ist, und unvermeidlich Krieg auf Krieg hervorrufen wird.

Noch muß ich schließlich auch des neuen Kaiserthums gedenken. Soll es kein bloßer Name sein, sondern selbst noch irgend etwas von der alten Kaiseridee repräsentiren, so sage ich paßt es nicht zu einem deutschen Bunde. Denn darin

liegt vielmehr die Aufgabe unserer Zeit, daß an die Stelle der ehemaligen Kaiseridee die föderative Idee zur Entwicklung gelange. Nur dem pyramidalen Bau des Mittelalters entsprach das zugleich theokratische und feudale Kaiserthum, aber es ist für immer unmöglich geworden, seitdem die Parole der Freiheit und Gleichheit vernommen wurde. Wir haben in Frankreich gesehen, was das für ein Kaiserthum wurde, welches man gleichwohl auf solchen Principien begründen wollte. Nur ein Soldatenkaiserthum konnte daraus entstehen, und wir haben desgleichen gesehen welchen Ausgang es nahm. Das Vorbild scheint nicht lockend. Wie aber das Kaiserthum nicht zur deutschen Föderation paßt, so sage ich ferner, daß es auch nicht zum Preußenthum paßt, als welches vielmehr im Kampfe gegen das Kaiserthum emporkam, und einen Staat zu Stande brachte, der selbst etwas ganz anderes wurde, als einst das Reich gewesen. Seltsamer Widerspruch, daß eben dieses Preußenthum jetzt selbst vielmehr der Kern eines neuen Reiches und der Träger eines neuen Kaiserthums werden soll! Vermeint man gleichwohl, das Preußenthum dadurch befestigt und zu neuem Glanz erhoben zu haben, so wird man jedenfalls nicht leugnen können, wie seitdem auch der preußische Staat mit seinem Königthume selbst an die Geschicke dieses neuen Reiches und Kaiserthums gebunden sein wird. Das Altbestehende ruht also nun auf dieser Schöpfung von gestern, und welche Sicherheit gewährte solche Grundlage? Denn wer kann sagen, daß die Revolution, in die wir seit 66 hineingestürzt, hiermit vollendet sei? Mir scheint das Rad noch lange nicht zum Stehen gekommen, vielmehr hat das neue Reich selbst Kräfte heraufbeschworen, die unaufhaltsam weiter an dem Rade drehen werden. Ist jetzt das Preußenthum noch oben auf, so ist dann abzuwarten, wohin es durch die weitere Drehung kommen wird.

Ich meinerseits habe über das neue Kaiserthum schon im Sommer 48, als die erste Idee dazu auftauchte, dieselbe Ansicht gehabt wie heute, indem ich es ebenso der deutschen Aufgabe widersprechend fand als andererseits dem Character des

preußischen Staates. In letzterer Beziehung sagte ich damals in meinen „preußischen Blättern“:

„Preußen wird sich zu keinen unhaltbaren Schöpfungen gebrauchen lassen, und die projectirte Kaiserkrone, selbst wenn man sie ihm anböte, nicht annehmen. Es wird um seiner selbst wie um Deutschlands willen Preußen bleiben. Von Königsberg ist ihm die Königskrone gekommen, die es nicht für den eitlen Schimmer einer frankfurter Kaiserkrone vertauschen darf, die nur eine Dornenkrone sein würde.“

Ich finde keine Veranlassung, die mich bestimmen könnte heute anders darüber zu urtheilen. Am allerwenigsten wäre es der Jubel, mit dem gleichwohl die Sache aufgenommen wird; die ganze Weltgeschichte zeigt die Unzuverlässigkeit eines solchen Maßstabes der Beurtheilung. Auch bin ich selbst schon alt genug geworden um aus eigner Beobachtung zu wissen, wie wenig oft dem Anfang das Ende entspricht. Vor einem Jahrzehnt hat man das Beispiel davon an der damaligen neuen Aera erlebt, die gegenwärtige Aera aber ist noch nicht zum Abschluß gekommen.

Die Zeit verändert oft gar viel,
Und setzet jeglichem ein Ziel.

Sechszehnter Brief.

Wie die österreichische und preußische Politik auf falsche Bahnen gerieth.

Indem ich jetzt meine historischen Erörterungen fortsetze, will ich zunächst noch etwas anführen, was sich unmittelbar an die bisher entwickelten Ideen der Ostmark und Nordmark anschließt.

Ich fange dabei wieder mit Oesterreich an, als unserer deutschen Ostmark, und gilt es die ganze österreichische Monarchie, so ist sie die potenzirte Ostmark, d. h. die Ostmark für die ganze abendländische Civilisation. Daher hat diese Macht ohne Frage eine europäische Bedeutung, welche auch sofort hervortrat, so bald die österreichische Gesammtmonarchie selbst gebildet war, nemlich durch Verbindung des eigentlichen Oesterreichs mit Ungarn und Böhmen, welches seitdem die Grundbestandtheile geblieben sind, so daß alles Andere, was später hinzukam, und hinterher zum Theil auch wieder abkam, als etwas Unwesentliches dagegen erscheinen muß. Durch diese Verbindung Oesterreichs mit Böhmen und Ungarn war also von Anfang an ein Körper gegeben, der schon durch sein bloßes Dasein ins Gewicht fiel, und seitdem immer ein besonderer Factor der europäischen Politik gewesen ist.

Welch ein auffallender Unterschied tritt hier im Vergleich mit dem modernen Preußen hervor! Denn dieses konnte durch sein bloßes Dasein anfänglich nur sehr wenig bedeuten. Vielmehr mußte es selbst um sein Dasein kämpfen und dadurch erst seine Macht beweisen, weil es kaum wie eine Macht aussah. Dabei ist der materielle Bestand des preußischen Staates fast ununterbrochen gewachsen, er hat sich verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht; ähnlich wie sich eine Zahlenreihe entwickelt im unaufhaltsamen Fortschritt nach ihrem Grundgesetz, das keine Grenze kennt. Im offenbaren Zusammenhange damit steht es beiläufig bemerkt, daß sich in Preußen niemals ein festes öffentliches Recht bilden konnte, weil der Staatskörper sich fortwährend veränderte. Infolge dessen war das öffentliche Recht nur wie ein zeitweiliges Reglement, und wurde auch in der Praxis nicht viel anders behandelt. Welche Aussicht, wenn solcher Geist sich über ganz Deutschland verbreiten sollte! Man kann sagen, es liegt ein Princip der Unruhe in diesem Staate. Um so nothwendiger daher, daß daneben ein Stützpunkt der Ruhe besteht, welcher allein durch Oesterreich gegeben ist. Die bloße Bewegung kann Niemanden befriedigen, noch kann sie selbst etwas Haltbares schaffen, wozu vielmehr noch das

Gegentheil hinzu kommen muß, als ein Etwas, was der Bewegung Widerstand leistet. Das wissen die Mechaniker, und sprechen darum von einer Trägheitskraft, nicht als von einem bloßen Mangel an Kraft sondern als von einem Beharrungsvermögen, ohne welches selbst nicht die geringste Maschine bestehen könnte. Man wird zu spät erkennen, daß auch die politische Welt ihre Naturgesetze hat, welche nicht minder gelten als die Gesetze der Mechanik. Denn die preußische Alleinherrschaft wird Deutschland in ewige Unruhe versetzen.

Kehren wir hierauf zu Oesterreich zurück, so sage ich ferner, daß die europäische Bedeutung, welche die österreichische Gesammtmonarchie von Anfang an hatte, zugleich innig mit ihrer Stellung in Deutschland verknüpft war. Nur hat man leider das rechte Verhältniß nicht begriffen, sonst hätte das eine mit dem andern in bester Harmonie stehen mögen. Oesterreich war für Deutschland ein Bedürfniß und eine Wohlthat, wenn es sich als Deutschlands Ostmark benahm, während andererseits Deutschland als Rückhalt für Oesterreich diente, und zwar für seine Culturentwicklung wie für seine Machtstellung. Für beide Theile wäre nichts Besseres zu wünschen gewesen, hätte nur Oesterreich sich wirklich als deutsche Ostmark angesehen. Aber das eben schien gänzlich vergessen zu sein: was eine Mark und was insbesondere die Ostmark bedeutet. Oesterreich täuschte sich über sein wahres Wesen. Dazu verleitete vor allem die falsche Auffassung des Kaiserthums, welches sich in Oesterreich fixirt, dadurch aber in der That aufgehört hatte das alte deutsche Kaiserthum zu sein, welches niemals als an ein Territorium fixirt gedacht werden konnte, sondern als schwebend über der ganzen Nation war es gedacht, so lange es selbst etwas Wirkliches gewesen. Konnte das alte Kaiserthum sich nicht mehr in solcher Stellung behaupten, so durfte es sich auch nicht mehr für dieses alte Kaiserthum ausgeben, und wollte es gleichwohl noch etwas Wirkliches bedeuten, so mußte es der Stützpunkt einer freien Föderation für die übrigen Bestandtheile Deutschlands werden, statt dessen man aber aus dem Kaiserthum Herrschaftsrechte

ableitete, und während des dreißigjährigen Krieges sogar die förmliche Herrschaft über Deutschland zu begründen suchte. Nach solchem Unternehmen konnte natürlich der Rückschlag nicht ausbleiben. Das seitdem in allen größeren Fürstenthümern hervortretende Bestreben zu immer weiterer Einschränkung der kaiserlichen Macht wurde dann ein sehr wesentlicher Hebel für das Emporkommen Preußens, welches bald an der Spitze dieser particularstaatlichen Opposition stand. Um nun zu retten, was noch von der kaiserlichen Machtvollkommenheit übrig war, wußte man österreichischerseits nichts besseres als sich um so mehr an überlieferte Formen zu klammern, deren Fortbestehen, nachdem das ursprüngliche Leben aus ihnen gewichen war, nur stagnirend wirken konnte. Bei allen vorwärts strebenden Geistern machte sich Oesterreich dadurch gehässig, und wo es zu gewinnen dachte, mußte es ununterbrochen verlieren.

War das österreichisch gewordene Kaiserthum nicht wirklich deutsch mehr, so paßte eben so auch die universale Idee des römischen Kaiserthums nicht mehr dazu, an der man gleichwohl noch immer festhalten wollte. Die Weltherrschaft, worauf das alte Kaiserthum seiner Idee nach gerichtet war, wäre dann also österreichisch geworden, nach dem bekannten Akrostichon des A. E. I. O. U. d. i. Austriae Est Imperare Orbi Universo. Und doch beruhte solche Weltherrschaft nur auf Erbschaften infolge glücklicher Heirathen, wodurch die Herrschaft des Hauses Habsburg binnen kurzem ein so unermeßliches und zugleich so bunt zusammengesetztes Gebiet umfaßte, daß wirklich die Universalmonarchie in Aussicht zu stehen schien. Es war aber dafür gesorgt, daß auch die habsburgischen Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Man weiß wie es kam. Das vielgerühmte österreichische Heirathsglück hat sich also hinterher garnicht als ein so großes Glück erwiesen, indem das Meiste, was dadurch erworben war, auch bald wieder verloren ging. Durch bloße Erbschaft können keine politischen Körper von einiger Dauer entstehen. Nur Böhmen und Ungarn blieben ein dauernder Erwerb, weil hier der Erbgang nur das Vehikel

der verbindenden Kraft nicht aber die Verbindungskraft selbst gewesen war, die aus ganz anderen Umständen entsprang. Und so sind auch die Siege in Ungarn von allen den Siegen, deren sich Oesterreich trotz seiner häufigen Niederlagen rühmen kann, fast die einzigen geblieben, die bis heute einen populären Klang haben. Denn das war etwas Wirkliches, die Türken zurück zu schlagen, und war auch so recht im Sinne der Ostmark. Wie viele opfervolle Kämpfe sind aber durch ganz andere Unternehmungen veranlaßt, die doch hinterher sämmtlich in nichts zerfielen! Wäre nur die Hälfte der darauf verwandten Kräfte in der Richtung nach Osten verwandt, — wie ganz anders würde Oesterreich heute dastehen! Vielleicht wohl stände es am Pontus. Und wenn es da stände, so wäre es nur um so mehr die große Ostmark, und möchte dann die Ostmark in der dritten Potenz heißen.

Man wird demnach zugeben müssen, daß die Idee der Ostmark wirklich den brauchbarsten Leitfaden darbietet, wonach sich ebenso Oesterreichs deutsche wie europäische Stellung mit genügender Sicherheit beurtheilen läßt. Die ganze Frage darf insoweit sogar als eine einfache gelten. Die wirklichen Schwierigkeiten liegen dann fast nur in den inneren Verhältnissen der österreichischen Gesammtmonarchie, zu deren Beurtheilung aber noch ganz andere Erwägungen gehören würden, als die vom deutschen Standpunkte aus anzustellen sind. Es wäre das eine specifisch-österreichische Sache, die darum hier bei Seite bleiben muß.

Viel anders und verwickelter ist die Frage in Bezug auf Preußen, wo die Idee der Nordmark für sich allein nicht ausreicht. Denn zwar ist die Nordmark der wesentliche Kern des modernen preußischen Staates aber doch nicht der ganze Staat selbst, der allerdings noch weit darüber hinausreicht. Auch ist ferner die Nordmark bei weitem nicht in dem Maße durch den Norden characterisirt als hingegen die Ostmark durch den Osten, sondern der Accent wäre hier vielmehr auf die Mark zu legen; grade wie ich früher gesagt habe, daß Brandenburg die Mark im eminenten Sinne sei, und darum

von Bedeutung für ganz Deutschland. Auch zeigten sich die Spuren davon von Anfang an. Ging nemlich die Colonisation in Oesterreich durchaus von Süddeutschland aus, so waren es nicht umgekehrt ausschließlich norddeutsche Elemente, wodurch die große Nordmark zu Stande kam, und grade am allerwenigsten in dem preußischen Ordenslande, wo sogar die Mehrzahl der Ritter aus dem mittleren und südlichen Deutschland kam; nur in Liefland herrschte die niederdeutsche Zunge. In Schlesien ferner hat das ganze Deutschthum den mitteldeutschen Typus. Selbst die eigentliche Mark ist nicht rein niederdeutsch, und die Hohenzollern kamen aus Franken. Dazu reichte die Mark Brandenburg auch in territorialer Hinsicht von Anfang an viel tiefer in Deutschland hinein, als bei der Ostmark der Fall war, nemlich bis an die Vorberge des Harzes, woher Albrecht der Bär kam, und woher schon der große Markgraf Gero gekommen war. Nun traten seit dem Beginn des modernen preußischen Staates noch die neuen Erwerbungen hinzu, wodurch vielseitige Beziehungen zu dem übrigen Deutschland entstanden, so daß das heutige Preußen durch das Fürstenthum Hohenzollern sogar bis tief in Süddeutschland hinein reicht. Wer will jetzt eine runde Antwort auf die Frage geben: was dieser Staat in Wirklichkeit ist, oder was er kann und was er soll? Er scheint zugleich Verschiedenes zu sein, und eben so auch Verschiedenes zu können oder zu sollen. Immer ist zugleich dies oder jenes möglich, immer Anreiz zu neuen Unternehmungen. Mit einem Worte: Preußens Stellung zu Deutschland ist von vornherein unklar, und damit auch seine europäische Stellung.

Man hat die preußische Politik oft schwankend und unzuverlässig genannt, und in Preußen selbst hat man oft über die Schwäche seiner Diplomatie geklagt, wie wenn solches Schwanken nur ein zufälliger Mangel wäre. Was aber darin wirklich hervortritt, hat vielmehr einen sachlichen Grund, und folgt aus der Lage des Staates selbst. Es war in dem modernen preußischen Staate von Anfang an etwas Zweideutiges, weil er von Anfang an aus dem Gebiete der Nordmark heraustrat, und fremdartige Elemente miteinander ver-

band, dabei aber gleichwohl ein in sich selbst abgeschlossenes Wesen sein wollte. Wonach ließ sich also der Character dieses Wesens beurtheilen? Etwa nach Cleve oder nach Minden, welche beiden Länder an und für sich selbst nichts mit Brandenburg gemein hatten? Und Ostpreußen gehörte noch vielmehr dazu, gehörte aber garnicht zum Reiche. Was bedeutete nun für Deutschland die brandenburgische Herrschaft, welche bald hier bald dort erschien, und in Ostpreußen für die Reichsgewalt nicht einmal erreichbar war?

Das Unsichere, Schwankende und Widerspruchsvolle war hier mit den Elementen selbst gegeben, und darum war es eine schwierige Sache, inmitten solcher Verwicklungen eine feste Haltung zu bewahren. Nur das persönliche Genie großer Regenten konnte sich darin zurecht finden. Und so ist es nur der große Kurfürst und der große Friedrich, deren Politik einen klaren Eindruck hinterließ, beide bis heute die Grundsäulen des modernen preußischen Staates. Könnte man sie aus der preußischen Geschichte herausreißen, — es möchte wenig stehen bleiben. Und doch, wie verschieden war ihre Politik! Denn der große Kurfürst fand seinen Ausgangspnnkt noch in seiner Eigenschaft als Markgraf und Reichsfürst, er stellte sich noch nicht auf den Boden des preußischen Staates als eines für sich bestehenden Wesens, sondern unter seinen Händen entstand erst dies besondere Wesen. Darum macht er selbst noch den Eindruck einer Gestalt der deutschen Geschichte. Anders sein großer Urenkel, der den preußischen Staat schon als ein besonderes Wesen vorfand, und der sich zuerst mit vollem Bewußtsein auf preußischen Boden stellte. Denn bis dahin war das preußische Wesen nur etwas Thatsächliches geblieben, zwar wirklich schon etwas Besonderes, was sich aber noch nicht als solches offenbart und erklärt hatte, so daß das damalige Preußen noch immer als eine Territorialmacht gelten konnte wie andere auch, nur dem Gewicht nach verschieden. Selbst noch Friedrich Wilhelm I. hatte darüber kaum anders gedacht. Wollte man den Inhalt seines Geistes analysiren, so meine ich, man fände nichts anderes darin, als neben einem robusten

Egoismus ein Stück von Christenthum und ein Stück von Deutschthum, aber kaum etwas von Preußenthum, obwohl der Mann doch durch und durch ein Preuße war, nur ohne Bewußtsein über seine eigne Stellung. Das Preußenthum war bis dahin noch kein geistiges Wesen geworden, sondern existirte so zu sagen nur seiner Substanz nach, wie ein Körper ohne Geist. Erst Friedrich hauchte ihm den Geist ein, und gab damit dem Preußenthum das Bewußtsein seiner selbst. So ist er nach dem großen Kurfürsten der zweite und wahre Schöpfer des modernen preußischen Staates geworden, und darum auch bis heute noch der Abgott des specifischen Preußenthums. Aber aus demselben Grunde ist er auch keine deutsche sondern eine preußische Gestalt, durch welche das Preußenthum seinen prägnantesten Ausdruck empfing. Zwar das Rohe und Harte der äußeren Erscheinung, welches das Preußenthum noch unter Friedrich Wilhelm I. gehabt, verschwand jetzt allmälig, die Formen wurden viel gebildeter, aber dem Geiste nach trat die preußische Eigenthümlichkeit seitdem nur um so schärfer und schroffer hervor, weil das Preußenthum sich nunmehr ausdrücklich als solches geltend machte, die Einseitigkeit seines Wesens als sein höchstes Recht erklärend.

Wie wohlthuend wirkt es doch, wenn man sich in die Betrachtung der damaligen Geschichte versenkt, daß dem Bilde eines Friedrich das Bild einer Maria Theresia gegenübersteht! Nicht etwa, als hätte sie gegenüber dem Preußenthum das Deutschthum repräsentirt, — denn was sie repräsentirte, war vielmehr Oesterreich, — aber als Person betrachtet war sie allerdings deutsch. Und grade daß sie eine Frau war, die auch auf dem Throne weiblich blieb, macht ihre Erscheinung um so liebenswürdiger gegenüber den kalten und schroffen Zügen ihres großen Rivalen. Man weiß, Friedrich selbst hat in seiner Jugend sich mit ihr zu vermählen gewünscht, woraus natürlich nichts werden konnte, und worauf dann vielmehr die bitterste Feindschaft folgte, aber dennoch gehören sie für die deutsche Geschichte untrennbar zusammen. Und soll Friedrich seinerseits selbst noch als eine Gestalt der deutschen Geschichte

gelten, so ist er das grade nur durch seine Beziehung zu diesem seinem weiblichen Gegenstück, wenn beide Theile als sich gegenseitig ergänzend aufgefaßt werden. Für sich selbst betrachtet ist Friedrich eine rein preußische Gestalt zu nennen, welche aus der deutschen Geschichte garnicht zu verstehen wäre.

Darf nun Friedrich's Politik als typisch für das Preußenthum gelten, so wird es auch nicht als blos zufällig anzusehen sein, daß grade Friedrich's Thätigkeit sich am allermeisten auf die östlichen Provinzen richtete. Sich im westlichen Deutschland auszubreiten hat er wohl niemals beabsichtigt, auch wirklich dort nichts erworben als Friesland, welches ihm in den Schooß fiel, und wo er die dortige Verfassung unverändert fortbestehen ließ, ohne dieses Ländchen irgendwie mit den alten Provinzen amalgamiren zu wollen. Seine entscheidenden Erwerbungen hingegen, und wodurch der preußische Staat erst seine reale Machtbasis erhielt, waren Schlesien und Westpreußen, und in beiden Ländern traf er auch bald durchgreifende Veränderungen, ohne sich an den vorgefundenen Zustand gebunden zu erachten. Da sollte das Volk in vollem Sinne preußisch werden, während die westlichen Provinzen zum guten Theil in ihrem alten Wesen verblieben, wie sie auch noch immer in dem Verbande der Reichskreise standen, welche im westlichen Deutschland selbst damals noch keineswegs ganz wirkungslos geworden waren. Auch gab es bekanntlich unter Friedrich noch Provinzialminister, und war die Centralisation noch bei weitem nicht dahin fortgeschritten, daß alles, was irgendwie unter brandenburgische Herrschaft gekommen, infolge dessen wie eine gleichartige Masse behandelt wäre. Nach dem Tilsiter Frieden bestand dann freilich eine viel größere Gleichartigkeit der Bestandtheile, für welche die damals eingerichtete Centralisation auch in der Hauptsache wohl passend gewesen sein mag, daß aber dieselbe Centralisation dann hinterher auch auf die neu erworbenen oder zurückerworbenen Gebiete im westlichen Deutschland übertragen wurde, ist gewiß nicht im Geiste Friedrichs geschehen. Jedenfalls bleibt es die unbestreitbarste Thatsache, daß Friedrich selbst die Basis des

Preußenthums in den östlichen Provinzen sah. Und ich behaupte, da liegt sie noch heute.

Ist nicht aber grade die Basis das allerwichtigste für einen Staat, so daß darum auch alle politischen Entwürfe und Maßregeln immer mit Rücksicht auf diese Basis beurtheilt werden müssen? Ich wiederhole, ich meine nicht daß damit schon alles entschieden sei, denn die Basis ist noch nicht das Ganze, und der preußische Staat ist noch etwas anderes als die Nordmark. Aber mindestens ist durch diese Ansicht doch so viel gewonnen, wie wenn man etwa auf einer Wandrung sich Richtzeichen merkt um sich nicht zu verirren, und sich jeder Zeit zurückfinden zu können. Auch die Politik bedarf solcher Richtzeichen. Und wahrlich nicht in dem Nebel vom deutschen Beruf sind sie zu suchen, sondern in positiven Thatsachen, die wie Thurmspitzen oder Bergkuppen hervortreten. Darum glaube ich mich auch grade auf diejenigen Thatsachen stützen zu müssen, welche in der Summe der Ereignisse in solcher Weise hervorragen, und indem sie einerseits auf die ältesten Grundlagen zurückdeuten, welche in der Vorgeschichte des modernen preußischen Staates liegen, so andrerseits durch die beiden Gründer dieses neuen Staates selbst eine neue Bekräftigung ihrer Bedeutung erhalten haben. Und das Eine wie das Andere führt auf die östlichen Provinzen. Von da aus also wären die Richtzeichen zu entnehmen, und ich sage man hat sich verirrt, weil man die wahren Richtzeichen verkannte, um dafür Wegweiser zu erwählen, die vielmehr nach Westen zeigten.

Was braucht es noch Worte darüber, wie sehr die preußische Staatsthätigkeit sich seit lange weit überwiegend dem westlichen Deutschland zugewandt hat, wo immer neue Stützpunkte zur Ausbreitung der preußischen Macht und des preußischen Einflusses gesucht wurden. Inzwischen mußten die Ostprovinzen zurückstehen, weil die Aufmerksamkeit der Regierung sich von ihnen abwandte, und auch die Kräfte zu großen Unternehmungen für diese Provinzen gefehlt hätten, nachdem die nicht reichen Mittel des Staates schon durch andere Unternehmungen absorbirt waren. Ich kann hier nicht die ganze Reihe der für

diese Behauptung sprechenden Beläge anführen, nur beispielsweise will ich Einiges hervorheben. So insbesondere die für die östlichen Küstenprovinzen entschieden ungünstige Zollvereinspolitik, worüber von daaus eben so häufige als vergebliche Klage geführt worden ist. Liegen in den Ostprovinzen natürliche Verhältnisse vor, welche dort den Aufschwung der materiellen Wohlfahrt erschweren, so daß diese Provinzen vergleichsweise wohl immer ärmer bleiben werden als die Landschaften des westlichen Deutschlands, so scheint doch, daß die Staatsthätigkeit um deswillen sich nur um so mehr auf dieses Gebiet richten müßte, statt dessen im Ganzen das umgekehrte Verhältniß stattfand. Daß dort auch die durchschnittliche Cultur zurücksteht, wird Niemand bestreiten, zumal wenn man das platte Land betrachtet, wo sich vielfach noch Zustände finden, von denen man im westlichen Deutschland keine Ahnung mehr hat. Die Culturmittel sind dort vergleichsweise spärlich gesäet, wie schon die Thatsache bezeugt, daß auf dem ganzen weiten Gebiete rechts von der Oder sich nur eine Universität findet. Damit vergleiche man die vielen Universitäten im westlichen Deutschland, und wozu dort noch verschiedene Residenzen und so manche andere bedeutende Städte hinzukommen, die der Culturentwicklung zum Stützpunkt dienen. Natürlich mußte dadurch eine ganz andere Durchbildung der Bevölkerung entstehen. Zum Beruf der deutschen Nordmark gehört aber neben dem militärischen Schutze auch dies, daß sie die Cultur des älteren und gebildetern Westens nach Nordosten verbreite. Wenn sich hingegen das natürliche Verhältniß dahin verkehrt, das die Kräfte, welche das östliche Gebiet in sich selbst besitzt, vielmehr dazu dienen sollen um eine nach Westen zurückgreifende Macht zu begründen, so kann dann freilich solcher Aufgabe nicht genügt werden. Daran hängt die ganze Sache.

Characteristisch in dieser Beziehung ist ferner der Anfang der preußischen maritimen Unternehmungen, durch den Kriegshafen an der Jahde, wo Preußen doch keine Küste und keine seemännische Bevölkerung hatte. Die Hauptabsicht muß

also wohl gewesen sein, dadurch einen neuen Stützpunkt der Machterweiterung zu gewinnen. Was ist aber eine Kriegsmarine, wenn sie nicht aus der Handelsmarine hervorgeht und durch die Küstenbevölkerung getragen wird, da sie doch selbst am meisten zum Schutz des Handels und der Küsten bestimmt sein muß? Es ist dadurch von vornherein etwas Künstliches in die junge Schöpfung gekommen. Auch wäre wohl zu bedenken, daß die Marine, als ein für sich bestehendes Kriegswerkzeug, überhaupt keine lange Zukunft mehr haben dürfte, seitdem so furchtbare Zerstörungsmittel erfunden worden sind, daß kein Schiff dagegen standhält. Denn Schiffe können nicht beliebig verstärkt und vergrößert werden, sonst verschwindet mit dem wachsenden Tiefgang die Möglichkeit an die Küsten anzufahren und in die Häfen einzulaufen. Und grade unsere deutschen Küsten sind flach und bieten von Natur keine tiefen Häfen, außer dem einen Hafen von Kiel. Schon hat man das Kaperwesen abgeschafft, und es steht vielleicht in Aussicht, daß allmälig der Seekrieg abkommt, zumal auch kaum noch große Länder da sind, die sich mit Hülfe einer Marine erobern ließen, und überhaupt das frühere Colonialsystem abgestorben ist. Was bedeutet endlich ein Kriegshafen an der Nordsee, so lange die Verbindung mit der Ostsee durch Dänemark gesperrt werden kann? Der holsteinsche Canal wäre die Vorbedingung dazu, und zugleich für den ganzen Ostseehandel von großer Bedeutung. Mit dem Bau eines solchen Canals hätte man also anfangen müssen, statt dessen man mit den Bauten an der Jahde anfing und noch heute nicht zu sagen ist, wann der Canal gebaut sein wird.

Blicken wir andererseits auf die langgestreckte und tiefeingebogene östliche Landgrenze, welche jedes natürlichen Schutzes entbehrt, so scheint doch, daß dort umsomehr künstliche Schutzmittel nöthig sein möchten. Ich habe aber öfter von kundigen Militärs gehört, daß solche Schutzmittel leider bei weitem nicht ausreichend vorhanden sind. Wahrscheinlich ist auch das Bedürfniß an der betreffenden Stelle vollkommen anerkannt, zumal seitdem Polen eine russische Provinz ge-

worden, nur mögen wegen so vieler anderweitiger Unternehmungen einstweilen die erforderlichen Mittel dazu fehlen. Wer weiß, was in dem Schooße der Zukunft verborgen liegt, aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß einmal die Zeit kommen möchte, wo man es tief zu bereuen hätte, um der Machterweiterung im Westen willen den östlichen Theil der Monarchie — der, so lange diese Monarchie selbst besteht, immer ihr Kern bleiben wird — hintenan gesetzt zu haben!

Wie natürlich, daß dieses preußische Ausbreitungsstreben alle anderen deutschen Staaten beunruhigen und erbittern mußte, und ein auf gegenseitiges Vertrauen beruhendes Verhältniß ganz unmöglich machte. Das ist wohl die traurigste Seite dieser Politik, die ich aber nicht weiter verfolgen will. Die Thatsachen liegen ohnehin vor aller Augen. Um so mehr habe ich noch von einem anderen Punkt zu reden, der ebenfalls mit demselben Grundirrthum zusammenhängt, daß man die Idee der Nordmark verloren hatte. Denn die Nordmark war zum Schutz für den östlichen Norden bestimmt, grade wie auch der große deutsche Colonisationsprozeß sich in dieser Richtung vollzogen hatte, und was mußte also die Folge sein, wenn hinterher die Richtung umbog? Kaum konnte es anders geschehen, als daß nun andererseits auch Rußland nach Westen vorrückte, und daß die preußische Politik dies nicht nur nicht verhinderte, sondern sogar dazu behülflich sein mußte, weil sie selbst eines Rückhalts an Rußland bedurfte. Und so ist es die unbestreitbarste Thatsache, daß es vor allem der Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich gewesen, worauf das Vorrücken Rußlands beruhte, welches daher auch grade seit dem großen Friedrich die größten Fortschritte machte. Allein die Anfänge dazu reichen schon bis auf Friedrich Wilhelm I. zurück, von wo an die verhängnißvolle Verbindung mit Rußland begann, die sich seitdem wie der rothe Faden durch die preußische Geschichte hindurchzieht. Damals galt es den Erwerb eines Stückchens von dem schwedischen Pommern, um dessentwillen der König sich mit Peter dem Großen alliirte,

und dadurch nicht wenig dazu beitrug, daß die russische Macht sich in den baltischen Provinzen befestigen konnte. Ein Mann wie der große Kurfürst hätte vielleicht die kühnere und würdigere Politik erwählt, sich vielmehr mit Carl XII. gegen Peter zu verbinden, und dadurch auch für sich selbst wohl mehr erlangen mögen, als sein Enkel wirklich erlangte. Denn es lag etwas Heroisches in diesem Mann, er fühlte sich noch als ein deutscher Markgraf. Hatte er einst die Schweden nach Liefland getrieben, so konnte er wohl auch die Russen aus Liefland heraustreiben, und dafür leicht das ganze schwedische Pommern gewinnen, was allerdings ein deutsches wie ein brandenburgisches Interesse war. Die Schweden mußten aus dem Reiche heraus, aber die Russen durften nicht herein, statt dessen sie allerdings mit beträchtlichen Truppenmassen in Pommern und Mecklenburg erschienen, und Peter nicht übel Lust zeigte auch im nordöstlichen Deutschland den Herren zu spielen, wie er es auf der Ostsee wirklich wurde. Inzwischen zermarterte sich die kleinliche Politik Friedrich Wilhelm's I. an der Jülichschen Frage. Das war nun freilich nicht im Sinne eines deutschen Markgrafen, sondern die nackte und noch obenein beschränkte Hauspolitik, die sich um nichts weiter drehte als noch einen neuen Fetzen Land an Brandenburg zu bringen, wo immer es sein möchte.

Ich darf den weiteren Verlauf der preußisch-russischen Verbindungen als bekannt voraussetzen, muß aber noch hervorheben, wie dabei in das Preußenthum selbst etwas Russisches eindrang. War doch Friedrich Wilhelm I. in seinen Rohheiten und Gewaltsamkeiten nicht selten ein Seitenstück des russischen Zaren. So insbesondere in seinem Verfahren, wodurch er den Anbau von Berlin erzwang, und diese Stadt hat seitdem wirklich etwas erhalten, was an die Physiognomie von Petersburg anklingt, wie sich denn auch die Russen in Berlin wie halb zu Hause fühlen. Friedrich Wilhelm III. hat sein Lebelang eine Vorliebe für Rußland gehegt, und dieselbe nicht nur in seiner auswärtigen Politik sondern auch vielfach in seinen Regierungsmaximen bekundet. Daher seine Manie für

alles Uniforme, welche jedenfalls nicht aus dem ureignen Geist deutscher Nation stammte, sondern weit eher auf russische Vorbilder hinweist. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. theilte diese Neigung durchaus nicht, ließ sich aber doch in seiner Politik sehr stark von Rußland beeinflussen. Am meisten nach 48, als man in Nicolaus den wahren Hort des conservativen Princips erblicken wollte. Zum mindesten galt er dafür in den hochconservativen Kreisen Berlins und der östlichen Provinzen. So sehr fühlten diese Leute sich zu Rußland hingezogen, daß man in ihrer Leibzeitung lesen konnte: Nicolaus sei für Preußen wie ein Vater gewesen. Da müssen denn gute Kinder auch selbst etwas von dem Wesen ihres Vaters bewahren, sonst wären sie wohl aus der Art geschlagen.

Seit den schlesischen Kriegen unter dem großen Friedrich hat dann auch Oesterreich wiederholt seinen Rückhalt an Rußland gesucht, und dadurch den russischen Einfluß in Deutschland wie in ganz Europa befördert. Gleichwohl darf man behaupten, daß Preußen zuerst die Bahn dazu brach, während doch grade Preußen am meisten dazu berufen gewesen wäre dem russischen Vordringen entgegen zu treten, so gewiß als es die deutsche Nordmark sein soll. Wäre nur diese Idee nicht immer mehr in Vergessenheit gerathen, seitdem die jülichsche Erbschaft die Hauptfrage für die brandenburgische Politik geworden zu sein schien. Diese Erbschaft ist der deutschen Nation theuer genug zu stehen gekommen, denn auch zu dem dreißigjährigen Kriege hat sie mitgeholfen. Und was sie Preußen selbst eingetragen, dürfte auch ein Minus ergeben, wenn zuletzt die Bilanz gezogen wird. Von daher rührt im letzten Grunde die Wendung, wodurch es hinterher kommen mußte, daß Preußen mehr zur Beförderung der russischen Macht und des russischen Einflusses beigetragen hat als irgend ein anderer Staat, und jedenfalls mehr als alle anderen deutschen Staaten zusammengenommen. Mir kommt es nicht in den Sinn, aus diesen eben so traurigen als unbestreitbaren Thatsachen die Behauptung abzuleiten, daß es zum

Wesen des preußischen Staates gehöre sich an Rußland anzulehnen und der russischen Politik zu dienen. Nach meinen Ideen von der Nordmark gehört vielmehr grade dies nicht zum Wesen des preußischen Staates, sondern recht eigentlich zu seinem Unwesen. Was ist denn aber davon zu halten, daß die gothaischen Geschichtschreiber wie durch Verabredung über dieses Unwesen kurzweg zu schweigen pflegen, um dafür desto ausführlicher von der habsburgischen Hauspolitik und von der jesuitischen Reaction zu sprechen, die von daher über Deutschland gekommen, und die ja allerdings das österreichische Unwesen zu nennen wäre? Grade dieses Unwesen wollen dann die Gothaer vielmehr für das eigentliche Wesen Oesterreichs ausgeben, da doch dies Unwesen vielmehr aus Spanien stammt, und dem österreichischen Wesen an und für sich ganz fremd ist. Das heiße ich mit verschiedener Elle messen und eine sonderbare Art doppelter Buchführung, wo auf preußischer Seite alles Guthaben angeschrieben wird, auf österreichischer Seite das Debet!

Wollte man die Kunstfertigkeit nachahmen, mit welcher die Gothaer die Thatsachen zu gruppiren und zu deuten wissen, um aus der Geschichte selbst den deutschen Beruf der Mark Brandenburg herauszupressen, so würde es wahrlich nicht schwer fallen in derselben Weise auch einen russischen Beruf zu begründen, dessen Anfänge sich eben so weit zurückführen ließen als die des sogenannten deutschen Berufes. Denn schon die Schwertbrüder in Liefland kamen alsbald mit dem Russenthum in Berührung. Freilich nicht um demselben zu helfen sondern um es zurückzuweisen, was thut das aber, — die Richtung der Bewegung wird sich hinterher umkehren. Grade wie es in der Mark Brandenburg geschah, welche ursprünglich dazu bestimmt war aus dem Reiche heraus zu wirken, hinterher aber, wie die Gothaer lehren, vielmehr den Beruf hatte in das Reich hinein zu wirken, und das Reich selbst in Ordnung bringen sollte durch allmälige Angliederung der übrigen deutschen Länder an Brandenburg. So hätten dann auch die Schwertbrüder nur dazu gedient dem Russenthum die Wege zu

bahnen, und wirklich gehört nur eine einzige Verdrehung der Wahrheit dazu, so folgt alles Andere wie von selbst. Wie dann die Mark Brandenburg in das innere Deutschland vordrang, mußte Rußland an der baltischen Küste vordringen, um auch seinerseits sich die dazu geeigneten Landschaften anzugliedern, so daß beides in voller Harmonie stände, Preußen aber im Grunde genommen nur für Rußland zu arbeiten hätte. Schon die Namensverwandtschaft könnte dabei bedeutungsvoll erscheinen, denn „Preußen" klingt ohngefähr wie „Reussen". Der Unterschied liegt nur in dem vorgesetzten P, es früge sich also woher dieser Laut stammt? Da hat man gesagt, der ursprüngliche Name sei vielmehr „Porussen" gewesen, woraus dann „Borussen" geworden, das Po aber eine slawische Präposition, welche „Neben" bedeutet. Auch dient für diese Erklärung als ein Anhalt, daß der Hauptarm des Memelstromes, welcher ungefähr die Grenze von Preußen bildet, noch heute die „Ruß" heißt. Die Preußen wären hiernach die neben den Russen Wohnenden, der preußische Staat also schon durch seinen Namen zu einem Nebenlande von Rußland prädestinirt. Und das Nebenland müßte doch natürlich dem Hauptlande folgen, es gehörte zu seinem angebornen Berufe der russischen Politik zu dienen.

Ich muß die Richtigkeit dieser Etymologie, welche andererseits bestritten ist, dahin gestellt sein lassen, und brauche wohl kaum zu erklären, daß ich, selbst wenn sie begründet sein sollte, doch darauf nur geringen Werth legen würde. Die in den baltischen Ländern begründete deutsche Herrschaft ist nicht aus der dort vorgefundenen Bevölkerung hervorgewachsen, welche vielmehr unterdrückt wurde, und wenn in dem Character jener Bevölkerung wirklich ein Zug zum Russenthum gelegen hätte, — dem doch andere Thatsachen widersprechen, — so könnte grade jener Characterzug durch die deutsche Herrschaft ganz zerstört sein. Da ich aber hier auf diese Namensfrage gerathen bin, will ich doch noch eine andere Ableitung anführen, — man hat deren viele versucht, — die jedenfalls zeigen wird, wie sehr Verschiedenes aus Namen gemacht werden kann.

Ich entnehme dieselbe aus Sietze's „Grundbegriff preußischer Staats- und Rechtsgeschichte". Nach diesem Autor also wäre der ursprüngliche Name des preußischen Landes „Prussia", und dieses Wort eine Verbalform aus der altpreußischen Sprache, zu deutsch bedeutend „Er wird wissen". Beim Himmel, das hätte etwas zu besagen, daß Preußen durch seinen Namen zum Staate des Wissens prädestinirt wäre! Vorausgesetzt nur, daß es wahr wäre, es wird aber wohl zu den Phantasien gehören, von denen das merkwürdige und gelehrte Buch dieses Autors übervoll ist. Es ist schon vor einem Menschenalter erschienen, mag aber den Gothaern unbekannt geblieben sein, sonst hätten sie dasselbe vielfach benutzen können um ihren Theorien noch ein ganz anderes Lüster zu geben, als ihre eignen Mittel bisher ermöglicht haben. Denn das Buch geht wirklich in die Tiefe, nur ist es leider ein Tiefsinn, der fast immer auf der Schwelle des Wahnsinns steht. Nicht blos der deutsche Beruf der Mark Brandenburg wird darin nachgewiesen, sondern sogar die ganze Weltgeschichte soll sich in Brandenburg conzentriren, und der Verfasser hat diese erstaunliche Behauptung doch immer viel besser begründet, als die Gothaer die ihrige zu begründen vermochten. Ich komme wohl noch ein ander Mal auf dieses sonderbare Werk zurück.

In solche Ungeheuerlichkeiten kann man gerathen, wenn man den Boden der Thatsachen verläßt, oder aus einzelnen willkürlich herausgerissenen Thatsachen Theorien spinnt. Selbst ein französischer Beruf der Mark Brandenburg wäre in solcher Weise leicht genug nachzuweisen, denn Thatsachen fehlen auch dafür nicht. Ein diplomatischer Verkehr zwischen Brandenburg und Frankreich begann schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wegen der jülichschen Erbschaft, und seitdem haben wiederholt recht innige Beziehungen stattgefunden, welche vielleicht nicht aus dem deutschen Beruf zu erklären wären. Dann ferner könnte man an die französischen Colonien in Brandenburg denken, die wichtige Folgen hatten, und jedenfalls den bequemsten Anknüpfungspunkt zu weitreichenden

Theorien darböten. Es wird aber doch wohl richtiger sein das Wesen Brandenburgs darin zu suchen, daß es selbst eine deutsche Colonie und die deutsche Mark war, worauf dann auch der deutsche Beruf des preußischen Staates zurückzuführen ist, insoweit dieser Beruf eine innere Wahrheit haben soll.

Siebenzehnter Brief.

Das preußische Staatsprincip.

So gewiß die deutschen Geschicke heute von Preußen abhängen, so gewiß kommt auch für das Verständniß der deutschen Angelegenheiten in ihrer heutigen Lage bei weitem das meiste auf das Verständniß Preußens an. Eine sorgfältige Analyse des Preußenthums, nach allen Seiten desselben, wird daher unerläßlich, und wie ich bisher gethan, werde ich dabei auch in dem Nachfolgendem lediglich an der Hand der Thatsachen vorwärts gehen. Nicht etwa, daß aus dem Preußenthum selbst schon das Deutschthum zu begreifen wäre, vielmehr ist grade dies der Mittelpunkt aller Verirrungen, daß man das Deutschthum in das Preußenthum auflösen, oder wenigstens nach preußischen Ideen und Interessen zurichten will. Dem gegenüber habe ich also die Bodenlosigkeit solches Unternehmens nachzuweisen, und glaube dies nicht besser thun zu können, als wenn ich aus der geschichtlichen Entwicklung des Preußenthums selbst zeige, wie sehr es etwas von dem allgemeinen Deutschthum Verschiedenes ist. Denn so wenig schließt das Preußenthum das Deutschthum in sich, daß es sogar bei dem besten Willen sich in der Unmöglichkeit befinden würde, von sich aus ein neues Deutschland herzustellen, sondern was auch in dieser Hinsicht versucht werden möchte, nur ein verfälschtes

Deutschthum ergeben könnte. Das ist hier die zu beweisende Thesis. Gingen nun meine bisherigen Betrachtungen über die preußische Monarchie, und ihr Verhältniß zu Deutschland, vorzugsweise von der äußeren Gestaltung derselben aus, um zuvörderst einen realen Anhalt für das Urtheil zu gewinnen, so werden wir jetzt umsomehr die innere Entwicklung derselben ins Auge zu fassen haben.

Vergegenwärtigen wir uns also, in welcher Lage Deutschland sich befand, als die moderne preußische Monarchie ihren Anfang nahm. Ich meine, da genügt schon das eine Wort, daß unmittelbar vorher der dreißigjährige Krieg gewesen war. Denn welch ein Bild entrollt sich damit vor unseren Augen! Das Land verwüstet, wie nie ein Land durch Kriege verwüstet ist; die Bevölkerung auf ein Drittheil herabgesunken, und was davon noch übrig geblieben, ein ebenso verkümmertes als verwildertes Geschlecht; alle bis dahin noch vorhandenen Keime spontaner Entwicklung geknickt; die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes wie erloschen, und vielmehr die Sonderpolitik der einzelnen Bestandtheile ein ausdrücklich anerkanntes Recht geworden, sogar durch fremde Mächte gewährleistet; daher die Einmischung der Fremden selbst als der normale Zustand geltend, die Reichsverfassung nur noch ein todtes Gerüste! Daß es also solche Zustände waren, — und grade die Mark Brandenburg war selbst mit am meisten verwüstet, — läßt die Thatkraft und das Genie des großen Kurfürsten um so heller hervorleuchten inmitten dieser Scenerie. Sein Wirken erhält dadurch das Aussehen einer neuen Schöpfung. Und dennoch wäre dies eine falsche Ansicht, so gewiß als alle die Länder, die seitdem mit Brandenburg verbunden wurden, sich schon längst vorher formirt hatten. Darum keine eigentliche Schöpfung sondern vielmehr eine Wiederherstellung des Zerstörten war wirklich die nächste Aufgabe, und grade in Brandenburg ist dies ganz buchstäblich zu nehmen. Die Städte, die Dörfer, die Rittergüter waren neu aufzubauen, Landwirthschaft und Gewerbe wieder herzustellen, womöglich mit vermehrten Menschenkräften durch neue Colonisten. Wie viele

wüste Baustellen fanden sich selbst noch im folgenden Jahrhundert, und Wald, Buschwerk oder Weideland, wo vordem der Pflug gegangen!

Das darf man nie vergessen, daß seitdem ganz Deutschland etwas Anderes wurde, indem sein nächstfolgender Entwicklungsgang sich unter solchen Bedingungen und Einflüssen vollzog, daß darin weitmehr eine Entartung als eine Fortbildung der deutschen Nationalität zu erblicken ist. Wie wär es denn nun denkbar gewesen, daß grade der neue preußische Staat, der, wie er sich unter diesen Umständen formirte, auch unvermeidlich den Geist dieses Zeitalters in sich aufnehmen mußte, und diesem Geiste selbst Gestaltung gab, — daß dieser Staat, sage ich, hinterher den deutschen Nationalcharacter wieder erweckt und die deutsche Nation zu sich selbst zurückgeführt hätte! So viel man auch wünschen und hoffen möchte, daß das Preußenthum den Willen zu solcher großen Aufgabe besäße, — es würde ihm das Vermögen dazu fehlen, so gewiß als es selbst das aus dem Verfall der deutschen Nationalität hervorgegangene Wesen ist, nicht aber etwa das Wesen der deutschen Nationalität in sich selbst enthält.

Fühlte der große Kurfürst sich als den Mann seiner Zeit, so konnte er wirklich nichts anderes thun, als in den Wust der allgemeinen Verkommniß mit seinem Herrscherwillen einzugreifen. An die freien Bildungstriebe der Nation konnte er sich nicht wenden, die alle erstorben oder verwildert waren. Er mußte so viel als möglich den Menschen wie den Einrichtungen seine eignen Ideen und seinen eignen Willen einflößen, sei es mit sanften oder mit strengen Mitteln. So weit dies aber geschah, ging daraus kein Volksthum hervor, was sich aus sich selbst bewegte, sondern was durch einen Herrscherwillen bewegt wurde. Ein von oben herab künstlich gemachtes Staatswesen, in welchem es die Menschen bald gar nicht anders wußten, als daß sie zu gehorchen hätten, die Regierung zu befehlen. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde also der „beschränkte Unterthanenverstand" gewissermaßen das normale Bewußtsein, und wäre der Unterthanenverstand gleichwohl aus seinen Schran-

ken herausgetreten, so hieß es „Raisonnire Er nicht", wozu gelegentlich der Stock hinzukam. Denn das Schlagen war diesem Mann eine wahre Freude, man konnte sagen ein Lebensbedürfniß, und wie der Herr so der Diener. In der Armee insbesondere waren die Schläge wie das Salz zum täglichen Brode. Sie gehörten wirklich zu den Mitteln, durch welche die neue preußische Nationalität herangebildet wurde, und man darf das nicht aus der Rechnung lassen. Fehlt es doch in den Ostprovinzen noch heute nicht an Leuten, die lebhaft bedauern, daß der Stock jetzt bei Seite gesetzt bleiben soll, so sehr also muß man sich daran gewöhnt haben. Der preußischen Tapferkeit haben auch die Schläge wohl nicht geschadet, sondern der Erfolg spräche eher für das Gegentheil. Die Schläge waren ja offenbar ein Abhärtungsmittel, und wie eine Vorbereitung um den Schmerz der Wunden desto leichter ertragen zu können. Auch bei den alten Römern hat es Schläge genug gegeben, aber germanische Art war das nicht. Und wer wird meinen, daß unter solchem Stocksystem sich ein edler freier Geist entwickelt hätte.

Woher stammte wohl der vielgenannte Rocher de bronce, den Friedrich Wilhelm I. als das Sinnbild seiner Souveränetät bezeichnete? Gewiß nicht aus den Wäldern des alten Germaniens. Auch selbst nicht aus den märkischen Haiden, wo man zwar hin und wieder Granitblöcke findet, welche nach der Meinung der Geologen in den Fluthen der Urzeit als Geschiebe von Skandinavien herüberkamen, dieser Rocher de bronce hingegen war offenbar ein Geschiebe, welches die Fluth der absolutistischen Ideen aus Frankreich herübergeführt hatte. Weder das Mikroskop noch die chemische Analyse würde irgend welche deutsche Bestandtheile in diesem Rocher nachweisen können. Denn selbst die Idee solcher Souveränetät, wie sie dieser König verstand, ist nicht nur den alten Germanen sondern auch dem deutschen Mittelalter gänzlich fremd gewesen. Die Fürsten waren da verklagbar, und selbst die Kaiser hatten vor dem Reichstag Rede stehen müssen; sie galten der That wie dem Rechte nach als verantwortlich, worüber sie auch genügende Erfahrungen machen konnten. Erst durch das Eindringen alt-

römischer Ideen, und noch mehr durch den Einfluß französischer Vorbilder, gelangte die moderne Souveranetätsidee in Deutschland zur Geltung, wie sich auch noch heute kein entsprechender deutscher Ausdruck dafür finden läßt. Also kein deutsches sondern ein undeutsches und insbesondere französisches Princip bezeichnete dieser Rocher de bronce, dessen Kern garnichts anderes ist, als das Bekenntniß Ludwigs XIV: „l'Etat c'est moi." Friedrich Wilhelm I. hat diese Maxime wohl selbst noch überboten, denn in Preußen fehlte das Gegengewicht des lebendigen Gefühls einer großen Nation, welches in Frankreich selbst dem Absolutismus eines Ludwig noch mancherlei Rücksichten auferlegte. So entstand in Preußen eine Autokratie, die wirklich manche Züge von russischem Wesen hatte. Zum mindesten hätte der Zustand vieler anderen deutschen Länder im Vergleich dazu noch ein freier genannt werden können. Auch befand sich das Landvolk im ganzen westlichen Deutschland in einer viel weniger gedrückten Lage als im östlichen Preußen, wo zum guten Theil völlige Leibeigenschaft bestand, und (was das Traurigste ist) selbst da bestand, wo sie Jahrhunderte vorher nicht bestanden hatte, weil in der That die Volksfreiheit wie der Volkswohlstand rückwärts gegangen war. Als die Salzburger Bauern in Ostpreußen einwanderten, erklärte der König selbst, daß diese Leute ein ganz anderes Leben gewohnt seien als die Bauern in jenen Gegenden, wo die Salzburger damals angesiedelt wurden.

Hatte nun der Absolutismus Friedrich Wilhelms I. in vieler Hinsicht noch das französische Vorbild überboten, so hatte er freilich auch seine Lichtseite, wodurch hinterher ein anderes Resultat entstand als in Frankreich. Die Volkskräfte wurden in Preußen nicht für die Hofhaltung und für den Luxus der vornehmen Welt verbraucht, sondern für das, was als Staatszweck galt, und welchem der König selbst mit großer Pflichttreue diente. Zwar hat erst Friedrich II. dieses Verhältniß als Grundsatz ausgesprochen, der That nach aber war es schon unter seinem Vater vorhanden. Das wäre also das versöhnende Element dieses Absolutismus, welches man nicht übersehen darf. Dennoch wurde der Absolutismus seinem Wesen nach

dadurch nicht aufgehoben, nur eine andere Gestalt nahm er an. Diente hier der Herrscher selbst, so war die absolute Macht nicht mehr die Person des Herrschers sondern das unpersönliche Wesen des Staates, in dessen Namen der König herrschte, gewissermaßen nur als Stellvertreter des Staates, ähnlich wie in der Theokratie der Priester der Stellvertreter Gottes ist. Eine Entwicklung zur Freiheit aber wird man darin um so weniger finden können, wenn man jetzt fragt: was dabei als Staatszweck galt, und worauf die Staatsthätigkeit sich richtete? Denn wahrlich nicht blos auf den Zustand des Volkes, um dessentwillen doch der Staat dasein sollte, sondern weit mehr noch galt der Staat als Zweck seiner selbst. Wie das aber so geschehen konnte, und was das zu bedeuten hatte, erklärt sich aus den damaligen Umständen.

Aus den zerstreuten Landparzellen, welche das Herrschaftsgebiet des großen Kurfürsten bildeten, war es ebenso schwierig ein Ganzes zu machen, als es hinterher schwierig war dieses Ganze zu behaupten. In demselben Maße, als dann trotzdem dieser neue Staat erstarkte, wuchs auch der Trieb seine Macht geltend zu machen und sich durch neue Erwerbungen zu vergrößern und auszurunden. Und doch entstand mit jedem Schritt vorwärts sogleich wieder ein neues Bedürfniß zu weiteren Erwerbungen, weil die neu erworbenen Parzellen doch zum Theil wieder außer Verbindung standen, und jedenfalls schwer zu vertheidigen waren. Hatte man einmal den Gedanken gefaßt, daß alle die zerstreuten Besitzungen, welche dem großen Kurfürsten nach dem westphälischen Frieden zufielen, ein Ganzes bilden sollten, so war damit ein unaufhaltsamer Trieb angefacht, für welchen es seitdem nie eine wirkliche Befriedigung gab. Daher die innere Ruhelosigkeit, von der ich früher gesprochen. Das Mittel und Werkzeug um jenem Triebe zu genügen, war natürlich die Armee. Dieselbe zu erhalten und zu verstärken war seit Friedrich Wilhelm I. der Hauptzweck des Staates, wie sie auch selbst der Kriegsstaat hieß. Und eben für diesen Kriegsstaat zu arbeiten, sollte auch dem Volke als Lebenszweck gelten. Also Rekruten und Steuern, — darauf kam es

am meisten an, so daß auch die Fürsorge für das Volk selbst vorzugsweise von dem Gesichtspunkte ausging, die Wehrkraft und die Steuerkraft zu steigern. Das Volk sollte sich daher möglichst vermehren, denn das gab neue Rekruten und Steuern, um sich aber desto eher zu vermehren, mußte es sich womöglich in einigem Wohlstand befinden. Ein wenig Bildung schien auch förderlich dazu, Ordnung überall von höchster Wichtigkeit, und daran schloß sich wieder so vieles Andere. Man konnte alles Mögliche damit in Zusammenhang bringen, sogar die Religion, wie Friedrich Wilhelm I. auch wirklich that.

Nur in diesem letzteren Punkte wich dann Friedrich II. entschieden von seinem Vater ab, sonst aber hat er keineswegs einen neuen Standpunkt eingenommen, sondern grade die Maximen seines Vaters erst recht zu einem System entwickelt. Vermöge der Ueberlegenheit seines Geistes wußte er die Machtmittel viel besser zu gebrauchen als sein Vorgänger, und so verstand er sich auch viel besser auf die Bedingungen der Macht. Dabei aber blieb er: daß er den Staatszweck über den Menschen setzte, und der Staat befand sich nun einmal in der Lage, daß von der Armee und den Finanzen das meiste abhing, welche beide daher die vornehmsten Gegenstände für die Regierungsthätigkeit wurden. Auch paßte dies an und für sich selbst schon am besten zu der materialistischen Philosophie, zu welcher Friedrichs Geist hinneigte. Diese Philosophie war nicht deutschen Ursprungs, was man aber damals die Aufklärung nannte, war doch nahe damit verwandt, denn es lief in der Hauptsache auf eine Theorie der Nützlichkeit hinaus. Damit stimmte es sehr gut, daß Friedrich das allgemeine Wohl, welches sich im Staate concentrirte, zum entscheidenden Princip machte, so daß zuletzt der Nutzen des Staates den Ausschlag gab. Freilich dürfte es doch fraglich sein, ob in dem Staatsnutzen wirklich zugleich die allgemeine Wohlfahrt liege, soll aber beides zusammenfallen, wie Friedrich seinerseits annahm, so wird dies Wohlfahrtsprincip ohngefähr dasselbe, was die altrömische salus publica war. Und man weiß, wohin diese zuletzt führte, nemlich zur Zertretung alles Völkerrechts, zur Cäsarenherrschaft

und zur allgemeinen Demoralisation. Diese Folgen lagen indessen noch außerhalb des Gesichtskreises der damaligen Aufklärung, die sich ihren Nützlichkeitstendenzen ohne allen Arg ergab. Darum paßte diese Aufklärung so gut zu Friedrichs politischen Tendenzen, es war natürlich, daß er sie liebte und beschützte. Gleichwohl hat er in positiver Weise nicht gar viel dafür gethan, am wenigsten für das eigentliche Schulwesen, sein Hauptverdienst war vielmehr, daß er den Ideen ihren Lauf ließ. Was ihm dabei am meisten den Ruf der Freisinnigkeit eingetragen, ist sein Verhalten in Beziehung auf die Religion. Persönlich war ihm wohl selbst alle Religion gleichgültig, jedenfalls entsprangen seine toleranten Ansichten weit weniger aus religiöser Ueberzeugung als aus seinen Ideen von dem Nutzen des Staates, wonach ihm Intoleranz als etwas sehr Schädliches erscheinen mußte, und das war eben das Hauptmotiv, weshalb er so nachdrücklich Toleranz forderte. Aus einem reinen und lebhaften Gefühl für Menschenwürde und Menschenrecht geschah es wirklich nicht. Er mag von diesem Gefühl kaum mehr gehabt haben als sein Freund Voltaire, der doch das niedere Volk kurzweg die Canaille nannte, wie wenn die Menschenwürde erst mit der philosophischen Bildung begönne. Auch war dies die unvermeidliche Folge einer Denkweise, die sich rundweg vom Christenthum losgesagt, welches allein dem Menschenrecht und der Menschenwürde einen festen Stützpunkt gewährt. Die antiken Ideen hingegen, mit denen Friedrich nach seiner gewiß sehr oberflächlichen Auffassung des Alterthums sich durchdrungen hatte, vertrugen sich ja sogar mit förmlicher Sclaverei, woran selbst die alten Philosophen keinen Anstoß genommen hatten. Man wird also nicht annehmen dürfen, daß Friedrich durch ein besonderes Interesse für Menschenrecht und Menschenwürde getrieben worden sei, sondern immer stand der Nutzen des Staates im Hintergrunde. Und so mußte es ihm zuletzt als das Allernützlichste gelten ein sicheres und brauchbares Privatrecht zu schaffen, womit er daher während seiner ganzen Regierung ernstlich beschäftigt war. Dasselbe für das

öffentliche Recht zu thun, wäre vielleicht nicht minder nützlich gewesen, erschien ihm aber zur Zeit noch überflüssig.

Konnte aus solcher Denk- und Regierungsweise nur wenig Ersprießliches für deutsche Freiheit entspringen, so gewiß nicht mehr für deutsche Nationalität. Im Gegentheil wirkte ja alles dahin, daß sich eine Art von preußischer Nationalität bilden mußte. Hatte in den einzelnen Territorien, die hinterher mit Brandenburg verbunden wurden, vordem ein landschaftliches Bewußtsein bestanden, und dann darüber das Bewußtsein des deutschen Reichsverbandes, so schob sich jetzt das Preußenthum als etwas Besonderes und Drittes dazwischen. Der Westphale z. B. fühlte sich hiernach zunächst als der Sohn der rothen Erde, dann als Preuße, und erst zuletzt als Deutscher. Je mehr dabei das Preußenthum erstarkte, umsomehr mußte grade dieses Mittlere zur Hauptsache werden, so daß der Westphale vor allem sich als Preuße fühlen sollte. Nebenbei mochte er sich auch als Westphale fühlen, wie viel aber noch von deutschem Gefühl übrig blieb, darauf kam grade für das Preußenthum am allerwenigsten an. Die Lithauer, Masuren, Kassuben und Wasserpolacken lieferten auch brauchbare Rekruten, und waren um deswillen, daß sie nicht deutsch sprachen und auch wohl keine Spur von deutschem Gefühl besaßen, nicht minder gute Preußen. Was konnte man denn besseres wünschen, als daß der Westphale, wie er tapfer auf die Franzosen einhieb, auch ganz eben so tapfer auf Sachsen oder Oesterreicher einhauen möchte, wobei er nicht im geringsten an deutsche Brüder zu denken hatte, umsomehr aber an Preußen und seinen großen König.

Dennoch bleibt es unbestreitbar, daß das Preußenthum in mancher Hinsicht heilsam auf die deutsche Nationalität gewirkt hat, weil es in die allgemeine Stagnation ein Princip der Bewegung brachte. Darüber ließe sich vieles sagen, und ist auch schon so viel darüber gesagt, daß es nicht wiederholt zu werden braucht. Daß aber daneben viel Unheil daraus entsprang, wird dadurch nicht aufgehoben. Auch wird Niemand behaupten können oder wollen, daß alle die Maßregeln, die

von Seiten Preußens ausgingen, in sich selbst nothwendig gewesen seien, oder man müßte die Freiheit in der Geschichte leugnen, womit aber jede sittliche Beurtheilung verschwände. Nicht einmal ein Urtheil nach Klugheitsrücksichten bliebe dann übrig, weil ja selbst die Klugheit nichts vermöchte, wo alles aus innerer Nothwendigkeit erfolgte. Sinnlos dann noch von irgend einem Verdienst oder Ruhme zu sprechen, wenn die Handlung nicht frei war. Soll also dem Preußenthum irgend ein Verdienst und Ruhm zukommen, so muß es auch frei gehandelt haben, und hat es frei gehandelt, so wird es wahrscheinlich auch geirrt und gesündigt haben. Es irrt der Mensch, sagt der Dichter, so lang er strebt, und wir sind allzumal Sünder, sagt die Schrift. Die ganze Weltgeschichte ist voll von Belägen für diese Wahrheit, und keineswegs so voller Vernunft, wie sie in der hegelschen Philosophie erscheint. War also das Preußenthum wirklich ein aufstrebendes Wesen, so lag ihm die Gefahr des Irrthums um so näher, und der Irrthum mußte um so größere Folgen haben.

Nun wäre es ein mißliches Unternehmen hier das Für und Wider abzuwägen. Und was hülfe es auch zu sagen, daß dieses oder jenes hätte anders gemacht oder unterbleiben sollen, — es sind geschehene Dinge. Die einzige Frage von practischem Werth bleibt nur: wie das Resultat aufzufassen sei, was aus alledem hervorging, weil die Beantwortung dieser Frage auch noch das Urtheil über die heutige Politik so stark beeinflußt, daß sie in vieler Hinsicht entscheidend wird. Was war denn also das Endresultat alles dessen, was von dem großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern geschah? Doch gewiß, daß eben dadurch das moderne Preußen entstand, und je mehr sich dieser Staat zu einem besonderen Wesen ausprägte, umsomehr wurde das Preußenthum etwas von dem Deutschthum Verschiedenes. Oder hat wohl dieser neue Staat, indem er sich formirte, dann um sein Dasein kämpfte und sich zugleich fortwährend vergrößerte, zu welchem Zwecke er alle Kräfte seiner Bevölkerung in Anspruch nahm, — hat etwa dieser Staat, frage ich, alle diese Arbeit um Deutschlands

willen unternommen, und ist um dessentwillen selbst von Anfang an entstanden? Schon solche Frage müßte jedem Denkenden befremdlich erscheinen, so gewiß als jedes Wesen, welches überhaupt entsteht, aus dem Triebe entsteht etwas für sich zu sein, sonst entstände es garnicht. In unserem Falle aber hat außerdem der preußische Staat selbst auch im voraus die ausdrückliche Antwort auf eine so sonderbare Frage gegeben. Dadurch nemlich, daß grade in Preußen der Staat zum Selbstzweck gemacht wurde, was doch wenigstens so viel heißt, daß Preußen um seinetwillen da sein wollte, und nicht um eines Anderen willen. Ich bestreite dabei nicht, daß das Emporkommen Preußens tief in die deutsche Entwicklung eingriff, und zum Theil auch genützt hat, ich bestreite nur, daß die Absicht aus deutschen Bedürfnissen hervorging und auf deutsche Interessen gerichtet war; sondern aus preußischen Bedürfnissen entsprangen alle Unternehmungen, und um preußischer Interessen willen wurden sie ausgeführt, wobei Deutschland nur als das möglichst auszunutzende Material für Preußen galt. Der große Friedrich hat darüber nie eine andere Ansicht gehabt, und hat zuletzt auch den Fürstenbund nur um Preußens willen gestiftet, obwohl die daraus entspringenden Folgen allerdings Deutschland betrafen. An der Erhaltung der alten Reichsverfassung lag ihm an und für sich garnichts; aber er war zu klug um nicht zu erkennen, wie sehr dadurch zugleich die Sicherheit Preußens bedingt war. Da hieß es: leben und leben lassen, und diese Maxime erhielt seine ganze Politik in den Schranken der Mäßigung.

Ich nehme die Thatsachen, wie sie sind, und basire darauf mein Urtheil. Will man statt dessen die Thatsachen nur zur Folie politischer Tendenzen machen, so gilt eine Tendenz so viel als die andere, und jede Extravaganz wird hinterher ihr Gegentheil hervorrufen. Hatten also die Gothaer den deutschen Beruf erfunden und die preußische Staatsentwicklung zur deutschen Nationalentwicklung umgestempelt, so konnte auch die Reaction gegen solche Geschichtsverdrehung nicht ausbleiben. Und so ist Onno Klopp wirklich zu dem

diametralen Gegentheil gekommen. Nach seiner Ansicht wäre vielmehr Preußen das böse Princip in Deutschland gewesen, und insbesondere der große Friedrich, als der Heros des specifischen Preußenthums, der wahre Vater alles Bösen. Grade als hätte in Deutschland alles vortrefflich gestanden, zu der Zeit als das moderne Preußen anfing, was doch die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege war. Wäre dann Preußen nicht gekommen, meint dieser Autor, so wäre der Zustand immer besser geworden, aber durch Friedrich erhielt die ganze Herrlichkeit den Todesstoß. Ja allerdings, die Verösterreicherung Deutschlands hätte ohne Preuße nwahrscheinlich ihren guten Fortgang gehabt, und es ist die reine Wahrheit, daß Friedrich diesem Fortschritt für immer ein Ende machte, was dann eben sein größtes Verbrechen gewesen wäre. Selbst daß er die Besitzergreifung Baierns durch Oesterreich verhinderte, war darum nach Klopp's Ansicht durchaus verwerflich. Ich hingegen finde darin grade die rühmlichste That Friedrich's, so gewiß als sie ohne Zweifel die reinste war. Und das ist auch die Summe aller Verdienste, die sich Preußen bis dahin um Deutschland erwarb, daß es der Verösterreicherung Ziel setzte. Denn darin lag die Vorbedingung für eine dereinstige Wiederherstellung Deutschlands.

Dies Verdienst muß anerkannt werden. Nur muß man auch wissen, daß es für Deutschland etwas blos Negatives war, was nie ins Positive übergehen konnte. Oder das Positive wäre ganz einfach die Verpreußung Deutschlands gewesen, wobei die deutsche Nationalität nur aus einer Entstellung in die andere geriethe. Man frage doch nur, was denn Preußen selbst Positives hätte, welches ihm eigenthümlich wäre, außer eben sein Preußenthum, und dieses in Deutschland hinein zu tragen, hieße Deutschland verpreußen. Etwas blos Negatives also war dies Verdienst, und nur die Vorbedingung zu einer dereinstigen Nationalentwicklung, nicht entfernt aber diese Entwicklung selbst. Vielmehr erfolgte zunächst der gänzliche Zerfall des deutschen Nationalkörpers.

Hätte Friedrich noch ein Decennium fortregieren können,

so wäre es zu diesem Aeußersten wahrscheinlich nicht gekommen, denn um Preußens selbst willen hätte er gewiß die Auflösung des Reiches zu verhindern gesucht, und wer kann behaupten, daß das unmöglich gewesen wäre? Seine Nachfolger hatten aber nicht das Genie, um sich in den Schwierigkeiten, welche aus der schwankenden Doppelstellung Preußens ganz unvermeidlich entsprangen, zurecht zu finden. Friedrich Wilhelm II. sah in Preußen nichts weiter als die Macht, die es unter seinem großen Vorgänger geworden war, und indem er diese Macht ganz äußerlich auffaßte, kam es ihm auch nur auf äußerlichen Zuwachs an, und daher die principlose Politik in Polen wie das Preisgeben Deutschlands durch den Baseler Frieden. Da zeigte sich nun, daß ein so künstlich gebildeter Staat wie Preußen auch nur durch Kunst regiert werden kann. Aber welche Staatskunst war das, die aus der Hand in den Mund lebte! Auch unter Friedrich Wilhelm III. ging das so fort, bis der Rheinbund kam, und dem Rheinbunde auf dem Fuße die Katastrophe von Jena folgte.

Was wäre so schlecht in der Welt, daß es sich nicht durch einige wohlfeile Gründe beschönigen ließe! So hat denn selbst dieser Abgrund von Gesinnungslosigkeit, als welchen sich die damalige preußische Politik darstellt, wenn nicht seine Lobredner doch wenigstens seine Beschöniger gefunden, die durch den in ihren Erörterungen bewiesenen Scharfsinn vielleicht als eben so tiefe Geschichtsforscher wie als practische Politiker gelten wollen, die unter Umständen auch wohl fähig wären eine ganz eben so schöne Politik zu führen. Das Letztere ist ihnen zuzutrauen. Wenn aber die Forschungen dieser Herren nur einen Zoll tief unter die Oberfläche herabgingen, so würden sie in den Ereignissen selbst den deutlichsten Beweis davon finden, wie sehr das Preußenthum für Deutschland nur von negativer Wirkung gewesen war. So negativ, daß jetzt alle Bande eines nationalen Zusammenhangs zerrissen, und die Nation der tiefsten Entwürdigung anheimfiel. Nicht minder zeigte zugleich das so gänzliche Zusammenbrechen der preußischen Monarchie, wie viel Faules in diesem Staate sein mußte, und

was doch gewiß aus tieferen Quellen entsprungen sein mochte. Woraus wäre es denn also entsprungen? Ich meine daraus, daß in dieser Monarchie an und für sich etwas Unzulängliches und Unwahres lag, was doch grade den geistigen Mittelpunkt derselben bildete, nemlich in der Bestimmung des Staatszweckes. Hatte Friedrich den Nutzen des Staates zu seinem höchsten Princip gemacht, so war dies an und für sich unzulänglich und verwerflich, allein das Entscheidende lag doch erst in der Praxis, wobei es sich noch immer fragen konnte, was nun als Nutzen des Staates gelten und um dessentwillen angestrebt werden sollte? Es gehörte ein fester Wille, ein scharfes Denken und eine vielseitige Bildung dazu, um auf dem Boden dieses Nützlichkeitsprincipes sich nicht ins Haltungslose zu verlieren, und so war es Friedrichs Genie gelungen, das Falsche seines Staatsprincipes durch die Praxis einigermaßen zu corrigiren. Fehlte hingegen ein solcher Wille und ein solches Denken, so mußte dann freilich erfolgen, was wirklich erfolgte. Die polnischen Erwerbungen konnten ja als ein großer Nutzen erscheinen, der baseler Frieden war auch nützlich, und das darauf beruhende Neutralitätssystem hatte neben dem Nutzen noch die Bequemlichkeit für sich, bis Napoleon kam um allen diesen Nutzen auf einmal zu Wasser zu machen.

Ist nicht die Politik von 66 aus demselben Nützlichkeitsprincip entsprungen? Und wie groß erscheint wirklich der dadurch erreichte Nutzen! Haufenweise liegt er da, und noch immer kommen neue Haufen hinzu. Man weiß kaum, wo man mit alle dem Nutzen hin soll, und am Ende kann es dieser Politik begegnen, daß sie in ihrem eignen Fette erstickt. Vis consilii expers mole ruit sua.

Achtzehnter Brief.

Das Kriegswesen und was damit zusammenhängt.

Machen Sie sich nur darauf gefaßt heute die sonderbarsten Dinge zu hören! Ich kann mir auch schon im voraus denken, wie Sie den Kopf dazu schütteln werden. Hilft Ihnen aber nichts, und schadet mir nichts. Ich habe eben meine eignen Ansichten über die deutsche Frage, das wissen Sie schon, und haben mich eben deshalb zur Aeußerung aufgefordert. Das längst Bekannte nur in neuen Wendungen zu lesen, dazu ist Ihnen ihre Zeit zu kostbar, und ich meinerseits würde es auch für Zeitverlust erachten dergleichen zu schreiben. Was ich aber heute sagen will, wird nicht blos von den herkömmlichen Ansichten weit abweichen, sondern ich werde dabei Verhältnisse zur Sprache bringen, an die, wie es scheint, bisher fast garnicht gedacht war. Um so fremdartiger mag es dann freilich klingen, wird aber vielleicht umsomehr zur Erklärung darüber dienen, weshalb ich über die deutsche Frage so sehr verschieden denke als Andere. Auch meine früheren Erörterungen werden dadurch, wie ich hoffe, ein neues Licht empfangen, welches zugleich ihre practische Wichtigkeit hervortreten läßt.

Sie fragen vielleicht, wie ich doch selbst auf jene Verhältnisse gekommen sei, welche bisher unberücksichtigt geblieben waren, und das will ich Ihnen auch sagen. Was mich darauf führte, ist wieder nichts anderes als meine physiologische Methode, worüber ich mich beiläufig schon früher äußerte, und wonach ich seit vielen Jahren gewohnt bin jedes politische Verhältniß zu analysiren und anatomiren. Dabei kommt man dann manchen Dingen auf die Spur, von denen diejenigen sich nichts träumen lassen, welche sich blos um die äußeren Bedürfnisse kümmern, wie sie grade augenblicklich erscheinen mögen, als z. B. Einheit der diplomatischen und militärischen Führung, des Zollwesens und dergleichen; oder die sich blos

in herkömmlichen Allgemeinbegriffen herumdrehen, als da sind: Centralgewalt, Parlament und Grundrechte, wobei sie dann nichts weiter thun als aus solchen Begriffen allerlei logische Folgerungen zu ziehn. Bei solchem Verfahren müssen natürlich die inneren Factoren deutscher Entwicklung für immer im Dunkel bleiben, weil sie ans Licht zu ziehen sich Niemand bemüht. So unerforscht und unverstanden sind sie daher noch heute, wie es früher die Natur der materiellen Körper war, so lange es weder Chemie noch Anatomie gab. Ich kam nun auf den Gedanken eine Analyse des deutschen Nationalkörpers zu versuchen, und was Ihnen etwa in meinen früheren Briefen als neu entgegen getreten sein möchte, das beruhte alles auf solchen Untersuchungen. Jetzt will ich eine neue Untersuchung unternehmen um Ihnen dadurch Erscheinungen zu erklären, welche aus einem so tief in dem Nationalkörper verborgenen Princip entspringen, daß der Nachweis mich vielleicht zu weitläufigeren Erörterungen nöthigen wird, als mir selbst lieb ist. Aber was thut das, wenn es nur wirklich zur Erkenntniß hilft.

Um nun zur Sache zu kommen, nehme ich zunächst den Faden der geschichtlichen Betrachtung wieder auf, wo ich ihn zuletzt fallen ließ. Und da waren wir grade bis zu der Katastrophe von Jena gelangt. Von dem tilsiter Frieden an bis 1815 folgt dann eine eigenthümliche Periode, welche richtig zu beurtheilen von höchster Wichtigkeit ist. Sie erscheint fast wie ein Interregnum in der Geschichte des Preußenthums, weil das Preußenthum damals fast ganz unter der Hülle des Deutschthums verschwand. Darum bildet auch diese Periode einen Haupttrumpf für die Wortführer des deutschen Berufes, weil damals Preußen selbst ganz deutsch geworden sei, obwohl man doch zugeben wird, daß die Slawen in Oberschlesien, in West- und Ostpreußen, nicht auf der Stelle deutsch lernen konnten, wie sie es selbst heute noch nicht recht gelernt haben. Darüber wäre auch wohl hinweg zu sehen, denn diese Slawen haben in den Freiheitskriegen nicht minder tapfer gefochten, und es war doch Deutschland, für welches sie fochten. Somit

wäre Preußen in sich selbst deutsch geworden wie andererseits ein Werkzeug des deutschen Berufes, — vorausgesetzt nemlich, daß beides auch eben so richtig wäre, als es scheinbar ist. Wir müssen daher das Eine nach dem Anderen in Untersuchung ziehen, weil hier in der That zwei Behauptungen zu einer verbunden sind.

Preußen, wie eben gesagt, soll also in jener Periode ganz deutsch geworden sein. Es scheint folglich, daß es bis dahin noch nicht so ganz deutsch gewesen. Und wohl grade am allerwenigsten in der zunächst vorangegangenen Zeit, wo die neu erworbenen polnischen Provinzen einen sehr beträchtlichen Theil des Staatsgebietes ausmachten. Die Begierde aber, mit der man nach diesem Besitz gegriffen hatte, zeigte deutlich genug, wie wenig für das damalige Preußen darauf ankam etwas eigentlich Deutsches zu sein. Sondern nichts weiter als eine Macht wollte es sein, und die Macht ganz materiell betrachtet nach Quadratmeilen und Seelenzahl. Auch kann man nicht leugnen, daß schon der große Friedrich zu dieser Ansicht die Bahn gebrochen hatte durch die erste polnische Theilung, wobei er doch vor allem auf das zu erwerbende Landgebiet sah, der nationale Character der Bevölkerung hingegen war Nebensache; genug, daß preußische Unterthanen daraus wurden. Sollte also Preußen hinterher ein deutsch-nationales Ansehn gewinnen, was bis 1806 sehr zweifelhaft war, so mußte ein Umschwung eintreten. Und wie tief dieser Umschwung wirklich in das Preußenthum eingriff, davon zeugt wohl am meisten, daß die noch vor kurzem mit solcher Vorliebe gepflegten Erinnerungen an den großen Friedrich nun auf einmal in den Hintergrund gedrängt wurden, statt dessen man viel lieber die Erinnerungen an den großen Kurfürsten zu erwecken suchte. Denn der war, wie ich früher sagte, in der Hauptsache selbst noch eine deutsche Gestalt gewesen, indem das specifische Preußenthum erst später als ein selbständiges Wesen hervortrat. Und grade dieses specifische Preußenthum erwies sich als unbrauchbar um als Boden zu der damals beabsichtigten Reorganisation zu dienen, welche im deutschen Sinne aus

geführt werden sollte. Das Preußenthum hatte wirklich nicht den geistigen Fond dazu.

Und wie leicht erklärt sich das, wenn man nur nie vergessen will, daß grade die Kernprovinzen des preußischen Staates nichts anderes waren als eine deutsche Colonie, so daß sie folglich auch den allgemeinen Gesetzen der Colonialländer unterliegen werden. Colonien entwickeln sich in der Regel schneller als das Mutterland, das haben schon im Alterthum die griechischen Colonien gezeigt, in unserer Zeit zeigt es Nordamerika. Und wie überraschend schnell hatte sich nicht die Mark unter den Anhaltinischen Markgrafen entwickelt, und wie noch schneller selbst der deutsche Ordensstaat! Aber Colonien gerathen auch weit leichter in Verfall, und ist das geschehen, so haben sie weit weniger Kraft sich aus sich selbst wieder zu erheben, weil ihr geistiges Leben nicht die tiefen Wurzeln besitzt wie im Mutterlande. Sie müssen darum auf den Geist des Mutterlandes zurückgreifen. Und grade dies geschah auch wirklich damals in Preußen, indem man geistige Kräfte aus dem alten Deutschland heranzog.

Es gehört eine sehr materialistische Denkweise dazu, wenn man dies gering anschlagen und darum so thun will, als hätte das damalige Preußen sich rein aus sich selbst erhoben. Geistige Hülfe bedeutet unter Umständen mehr als Truppen und Geldmittel. Und wäre es auch nur eine kleine Anzahl von Männern gewesen, die jetzt nach Preußen kamen, — schon ein einziger Mann wiegt oft schwer, am schwersten in der Zeit der Noth, wo nur das Ungemeine retten kann. Durchschnittsmenschen, die man überall und immer hat, sind dann nur wie die Nullen, die ihre Bedeutung erst durch die davorstehende Zahl erhalten. Dieses also zugegeben, so muß es wohl auffallen, daß von allen den Männern, die damals eine hervorragende Rolle spielten, die meisten weder nach Geburt noch Erziehung selbst dem Preußenthum angehörten, welches also, wie es scheint, zur Hervorbringung bedeutender Männer nur wenig Fähigkeit besaß. Ist doch selbst nicht einmal Blücher ein geborner Preuße gewesen! Ich will dahin gestellt lassen,

ob auf diesen Mann seine Heimath einen Einfluß geäußert hat, denn seiner äußeren Erscheinung nach könnte er wohl auch den pommerschen Typus repräsentiren, obwohl er allerdings ein Unabhängigkeitsgefühl verrieth, welches dem damaligen pommerschen Adel fremd gewesen sein dürfte, und wo andershin deutet. Unter dem großen Friedrich hatte er einst trotzig seinen Abschied gefordert. Indessen hat Blücher nur durch seine Person gewirkt, durch seinen unverzagten Muth wie durch sein populäres Wesen bei den Soldaten; ein geistiges Element hat er nicht in das Land gebracht, und auch in der Armee hat er nichts organisirt. Daß aber grade ein Scharnhorst und Gneisenau, ein Stein und Hardenberg, aus dem Auslande kamen, muß am meisten zum Nachdenken auffordern.

Wie sonderbar sage ich, daß das so militärische Preußen doch den Reorganisator seines Militärwesens nicht selbst hervorbringen konnte, sondern daß erst ein Fremder dazu kommen mußte, der damals schon ein ganz fertiger Mann war, und die Idee zu seinen späteren Schöpfungen schon in seinem Kopfe mitbrachte! Scharnhorst stammt bekanntlich aus dem Hannoverschen, und zwar so recht aus dem Kerne des alten Sachsenlandes, aus urgermanischem Boden. Selbst Erinnerungen an die Kämpfe gegen die alten Römer haften an seiner Heimath, die auch gewiß dem jungen Scharnhorst, der sogern von alten Geschichten hörte, nicht fremd geblieben sein werden. Was aber den Jüngling erst zu dem Manne gemacht hat, der er geworden ist, das war der Graf Wilhelm von Lippe, auf welchen man daher zurückgehen muß um Scharnhorst selbst zu verstehen. Gleich groß in der Praxis wie in der Theorie des Krieges, und dabei ein vielseitig gebildeter Mann, hatte dieser Graf die Kriegeskunst zu seinen Lebensberuf gemacht, und zu diesem Zwecke im Steinhudermeere die kleine Festung Wilhelmsstein gebaut, wo er eine theoretisch-practische Schule anlegte, die unter seiner persönlichen Leitung stand. Sein militärisches Genie wäre vielleicht nicht geringer zu schätzen gewesen als das des großen Friedrich, und er hatte das auch durch die That bewiesen. Denn er hatte zu seiner Zeit Portugal gerettet; wohin

er als Generalissimus berufen war, und wo sein Andenken noch heute in Ehren steht. Aber seine Ideen liefen auf ein ganz anderes Militärsystem hinaus, als unter dem großen Friedrich bestand. Mit einem Worte auf Volksbewaffnung, worüber er auch ein umfängliches Werk verfaßte. Das hatte nun etwas zu bedeuten für unseren Scharnhorst, daß er in die Schule eines solchen Lehrmeisters trat und bald sein Lieblingsschüler wurde. Denn in ihm ging das Samenkorn auf, welches der Lehrer in seine Seele gelegt hatte, es wurde ein Baum daraus. Dann ging Scharnhorst nach Preußen und pflanzte dort den Baum. So ist der reine Thatbestand.

Das Landwehrsystem ist seiner Idee nach nicht aus dem Preußenthum entsprungen, selbst nicht einmal auf preußischem Boden, sondern auf dem Wilhelmsstein im Steinhudermeere, und Preußen wurde nur der Boden, wo die Idee zur Ausführung gelangte. Gewiß, die bloße Idee ist nichts ohne die Ausführung, was aber wäre die Ausführung ohne die Idee? Ohngefähr was der menschliche Körper ohne die Seele wäre. Ist nun in Preußen Scharnhorst die Seele der neuen Militärorganisation geworden, so kam unstreitig sehr viel darauf an, unter welchen Einflüssen er selbst sich entwickelt hatte. Denke man nur, er hätte seine Erziehung in dem berliner Cadettenhause erhalten, — wie unvermeidlich würde er doch von dem Geiste ergriffen sein, welcher in der Armee des großen Friedrich lebte! Und das war ein ganz anderer Geist als derjenige, woraus später das Landwehrsystem entsprang. Darum ist auch Scharnhorst bei den Männern aus Friedrichs Schule nur wenig beliebt gewesen, die ihm selbst manche Hindernisse bereiteten. Natürlich war er verständig genug seine Entwürfe den in Preußen vorliegenden Bedingungen anzupassen, denn an eine radicale Beseitigung des alten Systems durch ein reines System der Volksbewaffnung wäre garnicht zu denken gewesen. Möglich war nur ein Mittleres, welches doch gleichwohl als eine so tiefgreifende Neuerung erschien, daß es ohne die drängende Noth wohl kaum angenommen wäre. Sobald diese Noth vorüber war, erwachte daher auch bald wieder die

Misgunst gegen die Neuerung. Das Landwehrsystem wurde nicht weiter gebildet sondern vielmehr abgeschwächt. Und kaum wäre es anders zu erwarten gewesen, so gewiß als in der preußischen Armee, wie sie sich seit dem großen Kurfürsten entwickelt hatte, ein eigenthümlicher Geist lebte. Dieser Geist reagirte daher gegen ein System, welches eben nicht aus dem Preußenthum hervorgegangen, sondern demselben nur von anders woher eingeimpft war. Und diese Reaction ist nie erloschen, sie hat sich fortwährend gesteigert und hat zuletzt gesiegt durch die bekannte Reorganisation.

Muß man nicht schließen, daß hier nicht blos zufällige Umstände und persönliche Stimmungen wirkten, sondern vielmehr ein Gegensatz der Principien zum Grunde liegt? Ein Gegensatz der wie unüberwindlich erscheint, und durch sein hartnäckiges Fortbestehen um so mehr auf seine tiefen Wurzeln deutet. Schon von Anfang an, meine ich demnach, lag in der preußischen Armee ein ganz anderes Princip als das der Landwehr. Und dieses Princip wird auch wohl zur Zeit des großen Kurfürsten nicht ganz neu entstanden sein, sondern seinen Wurzeln nach selbst noch viel tiefer zurückreichen, sonst wäre schwer begreiflich, wie es während einer vergleichsweise doch nur kurzen Geschichte zu einer so ausgeprägten Gestalt gelangt sein sollte. Nein, das seit dem großen Kurfürsten emporgekommene Princip hatte schon eine Präexistenz, grade wie auch der moderne preußische Staat eine Präexistenz in der deutschen Nordmark hatte. Und wie weit reicht wiederum die Präexistenz dieses Principes zurück? Gewiß ganz eben so weit als andrerseits die Präexistenz der Nordmark. Oder vielleicht sogar noch weiter, grade wie auch die Nordmark wiederum aus etwas Vorhergegangenen entstanden war.

Jetzt sind wir zu den letzten nachweisbaren Wurzeln des fraglichen Gegensatzes gelangt. Und jetzt muß die Erklärung heraus, so befremdend sie auch klingen mag. Ich kann mir nicht helfen, die Sache ist zu wichtig. Denn am Ende ist doch das moderne Preußen, was es geworden, durch seine Armee geworden, und was dieses Preußen durch seine Armee für ganz

Deutschland bedeutet, liegt heute vor aller Augen. So wichtig also die Sache ist, so wichtig ist es auch ihr Grundprincip zu erfassen, und um dahin zu gelangen, darf man sich nicht verdrießen lassen selbst einen sehr weiten Weg zurückzugehen.

Bis in die Germania des Tacitus gehe ich darum zurück, so wenig dies auch den Politikern unserer Tage zusagen mag, für welche die ganze Welt von gestern zu sein scheint. Indessen steht es doch so, daß wer immer sich ernstlich mit den Fragen der deutschen Nationalentwicklung beschäftigt hat, — nach welcher Seite es sein mochte, — auch bis auf jenes Grunddocument unserer Nationalgeschichte zurückgehen zu müssen geglaubt hat. Demgemäß finde ich die letzte Wurzel des fraglichen Principes in dem schon zu Tacitus Zeiten so wichtigen Gefolgewesen. Und warum soll ich das nicht sagen dürfen, da man doch andrerseits auch das Landwehrsystem auf eine eben so alte Grundlage zurückzuführen pflegt, indem man darin eine Wiederherstellung und Metamorphose des altgermanischen Heerbannes erblickt. Insoweit nun dieses als zulässig gelten darf, insoweit muß es auch zulässig sein, sich desgleichen das altgermanische Gefolgewesen als ein bis heute noch fortwirkendes Princip zu denken.

Schon bei den alten Germanen, sage ich, bestand Zweierlei. Nemlich zuerst die freie Volksgemeinde, als ein zugleich politisches und militärisches Wesen, so sehr, daß man selbst bei den Berathungen bewaffnet erschien, denn „Wehrlos — ehrlos" galt damals als Grundsatz. Beides aber hing wieder innig mit dem Grundbesitz zusammen, nur die freie Bauerschaft bildete ursprünglich das Volk im politischen Sinne, die Volksgemeinde als Basis der Autorität. Es lag etwas Republikanisches darin, aber doch keine Republik im eigentlichen Sinne, so daß die Volksgemeinde schon für sich das Ganze gewesen wäre. Der Fürst gehörte dazu, nur nicht als eine auf besonderem Rechte beruhende Macht sondern durch das Recht selbst mit der Gemeinde verknüpft. Dem entsprechend stand auch der wenig zahlreiche Adel nur durch Ehre und Einfluß über den Gemeinfreien, so daß er nur eine Steigerung

der Gemeinfreiheit darstellte, die Freiheit selbst aber der Boden aller Rechtsentwicklung war, wie auch noch im Mittelalter die verschiedenen Freiheitsstufen auf die ursprünglich gemeinsame Grundlage deuten. Dies also wäre das Erste. Ganz anders hingegen stellte sich das Verhältniß in den Gefolgschaften, mit denen sich Fürsten und hervorragende Edlinge umgaben. Da war nicht Freiheit die Grundlage, obwohl man freiwillig in den Dienst trat, sondern eben dies Dienstverhältniß war das Wesentliche. Darum ging hier von dem persönlichen Verhältniß der Gefolgsleute zu dem Gefolgsherrn die ganze Organisation aus, während auf der anderen Seite vielmehr die Mitgliedschaft in der Gemeinde das Entscheidende war. Hieß es hier: was bist du in der Gemeinde, so dort hingegen: was bist du für den Herrn, denn je nachdem Einer dem Vertrauen des Herren näher oder ferner stand, bestimmte sich sein Rang in der Gefolgschaft, als ein Ausfluß der Gunst von oben herab. Diese zwei so wesentlich verschiedenen Organisationsprincipien bestanden also bei den alten Germanen nebeneinander und wirkten zusammen, wodurch von Anfang an eine Duplicität der Entwicklung gegeben war.

Wie anders möchte nun die Geschichte verlaufen sein, wären diese beiden Principien mit einander verbunden und im Gleichgewicht geblieben. Das thaten sie aber nicht, sondern das Gefolgewesen überwältigte hinterher das Gemeindeleben, wovon es doch ursprünglich nur ein Nebenzweig gewesen sein konnte, so gewiß als die Entstehung der Gefolgschaften schon das Vorhandensein einer Volksgemeinde voraussetzte, nicht aber umgekehrt. Daß also dies Gefolgewesen später die Herrschaft gewann, muß offenbar als eine Vergewaltigung der alten Volksfreiheit angesehen werden, und ist auch noch Jahrhunderte lang als eine solche empfunden worden. Dem ursprünglichen Germanenthum ist wirklich Gewalt angethan. Und doch war dies nur die Folge davon, daß es selbst Gewalt geübt hatte.

So lange nemlich noch die Volksgemeinde die Basis der öffentlichen Ordnung bildete, können die Gefolgschaften kaum einen politischen Character gehabt haben, sondern ihre Haupt-

bedeutung hatten sie nur im Kriege. Je mehr Krieg es aber gab, um so mehr mußte die in den Gefolgschaften liegende Militärmacht an Wichtigkeit gewinnen, und konnte dann um so leichter auch die politische Herrschaft an sich reißen. Lag doch in den fürstlichen Gefolgschaften von Anfang an der Keim zu einer von dem Volksaufgebot unabhängigen Haustruppe, und dieser Keim entwickelte sich durch die Eroberungszüge in die römischen Provinzen und durch die Niederlassung daselbst. Darum ist das Feudalsystem nicht in dem eigentlichen Deutschland entstanden, sondern links vom Rhein hat es seine erste Ausbildung erhalten, nachdem aber das alte Deutschland von den linksrheinischen Franken selbst unterworfen war, mußte die in Frankreich begonnene Entwicklung auch nach Deutschland herüberschlagen.

Aus dem Gefolgewesen also ging der Feudalismus hervor, der dann allmälig die ganze alte Volksfreiheit überwuchert und erstickt hat. Nur Trümmern blieben davon übrig, wo sich freie Bauerschaften erhielten, wie andererseits in den einzelnen Freiherrn, die nur Gott und den Kaiser über sich erkannten, keinem Fürsten zu Dienst verpflichtet, bis hinterher in dem Bürgerthum der neu entstandenen Städte auch noch eine Metamorphose der alten Volksfreiheit hinzukam. Allbekannt ist nun, wie wichtig in diesem Umbildungsprozeß altgermanischer Verhältnisse die Ordnung des Kriegsdienstes gewesen ist, denn „Wehrlos—ehrlos" ist ein wahres Wort. Und wie sich die Wehrbarkeit von dem Gemeinderecht und von der Gemeinfreiheit ablöste, veränderte sich auch das Grundbesitzrecht, das ja selbst durch die „Gewere" bezeichnet wurde, also wenigstens dem Wortklange nach auf die „Wehr" deutete, sollte auch die Wurzel verschieden sein. Wehr, Ehre und Gewere griffen genau in einander, und grade in der Wehr lag für die altgermanische Freiheit die Gewähr, worauf abermals wieder der Wortklang deutet. Heute nennt man die Sicherungsmittel einer Verfassung ihre „Garantien", das Wort kommt aber von demselben Stamme her wie „Gewähr", und warum sprechen wir französisch, wo vielmehr das Deutsche das Ur-

sprüngliche ist, und zugleich den Vorzug hat den Gedanken wie von selbst auf den Kern der Sache zu richten, welcher durch das Gerede von den verfassungsmäßigen Garantien gar sehr verdunkelt ist. Die Thatsachen selbst könnten uns darüber die Augen öffnen. Denn grade weil in der Wehr die eigentliche Gewähr der altgermanischen Freiheit lag, so war damit auch andererseits die Handhabe gegeben um das ganze alte Verfassungsgebäude zu zerbröckeln und zu zertrümmern durch die allmälige Veränderung des Wehrsystems. So viel hing davon ab. Ueberhaupt ist jede politische Verfassung durch das Wehrsystem bedingt, wie umgekehrt das Wehrsystem durch die Verfassung. Schon Aristoteles wußte das, und nachgrade sollte man es heute auch wissen, obwohl es nicht mit der Gewalten-Theorie des Montesquieu übereinstimmt, welche noch immer den Canon constitutioneller Weisheit bildet.

Betrachten wir nun die durch das Feudalsystem bewirkten Veränderungen nach ihrer rein militärischen Seite, so entstand daraus das Vasallenheer, und dieses wäre als die erste Metamorphose des alten Gefolgewesens anzusehen. Mit dem allmäligen Zerfall des Feudalismus entwickelte sich dann die zweite Metamorphose, ich meine das System der Miethstruppen. Da stand Einer an der Spitze, der die ganze Truppe zusammenbrachte und organisirte, und lediglich auf dem persönlichen Abkommen mit dem Obergeneral und Geschäftsunternehmer beruhte die Stellung der Unteranführer, bis auf die Mannschaften herab, so daß das Ganze in vieler Hinsicht den alten Gefolgschaften verwandt war. Die Fürsten, welche sich solcher Miethstruppen bedienten, fanden es aber bald vortheilhafter die Truppe nicht durch einen Unternehmer anwerben zu lassen, sondern die Leute auf eigene Rechnung zu werben und zu erhalten, wodurch die anfangs nur lose verbundenen Scharen eine ganz andere Festigkeit bekamen, wenn sie auch zunächst noch immer aus geworbenen Leuten bestanden. Wie steigerte sich seitdem die fürstliche Macht! Allen Widerstand daniederwerfend, konnte sie bald aus dem Volke selbst nach freiem Ermessen die Rekruten ausheben, so daß das Anwerben

d was man Geschichte nennt, wäre nur noch der leere Wechsel r Ereignisse.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich aber noch usdrücklich betonen, daß ich in der behaupteten Metamorphose es alten Gefolgewesens immer nur das Princip der Sache m Auge habe, nicht die Sache selbst nach ihrem realen Dasein. Ich sage also nicht etwa, daß die Armee des großen Friedrich, wie sie leibte und lebte, nur eine Gefolgschaft gewesen sei, sondern tausend Umstände wirkten darauf ein, die man nehmen muß wie sie eben waren, und es kann mir nicht in den Sinn kommen diese Umstände selbst aus dem Principe der Gefolgschaft ableiten zu wollen. Aber ein Princip muß diese Armee doch gehabt haben, wenn sie ein lebendiges Wesen von so ausgeprägtem Character war, wie sie wirklich gewesen ist, und nur von diesem Principe behaupte ich, daß es eine Metamorphose des alten Gefolgewesens war, und zwar die dritte Metamorphose desselben.

Grade so kann nun auch andererseits die moderne Landwehr nur ihrem Principe nach auf den altgermanischen Heerbann zurückgeführt werden, nicht entfernt aber nach ihrem realen Dasein, wonach sie unvermeidlich etwas sehr anderes sein muß. Schon um deswillen, weil das altgermanische Kriegswesen nur auf den freien Grundbesitzern ruhte, die allein den politisch berechtigten Stand bildeten, indessen der größere Theil der Bevölkerung in Hörigkeit lebte. Wie anders, seitdem die ganze Bevölkerung zu freien Leuten geworden, und darum auch die moderne Landwehr nicht mehr auf einen besonderen Stand der Freien sondern auf die ganze Bevölkerung basirt werden muß, wovon aber die große Mehrheit aus Leuten ohne Vermögen besteht, und auch die vermöglichen Leute zum guten Theil keine Scholle Land besitzen. Da muß die Sache ganz anders angegriffen werden. Dennoch aber bleibt das Gemeinsame, daß die Wehr wieder mit der Freiheit verbunden werden und das Heer aus dem Volke selbst hervorgehen soll, so daß daraus eine Volkswehr entstehen würde. Man sagt aber lieber Landwehr, wie man auch

manches Aehnliche. Waren es doch Deutsche, welche in die Mark einzogen, und die Mark in stetiger Verbindung mit den alten Reichsländern. Aber trotz dem allem entstand durch den natürlichen Zug der Dinge ein wesentlicher Unterschied, dessen Nachwirkungen noch bis heute fortdauern. Darum eben war die Mark und der Ordensstaat der natürliche Boden, wo das wiedererwachte und metamorphosirte Gefolgewesen sich in voller Kraft entwickeln konnte. Die alten Markgrafen und Hochmeister hatten wirklich eine Kriegsmacht, womit sich im westlichen Deutschland nichts vergleichen konnte. Auch die zweite Metamorphose des Gefolgewesens durch das System der Miethstruppen ist hier deutlich nachzuweisen, denn der Orden hielt schon Miethstruppen, die ihm doch theuer genug zu stehen kamen, indem sie nicht wenig zum Verfall der Ordensmacht beitrugen. Nun habe ich schon früher gesagt, daß hierauf für die Mark wie für das Ordensland eine Uebergangsperiode folgte, in welcher diese beiden Länder fast das Aussehen bloßer Patrimonialstaaten annahmen, indessen die militärstaatliche Grundlage ganz verschwunden zu sein schien. Sie war aber nur verschüttet, der große Kurfürst räumte auf, und mit dem ersten Anfängen des modernen Preußens trat auch der militärstaatliche Character wieder hervor. Die neu gebildete Armee und der neue Staat wurden ein und dasselbe, wie Aehnliches nirgends in Deutschland zu sehen war. Grade also wie ich sage, daß das moderne Preußen eine Wiederherstellung und zugleich Metamorphose der alten Nordmark war, so sage ich, daß in dem seit dem großen Kurfürsten gebildeten Militärwesen zugleich eine Metamorphose des alten Gefolgewesens lag, und ist die erstere Behauptung zulässig, so wird es auch die letztere sein. Beide beruhen auf derselben Voraussetzung, nemlich auf der Continuität geschichtlicher Principien, und nur wer an solche Continuität nicht glaubt, dürfte das Eine wie das Andere verwerfen. Allein auf solchem Standpunkt würde auch alle Geschichte ihren Sinn und Werth verlieren, denn ohne Continuität gäbe es keine Entwicklung,

und was man Geschichte nennt, wäre nur noch der leere Wechsel der Ereignisse.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich aber noch ausdrücklich betonen, daß ich in der behaupteten Metamorphose des alten Gefolgewesens immer nur das Princip der Sache im Auge habe, nicht die Sache selbst nach ihrem realen Dasein. Ich sage also nicht etwa, daß die Armee des großen Friedrich, wie sie leibte und lebte, nur eine Gefolgschaft gewesen sei, sondern tausend Umstände wirkten darauf ein, die man nehmen muß wie sie eben waren, und es kann mir nicht in den Sinn kommen diese Umstände selbst aus dem Principe der Gefolgschaft ableiten zu wollen. Aber ein Princip muß diese Armee doch gehabt haben, wenn sie ein lebendiges Wesen von so ausgeprägtem Character war, wie sie wirklich gewesen ist, und nur von diesem Principe behaupte ich, daß es eine Metamorphose des alten Gefolgewesens war, und zwar die dritte Metamorphose desselben.

Grade so kann nun auch andererseits die moderne Landwehr nur ihrem Principe nach auf den altgermanischen Heerbann zurückgeführt werden, nicht entfernt aber nach ihrem realen Dasein, wonach sie unvermeidlich etwas sehr anderes sein muß. Schon um deswillen, weil das altgermanische Kriegswesen nur auf den freien Grundbesitzern ruhte, die allein den politisch berechtigten Stand bildeten, indessen der größere Theil der Bevölkerung in Hörigkeit lebte. Wie anders, seitdem die ganze Bevölkerung zu freien Leuten geworden, und darum auch die moderne Landwehr nicht mehr auf einen besonderen Stand der Freien sondern auf die ganze Bevölkerung basirt werden muß, wovon aber die große Mehrheit aus Leuten ohne Vermögen besteht, und auch die vermöglichen Leute zum guten Theil keine Scholle Land besitzen. Da muß die Sache ganz anders angegriffen werden. Dennoch aber bleibt das Gemeinsame, daß die Wehr wieder mit der Freiheit verbunden werden und das Heer aus dem Volke selbst hervorgehen soll, so daß daraus eine Volkswehr entstehen würde. Man sagt aber lieber Landwehr, wie man auch

Landrecht sagt, was doch gleichwohl das in dem Volke und für das Volk geltende Recht bezeichnet. Offenbar ist es noch die altgermanische Vorliebe für den Grundbesitz, als der realen Basis aller Macht und alles Rechtes, welche in solchen Bezeichnungen nachklingt, und hier kommt noch hinzu, daß in der That auch das Land selbst vertheidigt werden muß, daher der Name „Landwehr" wirklich passend ist.

Wie stellte sich jetzt die practische Einrichtung einer solchen Landwehr in Preußen? Mit einem Schlage etwas ganz Neues zu schaffen, wodurch die bisherige Armee beseitigt wäre, davon konnte verständigerweise nicht die Rede sein. Man wollte vielmehr die alte Armee selbst nur umbilden, und zwar dergestalt, daß sie zu einer practischen Kriegsschule für die ganze waffenfähige Mannschaft würde. Je mehr dies aber erreicht wäre, umsomehr wäre die durch die Schule hindurchgegangene Mannschaft hinterher selbst die Basis der neuen Armee geworden. Die ausgehobenen jungen Leuten wurden dabei nicht eigentlich Soldaten, — wie doch bisher der Fall gewesen, da es einen besonderen Soldatenstand gab, — sondern sie blieben was sie nach ihrer bürgerlichen Stellung waren, aus welcher sie nur für kurze Zeit heraustraten um sich vollständig wehrbar zu machen. Dann in das bürgerliche Leben zurück getreten, waren sie keine Soldaten sondern Wehrmänner, die das Land zu wehren verstehen und auch zu wehren verpflichtet sind. Solche Pflicht entsprang aber nicht aus einem besonderen Dienstverhältniß oder Standesverhältniß, — das eben war das Princip der alten Gefolgschaften wie der bisherigen stehenden Armee gewesen, — sondern daraus: daß sie Staatsbürger waren d. i. aus ihrer Mitgliedschaft in der nunmehr allumfassenden Volksgemeinde, und insofern doch wirklich ähnlich wie nach dem altgermanischen Heerbann. Wäre dies Princip vollständig durchgeführt, so mußte die stehende Armee allmälig aufhören noch ein Wesen für sich zu bilden, sondern so weit sie überhaupt noch fortbestand, war sie selbst nur das Knochengerüst in dem militärischen Organismus des Volkes.

Das zum Kriege organisirte Volk selbst wurde die wahre Armee.

Somit schiene die Aufgabe gelöst zu sein. Wir hätten durch die Landwehr wieder dieselbe Gewähr der Freiheit wie einst die alten Germanen, und die Freiheit selbst wäre zugleich über das ganze Volk verbreitet. Alles stände vortrefflich, — läge nur nicht noch eine große Frage darin verborgen, die zunächst im Hintergrunde blieb, so lange man die Sache nur von der militärischen Seite behandelte, wovon man doch offenbar ausging. War man aber dahin gekommen die Wehrpflicht auf das Staatsbürgerthum zurück zu führen, so trat dann hinterher auch die politische Bedeutung dieser neuen Organisation hervor. Welche Stellung also hatte seitdem die Armee in dem Staatsganzen, und was wurde sie ihrem rechtlichen Character nach? Diese Frage ist nicht zu umgehen und ihre Beantwortung von unermeßlicher Wichtigkeit.

Wie schön und nachdrücklich klang es doch im Jahre 1813, als Körner sang:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los",

das Volk in Waffen, das Volksheer, war die allgemeine Redeweise. Auch in den regierenden Kreisen wurde das damals gern gehört. Selbst der Sturm erregte so wenig Bedenken, daß vielmehr zu der Landwehr noch ausdrücklich der Landsturm hinzugefügt wurde. Wer empfindet in solcher Bezeichnung nicht den Athem einer tieferregten Zeit! Allein so ganz von selbst war das Volk doch nicht aufgestanden, und wenn man andererseits gesagt hat „der König rief und Alle Alle kamen", so lag dies wirklich der Wahrheit näher. Denn in der Hauptsache war es wirklich der König gewesen, welcher dem Volke die Waffen in die Hand gab, die er aus seinen Zeughäusern entnahm, wo sie hinterher auch wieder aufbewahrt wurden. Seitdem hat man gelegentlich noch oft von dem Volke in Waffen gesprochen, wo man das irgend für dienlich erachtete, in der Regel aber spricht man doch lieber von Soldaten, welche des Königs Rock tragen, und

darin eben ihre Ehre finden sollen. Woher das Tuch zu dem Rocke kommt, darf man freilich nicht fragen, sonst verschwindet die Poesie, die selbst noch in solchem Ausdrucke liegt. Ich frage auch garnicht nach dem Tuch, sondern ich frage vielmehr: was das für ein Wesen ist, welches heute ein Volksheer heißt, und morgen des Königs Rock trägt? Die Poesie ist eine schöne Sache, aber alles an seiner Stelle, und in der Politik suche ich nichts als die reine Wahrheit in farbloseſter Klarheit, und wenn auch aller poetischer Zauber dabei verloren ginge. Denn dazu ist das öffentliche Recht da, daß Bestimmtheit und Festigkeit in die sonst ins Formlose zerfließende Masse hineinkomme und dadurch das Volksleben selbst Haltung gewinne. Ist denn aber ein Volksheer dasselbe als eine königliche Armee, so daß man die Bezeichnung nach Belieben vertauschen könnte? Und doch mögen vielleicht beide auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhen, nur daß hinterher eine verschiedene Wendung einträte. Wäre nemlich das daraus hervorgehende Heer wirklich nur das bewaffnete Volk selbst, so besäße ja das Volk darin die wirksamste Gewähr seiner Freiheit, wäre aber die allgemeine Wehrpflicht nur die Basis für die Ergänzung und Vermehrung der königlichen Armee, — welch ein ganz anderes Bild gäbe das? Die ganze Nation wäre nun zu einem Kriegsgefolge des Königs organisirt! Und das eben nenne ich die vierte und letzte Metamorphose des alten Gefolgewesens, über welche hinaus kein weiterer Fortschritt möglich bliebe, nachdem die Gefolgschaft das ganze Volk in sich aufgenommen hätte.

Sind dies leere Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten, oder liegt nicht vielmehr eine Fundamentalfrage unseres ganzen öffentlichen Rechtes darin? Was bedeutet es denn, daß man in Preußen so viel von dem Kriegsherrn spricht? Ich meine, der Kriegsherr erinnert doch wirklich an den Gefolgsherrn. Oder will man etwa lieber an die altgermanischen Heerkönige denken, unter welchen die germanischen Völkerschaften in die Provinzen des römischen Reiches einbrachen? Aber das war eben die Zeit der Völkerwanderung, und Friedensfürsten waren

solche Heerkönige nicht. Wer nun die bisherige Geschichte des preußischen Constitutionalismus kennt, der wird mir zugeben, daß es grade jene Idee des Kriegsherrn ist, welche in die ganze Verfassung einen inneren Zwiespalt bringt, weil damit eine Gewalt bezeichnet ist, die mit constitutionellen Principien unvereinbar bleibt. Denn in der That entspränge daraus eine von der Civilgewalt unabhängige Militärgewalt. Und solche Gewalt würde infolge dessen außer und über der Verfassung stehen, so gewiß als die durch die Verfassung begründeten Volksrechte nur einen unmittelbaren Einfluß auf die Civilgewalt gewähren, und darum gegen die Militärgewalt wirkungslos würden, wenn diese nicht selbst von der Civilgewalt abhinge. Man bedenke, was das zu besagen hat, wo die ganze junge Mannschaft zwölf Jahre lang zum Dienst und zum Gehorsam verpflichtet ist, und wie tief überhaupt dieses Militärwesen in das ganze bürgerliche Leben eingreift! Und dabei weiß man noch bis heute nicht recht, ob die Landwehr wirklich die Wehr des Landes oder nicht vielmehr nur die Reserve der königlichen Armee sein soll? Es wäre aber gut darüber ins Klare zu kommen, sonst können aus dem so populären Gedanken der Landwehr und der allgemeinen Wehrpflicht noch sehr gefährliche Folgen entspringen.

Giebt es in Preußen noch eine königliche Armee, und soll sie diesen Character auch ferner behalten, so wäre es besser gar nicht von einem Volkheere zu reden, als welches, wenn es seinem Namen entsprechen sollte, so sehr etwas anderes wäre, daß beides gar nicht neben einander bestehen könnte. Jede Täuschung schadet, und wer in der preußischen Armee ein wirkliches Volksheer sähe, müßte dadurch zu sehr falschen Urtheilen verleitet werden. Wer aber hingegen erkennte, daß die preußische Armee wirklich kein Volksheer ist, während doch so viel von einem solchen geredet würde, der möchte dadurch leicht auf den Gedanken gerathen, daß nun eben die Aufgabe sei ein wirkliches Volksheer zu schaffen. Eine unmögliche Sache in Preußen, und nach dem Unmöglichen strebend wird man nur Verwirrung stiften und dabei selbst das Mögliche verfehlen. Grade das

viele Gerede von einem Volksheer hat die Ausbildung des Landwehrsystems, insoweit dasselben wirklich Platz greifen kann, weit mehr verhindert als befördert. Liegt es doch auf der Hand, wie die Forderung eines Volksheeres zugleich einen Angriff gegen das Königthum in sich schließt, das ohne seine Armee nicht bestehen könnte, und dem dadurch das ganze Landwehrsystem verdächtig gemacht wird, wenn dasselbe nur als Brücke zu einem Volksheer dienen soll, in welchem die königliche Armee verschwände. Diese Armee ist aber noch eine wirkliche Macht, die selbst nicht verschwinden will. Bedroht man sie durch das Landwehrsystem, so wird sie umsomehr dagegen reagiren, so gewiß als ihr ein ganz anderer Geist einwohnt, der durch den Offizierstand getragen wird, welcher in dieser Hinsicht entscheidend ist. Mögen auch die Mannschaften auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht stehen, welche alle Standesunterschiede auslöscht, — in der Armee selbst erzeugt sich fortwährend ein neuer Stand, der nicht auf der allgemeinen Wehrpflicht beruht, sondern auf einem persönlichen Dienstverhältniß, welches freiwillig eingegangen wird wie einst in den alten Gefolgschaften. Dient der Gemeine weil er muß, so dient hingegen der Offizier um sich eine Stellung zu machen. Nun gehen zwar aus den Gemeinen die Unteroffiziere hervor, deren Stellung dadurch selbst noch mit der allgemeinen Wehrpflicht zusammenhängt, von daab aber verschwindet dieses Princip, denn die Offiziere gehen nicht wieder aus den Unteroffizieren hervor. Es ist hier eine Scheidelinie gezogen, und was über der Linie steht, bildet dem Principe nach eine Gefolgschaft, da jede Stellung durch königliches Patent begründet ist. Ein Standesgefühl lebt darin, was wirklich noch einigermaßen an die Ritterzeit anklingt, wo der Ritter sich für ein besonderes Wesen hielt, während andererseits auch noch etwas an das System der Miethstruppen erinnert, nemlich der Sold, der für den Offizier eine ganz andere Bedeutung hat als für den Gemeinen. Dabei hat dieser Offizierstand eine lebendige Pflanzschule in dem meist wenig bemittelten kleinen Adel der östlichen Pro-

vinzen, in welchem sich seit Menschengedenken der Soldatengeist vom Vater auf den Sohn vererbte, wodurch dieses Element eine besondere Wichtigkeit für die preußische Armee gewinnt, weil es am meisten zur Erhaltung der militärischen Tradition beiträgt. Thöricht wäre es diese Thatsache zu bestreiten, wer sie aber zugiebt und ihre Folgen ermißt, der wird auch um so weniger daran denken, daß eine von solchem Offizierstande geführte Armee sich jemals zu einem wirklichen Volksheere gestalten könnte. Stammt nun der größte Theil der Offiziere aus dem Adel, so ist es sehr natürlich, daß sich mit dem Offiziergeist zugleich auch etwas von Adelsgeist verbindet, was für die persönliche Haltung der Offiziere nicht ohne Folgen bleiben kann, aber doch in der That nur nebensächlich ist. Die Hauptsache liegt vielmehr in der Scheidelinie zwischen Offizier und Unteroffizier, denn dadurch eben entsteht ein besonderer Offizierstand, in welchem die bürgerlichen Offiziere bald ganz mit den adlichen verschmelzen. Diese Scheidelinie mag wohl in einzelnen Fällen übersprungen werden, aber sie selbst aufzuheben möchte von großer Schwierigkeit sein. Und selbst wenn diese Schwierigkeit überwunden wäre, so bliebe doch immer noch die Ernennung der Offiziere von oben herab, die ein ganz anderes System bezeichnet als das eines Volksheeres. Und wenn dann andererseits der bisherige Standesgeist der Offiziere durch die Beseitigung jener Scheidelinie seinen Anhalt verloren hätte, so fragt sich erst noch, ob die Armee dadurch einen für die Volksfreiheit günstigeren Character erhielte. Es liegen in dieser Hinsicht Erfahrungen vor, die wohl zu bedenken wären. Oder was lehrte die Armee Napoleon's, in welcher doch jeder Gemeine die Aussicht auf den Marschallsstab hatte? War diese Armee um deswillen ein Volksheer, oder war sie nicht vielmehr das willenloseste Werkzeug des Absolutismus? Soll eine Armee fortbestehen, so meine ich ist es von Wichtigkeit, den Bildungsgrad der Offiziere nicht sinken zu lassen sondern so viel als möglich zu erhöhen, wobei dann freilich der Gemeine und Unteroffizier der Regel nach von dem Offizierstande ausgeschlossen bliebe. Es besteht hier

wirklich ein ähnliches Verhältniß wie im Juristenstande. Haben wir keine Volksgerichte und können sie nicht haben, so sind gelehrte Richter doch das Beste, und Niemand würde eine Verbesserung darin sehen, wenn jeder Gerichtsschreiber auch Richter werden könnte.

Wie ist nach dem allen die Landwehr zu beurtheilen, so lange andererseits eine königliche Armee fortbesteht? Es wird nicht angehen, daß etwa nur die Linie diesen Character hätte, indessen die Landwehr zum Volksheere würde, weil das Eine zu dem Anderen stimmen muß, schon um der militärischen Brauchbarkeit willen. Aber selbst davon abgesehen, — welche radicale Veränderung der ganzen bestehenden Staatsordnung gehörte dazu, wenn die Landwehr sich zu einem wirklichen Volksheer ausbilden sollte, welches dann selbst seine Führer zu erwählen hätte? Denn welch ein Widerspruch wäre das, so lange doch alle Staatsbeamte von oben herab ernannt werden. Auch dies müßte sich dann ändern, und wie wäre solche Veränderung möglich in einem so wesentlich monarchischen Staate, wie es Preußen von seinem Ursprung an ist, und nach dem Kern seines Staatskörpers unvermeidlich sein muß? Es würde also ein totaler Umschwung dazu gehören, der aber grade auf dem Gebiete der östlichen Kernprovinzen am allerwenigsten möglich wäre. Es fehlen dazu nicht nur die Vorbedingungen, sondern die gegebenen Verhältnisse fordern hier ausdrücklich eine Regierung von oben herab. Vor allem auch wegen der äußeren Lage dieses Gebietes, wodurch das Militärsystem am meisten bedingt wird. Was ist denn die ganze östliche Hälfte des preußischen Staates als ein in die nicht germanische Welt hineingeschobener Vorposten des Germanenthums? Darum noch immer als eine große Mark anzusehen, und selbst nach blos geographischer Betrachtung ein Gebiet, dessen Grenze stets bedroht wäre, wenn nicht eine immer bereite Armee dahinter stände. Dazu ist die Grenze dieses Gebietes derartig, daß sie im gegebenen Falle nicht mit Erfolg vertheidigt werden könnte, wenn die Vertheidigung nicht vielmehr zum Angriff überginge. Eine bloße Landwehr ist dazu nicht

ausreichend, sondern es gehört eine stets bereite und zum Angriff befähigte Armee dazu, sonst dürfte in Petersburg gar bald der Gedanke aufkommen, die russische Herrschaft bis an die Oder vorzuschieben. Ist es vor vielen Jahrhunderten geschehen, daß hier von dem alten Deutschland aus ein neues Deutschland gegründet wurde, — und daß es geschah, gereicht der deutschen Nation wahrlich nicht zur Unehre, — so muß dieses neue Deutschland nun auch gesichert bleiben, und das ist die Grundbedingung für die militärische Organisation auf diesem Gebiete.

Für das alte westliche Deutschland hingegen hat das Kriegswesen bei weitem nicht solche Bedeutung. Es ruht auf alten gesicherten Grundlagen, und ist in keiner Weise wie ein Vorposten gegen eine fremdartige Welt anzusehen, von der seine Existenz bedroht würde. Nur in der Römerzeit war es allerdings so, und ohne Zweifel haben auch grade die langen Kriege mit den Römern sehr viel zur Entwicklung des kriegerischen Sinnes beigetragen, wodurch die Deutschen dann hinterher selbst als Eroberer in die römischen Provinzen eindrangen. Aber grade durch die Völkerwanderung entstand zur Seite des alten Germaniens ein selbst halbgermanisches Völkerleben, und in dem ganzen abendländischen Europa eine den wesentlichsten Grundlagen nach gleichartige Civilisation. Wie ganz anders als das alte westliche Deutschland, gegenüber Frankreich und Italien, steht das neue nordöstliche Deutschland gegenüber dem slawischen Rußland, welches nicht blos Gebietsansprüche macht, sondern uns als ein fremdartiges dem ganzen abendländischen Europa feindliches Wesen gegenüber tritt, mit welchem nur ein bewaffneter Friede möglich ist, weil keine innere Uebereinstimmung in den Grundlagen der Civilisation stattfindet! Da bedürfen wir einer Schutzmark im eigentlichsten Sinne des Wortes, und solche Schutzmark ist heute Preußen nach seiner ganzen östlichen Hälfte. Gegen Frankreich und Italien hin hat es nie Marken in dem Sinne gegeben, wie es die Mark Brandenburg war, obgleich es auch dort Kriege genug gab, die aber einen ganz anderen Character hatten als

die Kriege der alten Markgrafen und Ordensmeister, welche ein ganz fremdartiges Element bekämpfen mußten. Ist endlich Elsaß und Lothringen wieder für Deutschland gewonnen, so wird auch für das seit drittehalb Jahrhunderten so gefährdete Rheingebiet keine dringende Gefahr bestehen, da das französische Gelüste nach der Rheingrenze für die nächste Zeit gewiß zum Schweigen gebracht sein dürfte. Mit der Zeit kommt dann auch Rath, weil die friedlichen Tendenzen, die doch offenbar in der ganzen abendländischen Civilisation trotz aller zeitweiligen Verirrungen schon tiefe Wurzeln geschlagen haben, inzwischen genügend erstarken werden, daß neue Eroberungsgedanken dagegen zurücktreten. Wozu also in dem westlichen Deutschland ein zum Angriff organisirtes Kriegsheer einrichten, worin dann auch Frankreich seinerseits wieder eine fortwährende Bedrohung erblicken müßte, und dadurch um so eher zu Rückeroberungsversuchen veranlaßt sein dürfte?

Man komme mir nur nicht mit dem Gemeinplatz: si vis pacem para bellum, infolge dessen endlich ganz Europa zum Exerzierplatz werden müßte, wenn darinn die allgemein gültige Regel liegen sollte. Das Kriegsrecht wäre dann die natürliche Grundlage des Völkerrechts, welches doch vielmehr von dem Friedenszustand ausgehen muß, so daß der Kriegszustand nur als Ausnahme gelten darf. Und grade so darf auch jener Satz nur für exceptionelle Verhältnisse gelten, wo und insoweit dergleichen bestehen, d. h. wo die stetige Kriegsbereitschaft die Bedingung der politischen Existenz ist. In solcher Lage befindet sich wirklich der preußische Staat, insoweit er die deutsche Nordmark repräsentirt, und wie ich schon früher sagte, daß in diesem Staate überhaupt etwas Exceptionelles liegt, so kann auch für Preußen zur Regel werden, was sonst nur Ausnahme sein darf, nemlich die stete Kriegsbereitschaft, die dann unvermeidlich den Character eines Militärstaates begründet. Das östliche Preußen also muß diesen Character haben, aber der Himmel mag es verhüten, daß ganz Deutschland ein Militärstaat würde. Für das westliche Deutschland muß vielmehr der Grundsatz gelten: si vis pacem para

pacem, was, wie ich meine, auch an und für sich das Allernatürlichste wäre. Denn wer eine Sache zu erlangen wünscht, muß doch mit allen Kräften an dieser Sache selbst arbeiten, nicht aber etwa seine Kräfte darauf richten um der Gefahr entgegen zu treten, welche diese Sache bedrohen möchte, da dies jedenfalls etwas blos Negatives bliebe, wodurch die Sache selbst nicht im geringsten gefördert würde. Nicht also die Mittel zum Kriege sondern die inneren Bedingungen des Friedens sind hier zuvörderst ins Auge zu fassen, die Gefahr aber, welche dem Frieden drohen könnte, bildet erst die zweite Frage. Und was dient nun dazu den Frieden in sich selbst zu befestigen? Vor allem doch wohl die Erhaltung und Pflege des Rechtsbewußtseins, und demnächst die ganze Culturentwicklung nach ihrer realen Seite wie noch vielmehr nach ihrer idealen Seite, und daran zu arbeiten ist hier die wahre Aufgabe. Weil aber trotzdem doch immer die Möglichkeit äußerer Gefahr bleibt, gehört natürlich auch ein Wehrsystem dazu, aber grundsätzlich nur auf Vertheidigung berechnet, und darum von ganz anderem Character als das zum Angriff organisirte Kriegswesen der Nordmark.

Ein Volksheer in vollem Sinne des Wortes wird selbst im westlichen Deutschland noch auf lange hin nicht möglich sein, aber doch kann es sich dem Character eines solchen allmälig annähren. In dem Militärsystem des östlichen Preußens hingegen muß der Character einer stehenden Armee vorherrschen, welcher die Landwehr nur zur Reserve dient. Je bestimmter sich der Unterschied dieser beiderseitigen Militärsysteme ausprägt, desto besser. Dann kann das eine System das andere ergänzen, denn jedes hat eigenthümliche Wirkungen. Ein Volksheer begünstigt den Fortschritt der Freiheit wie der Cultur, der Ordnung hingegen ist es weniger günstig, noch weniger der Gewöhnung zum Gehorsam, wovon man freilich nicht so gerne sprechen hört als von Freiheit und Cultur, aber Ordnung und Gehorsam sind um deswillen nicht von geringerer Wichtigkeit. Man frage sich nur selbst: ob nicht grade der Mangel an Ordnung und Gehorsam die

Haupturſache geweſen iſt, wodurch die altgermaniſche Freiheit zu Grunde ging? Die alten Deutſchen waren ſchwer in Ordnung zu halten, noch weniger liebten ſie zu gehorchen, und ſelbſt noch heute liegt in dem deutſchen Weſen ein Trieb zum Unbändigen, der unter Umſtänden leicht erwacht. Dem gegenüber iſt die ſtehende Armee die Schule des Gehorſams, und das iſt auch etwas werth. Nur muß das Eine neben dem Anderen beſtehen, um ſich gegenſeitig zu ergänzen und zu mäßigen. Wenn hingegen das Princip des Gehorſams alleinherrſchend würde, müßte es alle Freiheit und höhere Bildung erſticken, und um ſolchen Preis wären alle möglichen Leiſtungen dieſes Principes zu theuer erkauft.

Wiederum eine Bedeutung des Doppeladlers, der hier zwei verſchiedene Wehrſyſteme bezeichnet: für das alte Deutſchland und für das neue, d. i. für das aus Militärcolonien hervorgegangene öſtliche Preußen. Und ſo gilt auch hier daſſelbe, was ich früher ſchon über das falſche Beſtreben ſagte, den Doppeladler durch den einfachen Adler verdrängen zu wollen, was in dieſem Falle die Ausbreitung des preußiſchen Militärſyſtems über ganz Deutſchland bedeutete. Von meinem Standpunkte aus muß das entſchieden verwerflich erſcheinen, und zwar nicht blos um Deutſchlands willen ſondern ſelbſt um Preußens willen. Denn entweder wird man das preußiſche Militärſyſtem abſchwächen um es dem übrigen Deutſchland erträglich zu machen, und das wäre ein Schaden für Preußen, oder ſollte es in ſeiner ganzen Strenge zur Geltung kommen, ſo wird es alle ſelbſtändige Entwicklung des außerpreußiſchen Deutſchlands erſticken. Das Eine oder das Andere wäre die unvermeidliche Folge, darüber darf man ſich nicht täuſchen. Freilich weiß ich ſehr wohl, wie man dabei argumentirt, indem man nemlich ſagt: das preußiſche Militärſyſtem ſei das beſte in Deutſchland, und als das beſte müſſe es folglich auch das allgemeine werden. Ich ſage hingegen: das heißt ins Blaue geſprochen, wie je etwas ins Blaue geſprochen iſt, ſo plauſibel es auch klingen mag. Oder was heißt es denn hier, daß das preußiſche Militärſyſtem das beſte ſei? Soll es etwa als das

denkbar beste und darum als das allgemeine Muster gelten, — wohlan denn, warum soll es nicht auch in der Schweiz und in Nordamerika eingeführt werden? Ich meine, schon diese Zwischenfrage macht die ganze Sache klar. Es giebt überhaupt kein militärisches Mustersystem, so wenig als ein constitutionelles, sondern wie jede Staatsverfassung nach dem Lande zu beurtheilen ist, für welches sie bestehen soll, so auch das Militärsystem, und ist das preußische in der That vortrefflich, so gilt dies deshalb, weil es so gut für Preußen paßt, insbesondere für das östliche Preußen. Je mehr es aber dahin paßt, um so weniger paßt es für das westliche Deutschland. Ein Militärsystem ist keine blos technische Sache, sondern hängt mit der ganzen bürgerlichen und politischen Verfassung zusammen, und wo diese verschieden ist, muß es auch jene sein. Allerdings hat das Militärwesen auch seine technische Seite, die aber von seiner politischen Seite nicht zu trennen ist, und wenn das preußische Militärwesen auch nach seiner technischen Seite als das leistungsfähigste gelten darf, so folgt dies eben aus dem militärstaatlichen Character Preußens, wonach hier die besten Kräfte darauf verwandt werden. Sollte also dieses Militärsystem in ganz Deutschland zur Ausführung kommen, so müßte auch ganz Deutschland zum Militärstaat werden, wozu Gott sei Dank keine Nothwendigkeit vorliegt, und woraus vielmehr die verderblichsten Folgen entspringen würden. Genug: Deutschland ist ein Doppelwesen, für welches daher auch nicht das eine und selbe Militärsystem passen kann.

Lassen Sie uns jetzt auf den bisherigen Weg zurücksehen! Ich könnte mich vielleicht verirrt haben, denn lang genug war der Weg von dem Anfang deutscher Geschichte bis auf die Gegenwart. Nun bin ich am Ende zu der Behauptung gelangt, daß in dem östlichen Preußen ein Militärsystem herrschen müsse, welches zur stehenden Armee hinneigt, zum Volksheere hingegen müsse es hinneigen in dem alten westlichen Deutschland. Das mag Ihnen wieder paradox klingen, denn der Augenschein spricht dagegen, weil das Landwehrsystem in der

That von dem östlichen Preußen ausging, und dort also seine wahre Heimath zu sein scheint. Damit wäre ich wohl völlig geschlagen, wenn nicht noch außerdem die Idee der Sache in Frage käme. Ist aber auch die Idee der Landwehr in Preußen entstanden und hat sich aus dem Preußenthum selbst entwickelt?

Den will ich sehen, der in der Armee des großen Friedrich die Anlage zum Landwehrsystem nachzuweisen vermöchte! Es mußte vielmehr etwas Neues hinzukommen, die Idee dazu mußte irgendwo und von irgend Jemand entdeckt werden, und wir wissen schon, wo und wer das war. Fraglich bliebe nur, ob es blos zufällig so geschehen, daß diese Idee auf dem Boden des alten Sachsenlandes entstand und von Männern des altsächsischen Stammes ausging? Oder warum nicht eben so gut anderswo, vielleicht in Pommern und von Eingebornen dieses Landes? Denkende Köpfe kann es dort auch geben. Gewiß, das bestreite ich nicht, und wenn es sich etwa um eine Entdeckung in Mathematik und Physik handelte, so wird man darüber in Pommern ganz eben so denken als im alten Sachsenlande, wenn es sich aber um eine politische Idee handelt, dann wird die in beiden Ländern so sehr verschiedene Lebensansicht und Lebensweise nicht ohne Einfluß bleiben. Und wenn nun grade die Landwehridee auf Erinnerungen an den altgermanischen Heerbann beruhte, so konnte sie wohl nicht leicht auf einem Boden entspringen, der selbst gar keine altgermanischen Erinnerungen in sich trägt. Darum überhaupt nicht im deutschen Coloniallande sondern nur in dem alten westlichen Deutschland, wo der Faden der Entwicklung nie ganz abgerissen war und noch so vieles andere bestand, dessen Wurzeln in das germanische Alterthum zurückreichen. Am meisten gilt das von dem Gebiete des alten Sachsenstammes, der bei seiner Seßhaftigkeit auch am zähesten an alten Traditionen hält. Die Römerherrschaft hatte sich an diesem Stamm gebrochen, und wie hat er sich später gegen Carl den Großen gewehrt, nachdem sich schon alle anderen deutschen Volksstämme gebeugt hatten! Es scheint doch wahrlich

sehr natürlich, daß grade auf diesem Boden die Idee eines neuen Heerbannes entstand. Das Preußenthum hingegen würde aus sich selbst heraus diese Idee niemals selbst erzeugt haben, so sehr es auch derselben bedurfte, denn eine neue Armee mußte damals geschaffen werden, oder Preußen wäre verloren gewesen. Dazu gehörte aber eine neue Idee, durch welche also die Rettung bedingt war, und diese Idee entsprang aus dem Schooße des alten Sachsenlandes. Wer in der Geschichte mehr sieht als ein Spiel des Zufalls oder des Menschenwitzes, mag sich hier daran erinnern, daß die Nordmark ursprünglich aus dem alten Sachsen hervorging und unter sächsischer Lehnsherrschaft stand. Jetzt empfing sie von da aus die rettende Idee. Man wird sich desgleichen erinnern, wie auch schon im siebenjährigen Kriege, als die Existenz des preußischen Staates auf dem Spiele stand, dasselbe alte Sachsenland, welches damals das Kurfürstenthum Hannover hieß, sehr wesentliche Dienste geleistet hatte. Wie dann Preußen hinterher dafür gedankt hat, liegt vor Augen. Um so natürlicher aber auch, wenn sich der ganze Widerstand gegen das heutige System vor allem in demselben Hannover conzentrirt.

Hieran will ich noch eine Bemerkung knüpfen, wodurch die weitreichende Wirkung des Gefolgewesens, von dessen Metamorphosen ich gesprochen, in ein noch helleres Licht tritt, nachdem ich so eben hervorhob, wie andrerseits das Landwehrsystem eine besondere Beziehung zu der altsächsischen Seßhaftigkeit hat. Denn eben die Seßhaftigkeit characterisirt überhaupt die alte Volksgemeinde, welche aus den freien und bewehrten Grundbesitzern bestand, im Unterschiede von den Gefolgschaften. Die Volksgemeinde war das gefestete und beharrende Element, die Gefolgschaften das bewegliche und unternehmungslustige. Von diesen ging daher auch der Hauptanstoß zu allen großen Veränderungen aus, durch welche hinterher die Volksgemeinde selbst erdrückt und erstickt wurde. Wäre es also ein unzulässiger Gedanke jetzt noch die weitere Folge zu ziehen, daß gegenüber dem neuen östlichen Deutsch-

land, welches allmälig durch Colonisation entstand, das alte westliche Deutschland als das vergleichsweise stabile Element gelten muß, indessen das neue Deutschland das mehr veränderungslustige wäre? Ein Colonistenvolk hat immer einen gewissen Trieb der Unruhe in sich. Und wenn nun die Colonisation auf dem Wege der Eroberung erfolgte, so scheint es wieder eben so natürlich, daß dieser unruhige Trieb sich gelegentlich selbst wieder als ein Eroberungstrieb äußern wird. Die ganze Geschichte der Mark und des ehemaligen Ordensstaates, wie nicht minder die Geschichte des modernen preußischen Staates, bestätigt diese Behauptung, und ich habe dabei nichts weiter gethan, als die Thatsachen auf ihre physiologischen Grundlagen zurückzuführen. Preußen, hat schon Mirabeau gesagt, ist ein erobernder Staat, und hat damit die handgreiflichste Wahrheit ausgesprochen. Der Eroberungstrieb liegt diesem Staate in Fleisch und Blut. Was steht also zu erwarten, wenn dieser Staat an die Spitze von ganz Deutschland tritt? Kaum etwas anderes, als daß die ganze deutsche Nation in die Bahn der Eroberung gedrängt wird.

Neunzehnter Brief.

Freiherr von Stein und Graf Bismarck.

Von dem Umschwung, der in Preußen nach der Katastrophe von Jena eintrat, war ich in meinem letzten Briefe ausgegangen, um diesen Umschwung zunächst nach seiner militärischen Seite zu betrachten. Heute spreche ich von den so eng damit zusammenhängenden Reformen in Verfassung und Verwaltung. Wie uns nun die militärische Reform nach dem Wilhelmstein im Steinhudermeere hinwies, so kommen wir heute zu einem anderen

Stein, von welchem wieder die Hauptsache ausging, und den man zugleich der Freiheit Grundstein und der Deutschen Edelstein genannt hat.

Also deutsch war dieser Mann, seinem Blute wie seinem Bestreben nach. Nicht im geringsten war er aus dem Preußenthum hervorgegangen, und doch ist schwer zu sagen, was damals Preußen ohne ihn geworden wäre. Auch vergessen wir nicht, daß er ein Reichsfreiherr war von sehr altem Geschlecht. Sein Wesen wäre nicht zu verstehen ohne den Stolz, der noch häufig in diesen alten Familien lebte, die sich im Stillen für wenig geringer hielten als die regierenden Fürsten, denen in älterer Zeit auch manche gleich gestanden hatten, und unser Stein hatte davon ein lebhaftes Gefühl. Wahrscheinlich ist dies auch der Grund, weshalb er später sich nicht in den Fürstenstand erheben ließ, was doch mit geringeren Leuten geschah, und für ihn gewiß leicht genug zu erreichen gewesen wäre. Da er sich aber selbst schon nahezu den deutschen Fürsten gleichstellte, mochte er um so weniger einen preußischen Fürstentitel begehren. Und wie natürlich ferner, daß der Titel eines Reichsfreiherrn den Mann auch auf das Reich hinwies, als dem Gesammtkörper der deutschen Nation, die ihm etwas viel größeres war als Preußen. Dennoch war dieser deutsche Freiherrnstolz auch selbst für seine Wirksamkeit in Preußen eine wichtige Bedingung.

Ein so hervorragender Geist ist er wohl nicht gewesen, daß er schon in dem Bewußtsein seiner geistigen Potenz den sicheren Boden seiner Unabhängigkeit gefunden hätte. Das Standesgefühl mußte noch hinzukommen, und wurde für ihn um so wichtiger, da er in Lebenskreise eintrat, wo die bloße Geisteskraft wenig geachtet zu werden pflegt und weit mehr der vornehme Mann galt, der er war. Da gab ihm nun sein Freiherrnstolz eine Festigkeit, an der die Hofeinflüsse abprallten, und die sich auch selbst vor dem Könige nicht beugte. Beliebt hat ihn zwar solche Festigkeit nicht gemacht, im Gegentheil, für den Hofadel, und was man sonst noch die maßgebenden Kreise nennt, blieb er immer ein Stein des Anstoßes. Half

aber nichts, denn grade eines solchen Mannes bedurfte das damalige Preußen, wenn es gerettet werden sollte.

Heißt daß nicht, daß Preußen in der That etwas bedurfte, was es nicht in sich selbst hatte, und kaum auch haben konnte? Denn wie hätte der preußische Adel, der längst schon zu gehorchen gewöhnt war, einen solchen Mann zu liefern vermocht? Noch weniger das ausdrücklich zum Dienen herangebildete Beamtenthum. Wohl viele recht brauchbare und achtbare Leute mochten darunter sein, aber ein deutscher Edelstein wäre da nicht zu suchen gewesen. Dazu also war das alte deutsche Reich noch immer gut genug, um einen solchen Reichsfreiherrn hervorzubringen, der Preußen retten konnte! Und schon dies Eine meine ich, läßt uns tief blicken und sollte zum Nachdenken auffordern. Denn daß es in Deutschland zu allen Zeiten so manche feste Charactere und unabhängige Geister gegeben hat, beruht ohne Frage darauf, daß hier nicht alles ein und derselben Gewalt unterworfen war. Grade in Preußen aber, welches am meisten die Centralisation und Gleichförmigkeit beförderte, gab es am wenigsten hervorragende Persönlichkeiten. Selbst ein Hardenberg, der mit Stein nicht zu vergleichen war, scheint in dem preußischen Adel und Beamtenthum nicht zu finden gewesen zu sein. Wie Scharnhorst stammte er bekanntlich aus Hannover, und obwohl kein Reichsfreiherr, war er doch einst durch seinen Aufenthalt in Wetzlar, in Regensburg und Wien, mit der alten Reichsverfassung in Berührung gekommen. Es scheint wohl, daß er dadurch eine vielseitigere Bildung, eine freiere und umfassendere Staatsansicht gewonnen hatte, als wenn er aus der Schule des preußischen Beamtenthums hervorgegangen wäre.

Genug, Thatsache bleibt, daß die drei Retter Preußens: Scharnhorst, Stein, und Hardenberg, weder nach Geburt noch nach Erziehung und Bildung dem Preußenthum angehörten, wie neben ihnen auch noch manche Andere, die damals eine hervorragende Rolle gespielt haben. Und eben darauf beruhte die Rettung, daß durch diese Männer dem Preußenthum etwas zugeführt wurde, was es nicht in sich selbst hatte. Aehnlich

also, wie man einem Schwererkrankten eine reinigende und stärkende Medicin eingiebt, ohne welche er sterben müßte. Woher aber nahmen diese Männer ihre Medizin? Gewiß schöpften sie dabei aus dem ganzen Vorrath an Bildung, welcher in dem alten westlichen Deutschland vorhanden war. Indem sie nun das beste daraus entnahmen, war ihre Arbeit in Preußen auf freiheitliche Einrichtungen und auf den Fortschritt der Bildung gerichtet, die sie nicht minder für ein Stärkungsmittel hielten als die Militärreorganisation. Darin also dachten sie entschieden anders als Graf Bismarck, der nach seiner bekannten Aeußerung schon zu viel Bildung in Preußen bemerkt haben will. Das hätten Stein und Hardenberg gewiß niemals gesagt, sondern von dem ersteren ist vielmehr bekannt, wie er oft sehr rückhaltlos über den Mangel an Bildung und die noch so vielfach hervortretende Rohheit geklagt hat.

Wie oft bezeichnet ein hingeworfenes Wort den ganzen Mann, seine Denkweise und sein Streben! Weiß ich von Ludwig XIV. das l'état c'est moi, so kenne ich den Kern seines Wesens, die personificirte Eitelkeit. Oder weiß ich von dem großen Friedrich, daß unter ihm jeder nach seiner Façon selig werden sollte, so weiß ich wenigstens, wie der Mann über Religion dachte, nemlich daß sie ihm ohngefähr als etwas Gleichgültiges erschien, denn in solchen Ausdrücken wird Niemand von Religion sprechen, dem Religion noch etwas bedeutet. Man hat es dem Herrn von Manteuffel nicht vergessen, daß er einmal sagte: „der Starke tritt einen Schritt zurück", weil das in der That die blos zu wartende, ausweichende und der Initiative entbehrende Politik bezeichnet, die man ihm vorwerfen kann. So werden auch an dem Gedächtniß des Grafen Bismarck immer die Worte von „Blut und Eisen" und „zu viel Bildung" haften, die sich hinterher wirklich als typisch bewiesen haben.

Auf Beförderung der Bildung wird folglich von dieser Seite nicht zu rechnen sein. Auf Beförderung der Freiheit wohl auch nicht, es liegen darüber nicht minder genügende

aber nichts, denn grade eines solchen Mannes bedurfte das damalige Preußen, wenn es gerettet werden sollte.

Heißt daß nicht, daß Preußen in der That etwas bedurfte, was es nicht in sich selbst hatte, und kaum auch haben konnte? Denn wie hätte der preußische Adel, der längst schon zu gehorchen gewöhnt war, einen solchen Mann zu liefern vermocht? Noch weniger das ausdrücklich zum Dienen herangebildete Beamtenthum. Wohl viele recht brauchbare und achtbare Leute mochten darunter sein, aber ein deutscher Edelstein wäre da nicht zu suchen gewesen. Dazu also war das alte deutsche Reich noch immer gut genug, um einen solchen Reichsfreiherrn hervorzubringen, der Preußen retten konnte! Und schon dies Eine meine ich, läßt uns tief blicken und sollte zum Nachdenken auffordern. Denn daß es in Deutschland zu allen Zeiten so manche feste Charactere und unabhängige Geister gegeben hat, beruht ohne Frage darauf, daß hier nicht alles ein und derselben Gewalt unterworfen war. Grade in Preußen aber, welches am meisten die Centralisation und Gleichförmigkeit beförderte, gab es am wenigsten hervorragende Persönlichkeiten. Selbst ein Hardenberg, der mit Stein nicht zu vergleichen war, scheint in dem preußischen Adel und Beamtenthum nicht zu finden gewesen zu sein. Wie Scharnhorst stammte er bekanntlich aus Hannover, und obwohl kein Reichsfreiherr, war er doch einst durch seinen Aufenthalt in Wetzlar, in Regensburg und Wien, mit der alten Reichsverfassung in Berührung gekommen. Es scheint wohl, daß er dadurch eine vielseitigere Bildung, eine freiere und umfassendere Staatsansicht gewonnen hatte, als wenn er aus der Schule des preußischen Beamtenthums hervorgegangen wäre.

Genug, Thatsache bleibt, daß die drei Retter Preußens: Scharnhorst, Stein, und Hardenberg, weder nach Geburt noch nach Erziehung und Bildung dem Preußenthum angehörten, wie neben ihnen auch noch manche Andere, die damals eine hervorragende Rolle gespielt haben. Und eben darauf beruhte die Rettung, daß durch diese Männer dem Preußenthum etwas zugeführt wurde, was es nicht in sich selbst hatte. Aehnlich

also, wie man einem Schwererkrankten eine reinigende und stärkende Medicin eingiebt, ohne welche er sterben müßte. Woher aber nahmen diese Männer ihre Medizin? Gewiß schöpften sie dabei aus dem ganzen Vorrath an Bildung, welcher in dem alten westlichen Deutschland vorhanden war. Indem sie nun das beste daraus entnahmen, war ihre Arbeit in Preußen auf freiheitliche Einrichtungen und auf den Fortschritt der Bildung gerichtet, die sie nicht minder für ein Stärkungsmittel hielten als die Militärreorganisation. Darin also dachten sie entschieden anders als Graf Bismarck, der nach seiner bekannten Aeußerung schon zu viel Bildung in Preußen bemerkt haben will. Das hätten Stein und Hardenberg gewiß niemals gesagt, sondern von dem ersteren ist vielmehr bekannt, wie er oft sehr rückhaltlos über den Mangel an Bildung und die noch so vielfach hervortretende Rohheit geklagt hat.

Wie oft bezeichnet ein hingeworfenes Wort den ganzen Mann, seine Denkweise und sein Streben! Weiß ich von Ludwig XIV. das l'état c'est moi, so kenne ich den Kern seines Wesens, die personificirte Eitelkeit. Oder weiß ich von dem großen Friedrich, daß unter ihm jeder nach seiner Façon selig werden sollte, so weiß ich wenigstens, wie der Mann über Religion dachte, nemlich daß sie ihm ohngefähr als etwas Gleichgültiges erschien, denn in solchen Ausdrücken wird Niemand von Religion sprechen, dem Religion noch etwas bedeutet. Man hat es dem Herrn von Manteuffel nicht vergessen, daß er einmal sagte: „der Starke tritt einen Schritt zurück", weil das in der That die blos zu wartende, ausweichende und der Initiative entbehrende Politik bezeichnet, die man ihm vorwerfen kann. So werden auch an dem Gedächtniß des Grafen Bismarck immer die Worte von „Blut und Eisen" und „zu viel Bildung" haften, die sich hinterher wirklich als typisch bewiesen haben.

Auf Beförderung der Bildung wird folglich von dieser Seite nicht zu rechnen sein. Auf Beförderung der Freiheit wohl auch nicht, es liegen darüber nicht minder genügende

Andeutungen vor. Was also für einen Stein und Hardenberg als das besonders Anzustrebende erschien, wird für die Politik des Grafen Bismarck etwas Nichtanzustrebendes sein. Ich meine, das sieht doch fast wie ein Gegensatz aus. Auch wird die beiderseitige Stellung wie mit einem Schlage klar, wenn es anders richtig ist, daß Stein und Hardenberg (um kurz zu reden) dadurch wirkten, daß sie in das östliche Preußen den westdeutschen Geist einführten, den sie selbst repräsentirten, und wenn man andererseits fragt, was hingegen Graf Bismarck repräsentirt? Denn er wird auch wohl etwas repräsentiren, seine bloße Persönlichkeit thäte es nicht und kann dabei ganz aus dem Spiele bleiben. Was er aber repräsentirt, das ist der Geist der preußischen Ostprovinzen unter vorherrschend pommerschen Typus. Und das ist nun sein Streben, diesen Geist über das westliche Deutschland auszubreiten. Wie demnach unter Stein und Hardenberg die Absicht bestand, Preußen so viel als möglich zu verdeutschen, indem die Richtung von Westen nach Osten ging, so geht sie jetzt von Osten nach Westen um Deutschland wo möglich zu verpreußen.

Was wird nun das Resultat sein, wenn der Geist des östlichen Preußens sich über das westliche Deutschland verbreitet? Das ist leicht zu ermessen, denn dieser Geist ist in erster Linie auf Herrschaft gerichtet. Freiheit und Bildung sind dabei Nebensache, sie kommen nur in so weit in Betracht, als sie selbst der Macht dienen können. Als Kern der politischen Verfassung gilt der Apparat zur Sicherstellung und Ausübung der Herrschaft, und der vornehmste Zweck aller inneren Thätigkeit wird die Herbeischaffung und Vermehrung der Machtmittel. Wenn also dieser Geist sich auf Deutschland richtet, wird er auch dort sein Wesen nicht verleugnen.

„Tu regere imperio populos Borusse memento"

so wird in Zukunft der Preuße sprechen, die deutschen Völkerschaften aber mögen inzwischen erkennen, welches Heil für deutsche Freiheit und Bildung aus solchem Imperium erblühen wird.

Es ist wohl sehr natürlich, daß ein Mann wie Stein, der aus den Rheinlanden stammte, und als Reichsfreiherr von vornherein auf deutschem Standpunkte stand, seine Aufgabe anders auffassen mußte, als von einem pommerschen Landedelmanne, der von vornherein auf preußischem Standpunkte steht, zu erwarten ist*). Vom Rhein aus betrachtet sieht Deutschland wirklich sehr anders aus, als von Pommern aus betrachtet, so daß im letzteren Falle die Mark Brandenburg ganz wohl als das Herz von Deutschland erscheinen kann. Denn für Pommern hat die Mark wirklich den deutschen Beruf gehabt, den sie angeblich für ganz Deutschland haben soll, sie hat auf Pommern civilisirend eingewirkt, und dieses Land in Ordnung gebracht. Aber welcher Culturentwicklung könnte sich die Mark gegenüber dem alten westlichen Deutschland rühmen, die als ein ächt märkisches Product zugleich eine allgemein deutsche Bedeutung gewonnen hätte? Ich wüßte nichts außer der Turnkunst. Und das soll dem Vater Jahn unvergessen bleiben, daß er damit dem ganzen deutschen Erziehungswesen einen wichtigen Dienst geleistet, wofür auch sein Name in ganz Deutschland gefeiert ist und wohl noch lange in Ehren stehen wird, wenn der Name so mancher Berühmtheiten unserer Tage längst verklungen ist. Aber dieser Mann stellte sich auch selbst nicht auf preußischen Standpunkt, sondern wollte vielmehr ein rechter Altdeutscher sein, und hätte

*) Zwar seinem Geburtsorte nach wäre Graf Bismarck kein Pommer zu nennen, aber er ist schon in frühester Jugend in diese Provinz gekommen, und hinterher dort selbst ansässig geworden, wie er auch bis heute dort seine rechte Heimath zu finden scheint. In den Traditionen seiner Familie, deren Ursprung auf den altmärkischen Dienstadel hinweist, wird ohne Frage das specifische Preußenthum herrschen, und wie natürlich also, daß das politische Denken des Grafen Bismarck vom preußischen Standpunkte ausgeht. Dasselbe gilt von Herrn von Roon, der nach Geburt und Erziehung ebenfalls dem Pommerlande angehört. So in ganz anderen Umgebungen, und unter ganz anderen Einflüssen herangewachsen und ausgebildet, als einst Scharnhorst, ist es von vornherein zu erwarten, daß er auch in vielen Dingen anders denken wird, als dieser dachte, dem das specifische Preußenthum innerlich ganz fremd war.

sonst wohl nichts entdecken und ausführen können, was hinterher in ganz Deutschland für deutsch anerkannt ist.

Soviel kommt auf den Standpunkt an, denn davon hängt die Perspective ab, und die Perspective bestimmt das Bild. Geistig genommen heißt man das Bild die Idee, und nach der Idee richtet sich wieder die practische Aufgabe, die man sich stellt. Alles, kann man sagen, liegt zuletzt in der verschiedenen Weise des Sehens, wie ja auch die Etymologie des Wortes „Idee" selbst dahin deutet. Je nachdem man ein Ding ansieht, danach sieht es aus. Je vielseitiger nun die Dinge sind, um so größer ist die Gefahr des Irrthums. Selbst wenn man in der rechten Weise sieht, sieht man doch vielleicht nicht weit genug, und ich will gerne glauben, daß die meisten Verirrungen in Betreff der deutschen Frage wirklich auf Kurzsichtigkeit beruhen, weil man den Hintergrund nicht sah, woraus die deutsche Entwicklung entsprungen, und ohne welchen sie darum auch nicht zu begreifen ist.

Wir aber müssen jetzt noch weiter sehen, was unter Stein und Hardenberg in Preußen geschah. Es wurde so vieles Alte weggeräumt, so vieles Neue dafür eingeführt, noch mehr vorbereitet und für die Zukunft in Aussicht genommen, daß es wirklich oft so aussah, als sollte von der Monarchie des großen Friedrich nur noch die leere Baustelle übrig bleiben, um einen ganz anderen Staat darauf zu errichten, worin man den früheren nicht wieder erkannt hätte. Eine Fortentwicklung des Preußenthums aus sich selbst war das offenbar nicht zu nennen, sondern es drang etwas Fremdes ein, was jedenfalls als eine gewagte Neuerung erschien, und zum Theil ganz unvereinbar mit dem alten Preußenthum. Das versuchte auch dagegen zu reagiren, konnte aber einstweilen nur geringen Erfolg haben, so lange der Wille des Königs für die Neuerung war, weil eben zu dem alten Preußenthum auch wieder die Unterwerfung unter den königlichen Willen gehörte. Die widerstrebenden Elemente mußten sich wohl oder übel fügen, oder die Opposition wäre zur Rebellion geworden. Gleichwohl hieße es sehr oberflächlich urtheilen, wenn man

verkennen wollte, daß diese Reaction eine ganz natürliche Erscheinung war, und aus ihrer vergleichsweise so leichten Ueberwindung darf man noch keineswegs auf ihre innere Schwäche schließen. Wahrscheinlich wäre Hardenberg, der nicht die Festigkeit eines Stein besaß, wohl nicht so leicht darüber hinweggekommen, hätte nicht der Zwang der Umstände noch gebieterischer gesprochen. Vor allem die allgemeine Strömung der liberalen Ideen, die von Frankreich ausgegangen waren, und die, so weit sie nur die Gleichheit und individuelle Freiheit bezweckten, auch unter Napoleon noch fortwirkten. Und Napoleon's Macht stand noch in nächster Nähe so drohend da, daß er wohl selbst die Bauernfreiheit und die Abschaffung der Adelsprivilegien decretiren konnte, wäre ihm die Regierung nicht zuvorgekommen. Man darf diesen Druck nicht außer Rechnung lassen. Jedenfalls war es kein großes Verdienst von Seiten des Preußenthums diese Ideen jetzt anzuerkennen, noch weniger dürften sie selbst als ein preußisches Product angesehen werden, sondern der Hauptsache nach kamen sie offenbar aus Frankreich. Mehr originell war die Städteordnung, die zu den wichtigsten Leistungen der damaligen Zeit gehört, aber aus dem Preußenthum selbst war sie doch auch nicht hervorgegangen, obwohl ich meine, daß sie sehr wohl damit vereinbar war. Was für das Unterrichtswesen geschah, rechne ich auch dahin, und ebenso die mannigfaltigen Reformen in der Verwaltung. Was aber die Entwürfe zu einer politischen Verfassung anbetrifft, die doch im Grunde genommen nach dem allgemeinen constitutionellen Schema zugeschnitten waren, so meine ich allerdings, daß diese zu den Lebensbedingungen der preußischen Monarchie nicht paßten.

Ein tiefer Denker ist weder Hardenberg noch Stein gewesen. Und das ist nicht einmal ein Vorwurf. Die Fähigkeit eines Staatsmannes liegt nicht allein im Denken, und ein Stein besaß so bedeutende Eigenschaften, daß er dennoch der große Mann bleibt, als welchen ihn die Nation verehrt, wenn er auch nicht ein tiefer Denker heißen kann. War er nun nach Geburt und Erziehung nicht aus dem Preußenthum hervor-

gegangen, vielmehr seinem Gefühle nach schlechtweg deutsch gesinnt, — wie er auch in der preußischen Monarchie mehr den Hebel zu einer deutschen Entwicklung sah als das Preußenthum selbst, — so liegt es um so näher, daß er auf die Lebensbedingungen dieser Monarchie zu wenig Rücksicht nahm. Daß Preußen ein exceptionelles Wesen sei, wußte der große Friedrich vollkommen, aber wie Wenige haben das außer ihm gewußt! Stein und Hardenberg wollten aus Preußen schlechtweg einen deutschen Staat machen, und die Verfassung dieses Staates hätte nach ihren Entwürfen kaum etwas Eigenthümliches gehabt. Jedenfalls sollte es eine Repräsentativverfassung werden. Die hat dann lange auf sich warten lassen. Endlich ist sie gekommen, und man konnte seitdem die Probe machen.

Ich habe dem preußischen Constitutionalismus, als er in die Welt trat, von Anfang an wenig Lebenskraft zugetraut, auch diese Ueberzeugung unumwunden ausgesprochen. Seitdem habe ich nichts beobachten können, was meiner damaligen Ansicht entgegen wäre. Durch die neue Bundesverfassung ist sogar fraglich geworden, in wieweit die preußische Verfassung selbst noch rechtlich gilt, jedenfalls bedeutet sie thatsächlich seitdem noch sehr viel weniger als zuvor. Wie könnte das Repräsentativsystem auch jemals zu Kräften kommen, wenn andererseits eine feste monarchische Regierung und der militärische Character des Staates erhalten bleiben soll? Und doch muß dies für die östliche Hälfte des preußischen Staates als eine Nothwendigkeit anerkannt werden, wie es auch den dortigen Zuständen und dem Geiste der Bevölkerung am besten entspricht. Nur eine Verfassung, welche in den gegebenen Verhältnissen wurzelt, kann segensreich wirken, denn die öffentliche Wohlfahrt ist nicht an gewisse ausschließliche Formen gebunden, aber dem Unerreichbaren nachstrebend wird man selbst das Erreichbare verfehlen. Täusche man sich doch nicht selbst darüber, wie wenig Sinn und Verständniß für Staatsangelegenheiten sich bei der großen Masse noch findet, insbesondere bei dem Landvolke, indessen bei den allgemeinen Wahlen gleichwohl die

große Masse den Ausschlag giebt. Für Provinzialverfassungen wären da die Grundlagen schon weit eher vorhanden, das Hauptbestreben aber müßte auf Communalfreiheit gehen, die auch unter einer monarchischen Regierung einen weiten Spielraum finden und sich sogar viel kräftiger entwickeln könnte, als nach dem constitutionellen Schematismus möglich wäre. Das Bestätigungssystem oder Nichtbestätigungssystem würde in meinem Denken kein Unterkommen finden, wohl aber wäre noch Platz darin für manches Stück von Communalfreiheit, wovon bei den herrschenden Centralisationstendenzen, in welchen selbst die Stimmführer des sich so nennenden Fortschritts befangen sind, jetzt nicht einmal geredet wird. Denke ich mir aber selbst die möglichst weite Entwicklung der Communalfreiheit, und stelle mir dann die Frage: ob darin zugleich die Elemente lägen, welche die Fähigkeit hätten selbst die Staatsregierung in die Hand zu nehmen, so kann ich solche Elemente nicht bemerken. Und dieses zugegeben, so kann auch die politische Freiheit, im eigentlichen Sinne des Wortes genommen, nicht weit reichen, denn sie müßte grade in der Theilnahme an der Regierungsgewalt bestehen und ihrer Idee nach auf Selbstregierung hinzielen.

Daß darüber so Viele ganz anders urtheilen, beruht wohl am meisten auf der noch vorherrschenden Auffassung der Freiheitsidee, wonach man in der Freiheit nur das Recht sieht, nicht aber zugleich die Pflicht, worauf grade in der vorliegenden Frage das meiste ankäme. Denn der Staat muß erhalten werden, und in dem östlichen Theile der preußischen Monarchie kann dies nur durch eine starke Regierungsgewalt geschehen, weil dieses Gebiet der Sache nach noch immer als eine Mark anzusehen ist, wo man immer auf dem Posten stehen muß, und dazu paßt keine Regierung durch die Volksvertretung. Hier muß der König zugleich den Character des Kriegsherrn haben, wie es auch schon ehemals in der Mark und im Ordensstaate ganz ähnlich war. In Liefland, wie ich früher bemerkte, hieß sogar der Träger der Regierungsgewalt ausdrücklich der Heermeister, also der Kriegsherr in

ausgesprochenster Gestalt. In dem constitutionellen System hingegen wäre für solchen Kriegsherrn kein Platz, sondern da giebt es nur einen Kriegsminister, der garnicht anders gestellt ist als jeder andere Minister, so daß dann auch das ganze Kriegswesen nicht anders zu behandeln wäre als jede andere Staatsangelegenheit, und folglich die Kammern die entscheidende Stimme darüber haben müßten. Ist dies aber mit den Existenzbedingungen des preußischen Staates unvereinbar, so scheitert eben daran das ganze constitutionelle System. Auch liegt die Thatsache vor, wie lange Preußen den Constitutionalismus abzuwehren gesucht und wirklich abgewehrt hat, indessen in dem übrigen Deutschland schon fast überall Verfassungen bestanden, die jedenfalls politische Rechte gewährten, die meisten auch nach constitutioneller Form. In Preußen aber wurde vergebens dafür agitirt, bis zuletzt noch die Erschütterung der Februarrevolution kommen mußte, um ihm die Thore zu öffnen. Und haben wir nicht desgleichen gesehen, wie auch was in den Jahren 1807—13 in freiheitlicher Richtung geschah, wirklich nicht aus dem Preußenthum selbst entsprang, sondern demselben eingeflößt und zum Theil sogar aufgedrungen wurde? Nicht die Siege des großen Friedrich hatten jenen freiheitlichen Einrichtungen die Bahn gebrochen, sondern vielmehr die Niederlage von Jena, und kaum war das Preußenthum wieder siegreich gewesen, so ging die freiheitliche Entwicklung nach 1815 wieder rückwärts. Was endlich die Erfolge seit 66 in dieser Hinsicht für ein Resultat ergeben haben, liegt vor Augen. Man muß diese Thatsachen absichtlich übersehen oder verdunkeln, wenn man auf den Gedanken kommen will, aus Preußen den Stützpunkt einer deutschen Freiheitsentwicklung zu machen.

Graf Bismarck hat zu solchen Hoffnungen keine Veranlassung gegeben. Erinnere ich mich recht, so hat er vielmehr eine liberale Regierung einen Luxus genannt, den sich Preußen nicht erlauben dürfe. Versteht er nun unter einer liberalen Regierung eine durch die Volksvertretung geleitete Regierung, so müßte ich ihm in Beziehung auf das

östliche Preußen durchaus beistimmen. Aber Eines schickt sich nicht für Alle, und was im Pommerlande vielleicht als ein exotisches Gewächs gelten müßte, könnte doch am Rhein oder in Franken, in Schwaben und anderer Orten, ganz wie zu Hause sein, indessen das dortige Clima vielleicht für manches pommersche Gewächs schon zu warm sein möchte. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß das östliche Preußen nach Principien regiert wird, die zu seinen Zuständen passen und sogar zu seinen Existenzbedingungen gehören, aber ich sehe keinen Grund, weshalb dieselben Principien auch für das alte westliche Deutschland gelten sollten, wo andere Zustände bestehen, und dessen Entwicklung vielmehr eine andere Regierungsweise fordert. Wenn ferner dieses alte Deutschland nicht zu einer so vorherrschend militärischen Entwicklung bestimmt und darauf seine besten Kräfte zu richten genöthigt ist, wie das östliche Preußen, so wird es sich — zumal es ohnehin schon der wohlhabendere und gebildetere Theil ist — auch manches gestatten dürfen, was dort hingegen ein gefährlicher Luxus wäre. Sehe Jeder, wie ers treibe. Ich wüßte nicht, weshalb beide Theile das ein und selbe und in gleicher Weise treiben müßten.

Zwanzigster Brief.

Allgemeine Bemerkungen.

Was ich in meinen letzten Briefen schrieb, mag Ihnen zum Theil so fremdartig entgegengetreten sein, daß es mir passend erscheint jetzt einige allgemeine Bemerkungen folgen zu lassen, die ebenso dazu dienen werden die von mir aufgestellten Behauptungen verständlicher zu machen, als zugleich die Trag-

weite derselben zu zeigen. Jedenfalls werden Sie daraus ersehen, daß ich meine Ansichten nicht aus der Luft gegriffen habe.

Eines schickt sich nicht für Alle, hatte ich gesagt, und diese Worte auf die verschiedenen Bestandtheile Deutschlands angewandt. Denn das ist eben der Grundirrthum in der bisherigen Behandlung deutscher Angelegenheiten, daß Deutschland von vornherein als eine gleichartige Masse gilt, die darum auch nach gleichen Grundsätzen zu einem einheitlichen Körper zu gestalten wäre. Niemand fällt es in den Sinn doch zuvörderst nachzusehen, ob diese deutsche Masse auch wirklich so gleichartig sei, wie man voraussetzt, weil das wüste Gerede von Centralgewalt und Parlament von vornherein alle Untersuchungen abgeschnitten hat, und vielmehr die Hauptsache dadurch schon im voraus entschieden ist. Es bleibt dann wirklich kein Ausweg, als die Centralgewalt muß Preußen sein, und für Preußen bleibt auch kein anderer Ausweg, als womöglich alles auf preußischen Fuß zu setzen. Es ist alles in der Ordnung, sobald nur die Voraussetzung richtig ist, die ich aber rundweg verwerfe. Und desgleichen wird Jeder thun, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, die wirkliche Beschaffenheit der deutschen Masse zu untersuchen, und dabei der Wahrheit mehr Ehre giebt als hochtönenden Phrasen, möchten sie sich auch als Nationalforderungen ankündigen, und unter diesem Titel wie ein Sturmwind daher brausen, von welchem man nicht weiß, von wannen er kommt noch wohin er fährt. Vielleicht daß dies dennoch zu erforschen wäre. Auch glaube ich schon ausführlich gezeigt zu haben, wie sehr diese Verirrungen durch die von den Gothaern ausgegangene falsche Geschichtsauffassung bedingt sind. Jetzt aber gestatten Sie mir noch einige Worte über die nicht minder falsche Richtung der herrschenden Staatslehre. Denn beides wirkt hier zusammen, und darum werden wir auch nie zu einem rechten Verständniß unserer deutschen Angelegenheiten gelangen, so lange diese Staatslehre noch fortfährt mit ihren abstracten Formeln die Köpfe zu verwirren, anstatt zuvörderst zur Unter-

suchung der thatsächlichen Verhältnisse anzuleiten, wodurch allein eine sichere Grundlage gewonnen werden kann.

Wahrlich, diese Staatslehre, so vornehm sie sich dünken mag, steht auf einem viel niedrigeren Standpunkte als unsere heutige Technologie. Denn jeder Techniker weiß es, wie zu seinen technischen Unternehmungen zuvörderst die Kenntniß des dabei zu verarbeitenden Materials erforderlich ist, und je complicirter die Prozesse sind, denen dieses Material unterworfen wird, um so vielseitigere Studien gehören dazu. Was sollen wir denn nun sagen, wenn es sich um eine Staatsverfassung handelt, die doch gewiß eine viel schwierigere Sache ist als irgend ein technisches Unternehmen? Gilt aber die Begründung einer neuen Verfassung heute für eine so leichte Sache, daß wirklich viel weniger Vorstudien dazu gemacht werden als etwa zu einem Eisenbahnbau, so ist auch schon im voraus klar, was von solchen Verfassungen zu erwarten sein wird. Und was ist denn hier das zu verarbeitende Material? Doch gewiß die Länder und Völker. Handelt es sich also um eine Verfassung für ganz Deutschland, so müßte man doch erst dies Deutschland einigermaßen kennen, was aber nicht möglich ist, ohne zuvor untersucht zu haben, wie Deutschland zu dem geworden ist, als was es heute vorliegt. Eine historische Analyse gehört folglich dazu, und wie dieselbe auch ausfallen möchte, so würde sie doch jedenfalls den Unterschied zwischen dem alten westlichen Deutschland und dem östlichen Coloniallande zeigen, weil dieser Unterschied so handgreiflich ist, daß er gar nicht übersehen werden kann, insofern man überhaupt noch etwas sehen will. Verführe man dabei mit einiger Aufmerksamkeit, so würde man desgleichen nicht verkennen, wie sehr trotz allem Wechsel der Zeiten in den späteren Zuständen noch immer die früheren Grundlagen fortwirken. Wie von selbst würde man dadurch auf die Idee der Metamorphose kommen, und also auf eine ähnliche Betrachtungsweise, wie sie den Naturforschern längst bekannt ist, und worauf vor allem die Fortschritte beruhen, welche die organischen Naturwissenschaften in neuerer Zeit gemacht haben. Was soll es aber wohl heißen, wenn

heute fast Jedermann die Phrase von dem Staatsorganismus im Munde führt, indessen Niemand daran zu denken scheint, daß, wenn dem Staate wirklich ein organischer Character zukommen soll, dann wahrscheinlich auch die Metamorphose dazu gehört, und darum ohne die politische Morphologie gar keine politische Erkenntniß möglich ist.

Das behaupte ich mit vollster Ueberzeugung, und habe mich eben deshalb so viel mit der Metamorphose des preußischen Staates beschäftigt, indem ich seine Entstehung aus der alten Nordmark und aus dem ehemaligen Ordensstaate nachwies, weil ich dies zum Verständniß des preußischen Staates und seiner Stellung in Deutschland für ganz unerläßlich halte. Im innigsten Zusammenhange damit steht ferner, was ich über das Gefolgewesen sagte, von welchem ich ebenso behaupte, daß es in seinen Metamorphosen noch heute fortwirkt, und wesentlich zu dem Character des preußischen Staates gehört. Wer nun der Meinung ist, daß politische Fragen wohl eine ebenso ernstliche Untersuchung erfordern dürften, als schon längst bei den Naturforschern Brauch ist, — als welche, um das pflanzliche und thierische Leben zu verstehen, dasselbe bis auf seine ersten Anfänge zurückführen und von da aus durch alle seine Entwickelungsstufen verfolgen, — der wird auch keine müßige Grille darin finden, wenn ich in ähnlicher Weise der Entwickelung des deutschen Nationalkörpers und seiner einzelnen Glieder nachgehen zu müssen glaubte. Dieses zugestanden, gehört dann nichts weiter mehr dazu, als daß man den Gedanken der politischen Metamorphose erfaßt, und alles, was ich bisher gesagt, wird ebenso in sich selbst verständlich erscheinen, als wichtig für die daran sich anschließenden practischen Fragen. Vorausgesetzt nur, daß man auch alles, was ich sagte, cum grano salis versteht. Uebrigens habe ich es wohl nicht an den erforderlichen Erklärungen fehlen lassen, in welchem Sinne meine Behauptungen aufgefaßt sein wollen, so daß, wer denselben nicht absichtlich einen anderen Sinn unterlegte, kaum etwas Anstößiges darin finden dürfte.

Genug, Deutschland ist nicht die gleichartige Masse, wie

man gemeinhin voraussetzt. Und grade in Preußen liegt der augenfälligste Gegenbeweis vor, weil es am meisten etwas Besonderes ist. Nemlich als die große deutsche Nordmark, die, als eine Mark von Deutschland, doch etwas anderes sein muß als Deutschland selbst. Auch Oesterreich ist eine deutsche Mark, wenn gleich in sehr anderer Weise als Preußen, gehört aber um deswillen nicht minder zu Deutschland. Damit hätten wir also drei sehr wesentlich verschiedene Bestandtheile, nemlich das alte Deutschland mit seinen beiden großen Marken, und selbst das erstere zeigt noch sehr erhebliche Unterschiede in sich selbst.

Grade auf dem Nebeneinanderbestehen verschiedener Elemente und Lebensformen beruht die Eigenthümlichkeit Deutschlands, wie seine Bedeutung für die ganze europäische Entwickelung. Sollte das verschwinden, so wäre Deutschland selbst nicht Deutschland mehr. Ich wüßte aber nicht, weshalb das geschehen müßte, und sehe es vielmehr als einen wesentlichen Vorzug Deutschlands an, daß es für verschiedene Verfassungen Raum bietet. So finde ich auch kein Unglück darin, wenn in dem einen Theile die Richtung auf Volksfreiheit vorherrscht, in dem anderen der monarchische Character. Schon in dem alten Germanien ist es so gewesen. Bei solcher inneren Mannigfaltigkeit wird dann natürlich keine einheitliche Regierung bestehen können, aber wenn daraus auch viele Unzuträglichkeiten entsprängen, so ist nicht minder die Kraft daraus entsprungen, wodurch die deutsche Nation seit achtzehn Jahrhunderten so große Stürme überstanden, und im ganzen mehr geleistet hat als irgend eine andere.

Wird die Monarchie veredelt durch das Hereinwehen eines freieren Geistes, so gewinnt andererseits die Volksfreiheit mehr Haltung durch die Nachbarschaft monarchischer Regierung, und durch die nationale Gemeinschaft aller deutschen Länder wäre das Ineinanderwirken beider Principien wie von selbst gegeben. Soll hingegen beides in eine Form hineingezwängt werden, so verschwindet jede Gewähr, daß die Entwickelung des Ganzen nicht nach dieser oder jener Seite dem Extrem entgegengeht,

und eintretenden Falls gäbe es dann keine Hülfe mehr. Das erkünstelte Gleichgewicht zwischen monarchischer Festigkeit und freier Volksbewegung, welches man durch den Constitutionalismus gefunden zu haben vermeint, hat auf dem Continent noch in keinem größeren Lande die Probe bestanden. Wo man beide Vortheile zugleich zu erreichen gedenkt, kann es sich vielmehr ereignen, daß beide verloren gehen, so daß weder wirkliche Volksfreiheit noch monarchische Festigkeit daraus entspringt, sondern die wirkliche Folge nur ein Schwanken zwischen Anarchie und Despotismus ist.

Das abschreckende Beispiel, welches davon in Frankreich vor Augen liegt, sollte zum Nachdenken auffordern. Nirgends ist das Freiheitsstreben mit solcher Energie aufgetreten als vor achtzig Jahren in Frankreich, und gleichwohl hat dort bis heute noch keine freie Verfassung Wurzel schlagen können. Auf blos zufälligen Mängeln in Mitteln und Wegen kann dies nicht beruhen, die Sache muß tiefere Gründe haben, und ich sage unumwunden: es fehlt dort die Anlage zu einer freien Verfassung. Aber warum fehlt die Anlage? Deshalb meine ich, weil die ganze Entwickelung Frankreichs von vornherein auf dem Princip der Eroberung beruht, nemlich durch den Einbruch der Franken in das römische Gallien, denn von da an lag der ganzen folgenden Entwickelung ein unfreies Verhältniß zum Grunde. Es gab eine unterworfene und eine herrschende Bevölkerung, und selbst in dieser letzteren lag ein Zug zur Unfreiheit, durch die infolge der Eroberuug ganz unvermeidliche Abhängigkeit des niederen Volkes von seinen Anführern, die ihrerseits wieder von einem Oberherrn abhingen. Das Princip des Gefolgewesens wurde übermächtig, daher auch in Frankreich zuerst das Feudalsystem entstand, und dort zu durchgreifenderer Geltung und strengerer Form gelangte als irgendwo. Nulle terre sans seigneur wurde allgemeiner Grundsatz, das gemeine Landvolk so niedergedrückt, daß sein Name wie zum Schimpf wurde. Der seit Ausgang des Mittelalters emporgekommene Absolutismus war dann selbst nichts weiter als die Metamorphose des Feudalismus,

und auch in dieser neuen Form der Unfreiheit ging Frankreich wieder dem ganzen Continent voran. So sehr hatte nun das herrschaftliche Princip den ganzen Nationalkörper durchdrungen, daß selbst der gewaltsamste Ausbruch der Freiheitsprincipien von 1789 nur wieder neue Beherrschungsformen hervorrief. Denn auch in den Wortführern der Freiheit lebte das Herrschaftsgelüste, und das dem Namen nach befreite Volk glich mehr entlaufenen Sclaven als freien Männern. Noch heute ist es in der Hauptsache wenig anders. Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß es überhaupt unmöglich sei, das dort zum Grunde liegende Princip der Unfreiheit zu überwinden. Nationen können allmälig einen anderen Character annehmen, und geschichtliche Grundlagen sind nicht so unzerstörbar als rein physische Qualitäten. Ich sage nur, daß es unter solchen Umständen sehr schwer sein muß, eine sichere Grundlage der Freiheit zu gewinnen. Jedenfalls ist es bis heute nicht gelungen, und nach allen Anzeichen zu schließen auch in nächster Zukunft wenig Aussicht dazu.

Blicken wir andererseits auf Deutschland, so wird man mir zugeben, daß Deutschland im Vergleich zu Frankreich immer ein freies Land genannt werden durfte, so lange es noch nicht selbst dem Einfluße französischer Ideen erlegen war, der erst nach dem dreißigjährigen Kriege entschieden hervortrat. Woraus erklärt sich aber, daß Deutschland sich so ungleich viel freier erhalten konnte? Ich meine daraus, daß es von Anfang an kein erobertes Land war, sondern wenigstens seinem Kerne nach von einem nie dauernd unterworfenen Volke bewohnt, welches in seiner angestammten Heimath auch immer die Grundlagen altgermanischer Freiheit bewahrte. Diese Grundlagen konnten wohl durch den Feudalismus übersponnen und dadurch zum Theil wirkungslos werden, nie aber sind sie ganz verschwunden. Und so darf man sagen, daß selbst das unfreie System, welches in späterer Zeit in Deutschland zur Herrschaft kam, noch immer auf einer Unterlage der Freiheit ruhte, während umgekehrt in Frankreich, selbst was dort an freien Formen versucht wurde, vielmehr auf einer Unterlage der

Unfreiheit ruhte. Das ist ein großer Unterschied. Wo die Wurzel der Freiheit erhalten ist, kann auch leicht neue Freiheit daraus hervorgehen, wo aber die Unfreiheit schon in der Wurzel der ganzen Nationalentwickelung liegt, da wird viel schwerer eine neue Freiheit aufkommen, und jedenfalls viel weniger gesichert sein.

Dieses aber anerkannt, so folgt dann freilich weiter, daß ein solcher Vorzug Deutschlands, wodurch es der Freiheit einen viel günstigeren Boden darbietet als Frankreich, doch in der That nur dem alten ursprünglich deutschen Gebiete zukommen kann. Dasjenige Gebiet hingegen, welches vielmehr erobertes Land ist, wird an und für sich diesen Vorzug nicht besitzen, sondern an demselben nur in so weit theilnehmen können, als es selbst unter dem Einfluß des in dem alten deutschen Stammlande waltenden Geistes steht. Für sich selbst wird es der Freiheit einen ebenso ungünstigen Boden darbieten und statt dessen herrschaftliche Lebensformen hervortreiben, wie wir dies von Frankreich aussagten, denn ähnliche Ursachen haben auch ähnliche Wirkungen. Welche deutschen Länder sind es nun, die den Character eines eroberten Gebietes haben? In gewissem Sinne zwar das ganze östliche Deutschland, bei weitem am meisten aber die eigentliche Mark und das ehemalige Ordensland, weil dort allein die Eroberung die Grundlage der ganzen späteren Entwickelung war. Von anderen Theilen des östlichen Deutschlands kann dies weit weniger gesagt werden, sondern einige sind zwar verdeutscht aber nicht durch Eroberung, und selbst eroberte Länder, wie die ehemalige Mark Meißen und das Erzherzogthum Oesterreich, streiften diesen Character hinterher wieder ab, und assimilirten sich ganz dem alten westlichen Deutschland, wie ich schon früher hervorhob. Nur die Mark Brandenburg und das Ordensland nahmen einen militärstaatlichen Character an, und so sind sie später der Kern des modernen preußischen Staates geworden, in welchem sich derselbe militärische Character wieder erneuerte. Wie natürlich daher, daß in diesem modernen preußischen Staate auch dieselbe auf Herrschaft, auf Centralisation und Gleichförmigkeit gerichtete

Tendenz lebt, welche Frankreich characterisirt. Gewiß tritt diese Tendenz hier nicht in derselben Weise hervor, denn daß die Bevölkerung des preußischen Staates größtentheils deutschen Ursprunges ist, muß ja vieles verändern und mildern, aber in dem Staate als solchem lebt doch im Grunde genommen derselbe Entwickelungstrieb, wie desgleichen derselbe Absorptionstrieb und Eroberungstrieb wie in Frankreich.

Was wäre demnach zu erwarten, wenn Preußen die Herrschaft über ganz Deutschland gewönne? Die Antwort liegt auf der Hand. Denn offenbar kann dieser Staat nicht anders wirken, als nach dem in ihm selbst lebenden Princip, und dieses Princip ruht auf der Grundlage der Eroberung. Ganz Deutschland würde sich dann entwickeln wie ein erobertes Land, wie ja auch die Annexionen ausdrücklich auf das Eroberungsrecht gestützt wurden. Vielleicht nur ein Menschenalter, so wäre Deutschland ungefähr wie Frankreich geworden', weil gerade das, worauf bisher sein eigenthümlicher Vorzug beruhte, so gut wie verloren gegangen wäre.

Wahrlich, das kennzeichnet die unglaubliche Seichtigkeit, mit der bisher die ganze deutsche Frage behandelt ist, daß man nicht einmal eine Ahnung davon zu haben scheint, worauf es in diesem Falle ankommt! Sonst hätte man nie den Gedanken gefaßt, die deutsche Frage durch eine preußische Hegemonie zu lösen, die doch vielmehr zum Untergange alles wahren Deutschthums führen müßte. Wer nur ein wenig von der deutschen Entwickelung versteht, dem muß auch gerade dies am ehesten klar sein. Aber wirklich hat man auch gar nichts verstanden, und kann nichts davon verstehen, so lange man sich in den Phrasen von Centralgewalt, Parlament und Grundrechten herumdreht, und mit solchen Allgemeinbegriffen eine deutsche Verfassung herstellen will, ohne jemals den deutschen Nationalkörper nach seiner inneren Gliederung selbst untersucht zu haben. Was helfen nun alle die historischen Forschungen, die in Deutschland mit so viel Ernst und Gründlichkeit betrieben sind wie in keinem anderen Lande, wenn gleichwohl die Resultate derselben gerade für die Staats-

lehre, durch welche sie erst zur rechten Wirkung gelangen könnten, nur eine todte Gelehrsamkeit bleiben, und daher für die practische Politik, welche ihre leitenden Ideen wieder aus der Staatslehre empfängt, so gut wie gar nicht existiren! Da muß es freilich so gehen, wie es bisher gegangen ist und auch noch ferner gehen wird, so lange man nicht endlich zu der Ueberzeugung kommt, daß zur Behandlung der deutschen Angelegenheiten (gewiß das schwierigste Problem, welches die practische Politik kennt) doch allererst wenigstens eine Untersuchung des Materials gehört, welches dabei verarbeitet werden soll.

Ich will mich aber nicht ereifern, und kehre daher zu meiner Betrachtung Deutschlands zurück, um noch von einem zweiten Vorzug desselben zu reden. Besteht nemlich der Hauptvorzug darin, daß es seinem Kerne nach ein Land ist, dessen Entwickelung auf einem freien ursprünglichen Volksthum beruht, so war es doch allerdings ein Vortheil, daß dieses Volksthum, als der eigentliche Stamm, zugleich noch einen Nebenzweig aus sich hervortrieb, dessen Entwickelungsprincip nicht in der Volksgemeinde sondern in dem Gefolgewesen lag, ich meine durch die deutsche Colonisation. Oder wäre es nicht wirklich als ein Gewinn für Deutschland anzusehen gewesen, daß zu dem alten Deutschland hinterher noch die Marken hinzukamen? Und die Anlage solcher Marken reicht in der That ganz ebensoweit zurück als die ersten Anfänge zur Bildung eines deutschen Nationalkörpers, nemlich bis in das Zeitalter der Carolinger. Daraus ist allmälig das ganze östliche Deutschland hervorgegangen, von allen Marken aber ist hinterher die Mark Brandenburg die Mark im eminenten Sinne geworden, als der Kern der großen deutschen Nordmark. Ich sage nun, daß in dieser Markenbildung nicht blos ein Machtgewinn für Deutschland lag, sondern auch für seine innere Entwickelung konnte es wohlthätig wirken, wenn sich auf dem neu erworbenen Gebiete Eigenschaften entfalteten, für welche das alte westliche Deutschland keinen so günstigen Boden dargeboten hätte. Und so eben kann auch das Preußenthum wohlthätig wirken, wenn es als etwas Besonderes neben dem

ursprünglichen Deutschthum besteht, aber Wohlthat wird Plage, wenn dieses Preußenthum vielmehr das Deutschthum beherrschen will. Natürlich wird Preußen niemals als die Basis der Freiheitsentwickelung gelten können, wozu es am allerwenigsten geeignet wäre, sondern es ist vielmehr der Boden für die Monarchie, die dort zeigen soll, was sie zu leisten vermag.

Auf wie viele Täuschungen das Repräsentativsystem in der Praxis hinausläuft, darüber sind wohl heute schon Manchem die Augen aufgegangen. So lange daher kein besseres System entdeckt ist, — was doch bis heute noch als Problem gelten muß, — glaube ich wirklich, daß eine wohl geordnete Monarchie, wo sie zu den Zuständen paßt, sich noch immer mit dem Repräsentativsystem messen kann. Ich mache dabei die Voraussetzung, daß solche Monarchie zugleich in einem kräftigen Communalleben, einer unabhängigen Justiz, wie einem tüchtigen Unterrichtswesen, mit voller Freiheit der Wissenschaft, das nöthige Gegengewicht findet, und daß das Königthum sich nicht etwa auf ein göttliches Recht stützen will, der Vernunft wie den Thatsachen ins Angesicht schlagend, sondern sich einfach auf ihre geschichtliche Entstehung und ihre practische Nothwendigkeit beruft. Und nur solche Monarchie darf in Preußen noch auf eine Zukunft rechnen. Das Beste wird dann sein, daß diese Monarchie sich in ihrer Besonderheit erhält, indessen die Verfassungen anderer deutscher Länder einen mehr repräsentativen Character annehmen. Soll hingegen das Preußenthum mit dem ganzen übrigen Deutschthum zu einer gleichartigen Masse verschmolzen werden, um uns doch endlich zu der gewünschten Centralgewalt und dem dazu gehörigen parlamentarischen Schauspiel zu verhelfen, so mag man im westlichen Deutschland sehen, was dabei für das Deutschthum herauskommt. Preußen aber mag auch sehen, was ihm bevorsteht, wenn es um solcher Verschmelzung willen Grundsätze verkündigt und Formen einführt, die zwar nicht die positive Wirkung haben werden, deutsche Volksfreiheit zu begründen oder ein neues Deutschland zu schaffen, aber doch vielleicht die negative

Kraft besitzen, das Preußenthum zu zersetzen und zu untergraben. Wer weiß, wie bald das kommen kann! Denn das Preußenthum ist kein naturwüchsiges Wesen, und wenn die Erfahrung lehrt, wie rasch es unter Umständen sich aufschwang, so lehrt sie nicht minder, wie schnell es unter Umständen zusammenbrach.

Wiederum also erkennen wir den Doppeladler als das bezeichnendste Symbol der deutschen Aufgabe, so gewiß als der Unterschied eines westlichen und östlichen Deutschlands keine theoretische Grille sondern die handgreiflichste Realität ist. So lange ich mich mit der deutschen Frage beschäftigt, habe ich diesen Unterschied von Anfang an für entscheidend gehalten, und je mehr ich darüber nachgedacht, wurde ich nur umsomehr in dieser Ansicht befestigt. Auch Stein und Hardenberg, scheint es, hatten schon ihr Augenmerk darauf gerichtet, denn zur Zeit des Wiener Congresses haben sie wirklich den Vorschlag gemacht, das westliche Deutschland als einen besonderen Körper zu constituiren, zu welchem von Seiten Oesterreichs nur Salzburg und Tyrol gehört haben würden, von Seiten Preußens aber das Land links von der Elbe, so daß dann diese Provinzen mit dem ganzen Complex der kleineren deutschen Staaten den deutschen Bund im engeren Sinne bilden sollten. Für ihre übrigen Länder hätten Oesterreich und Preußen als europäische Mächte gegolten, die aber zugleich mit diesem engeren Bunde in einem weiteren Bundesverhältnisse stehen sollten.

Wie sehr viel anders würde es heute in Deutschland und in ganz Europa stehen, wenn dieser Vorschlag damals durchgedrungen wäre! Und doch wäre es ja nur die Anerkennung des längst schon thatsächlich bestehenden Verhältnisses gewesen, wonach zwar Oesterreich und Preußen noch immer Glieder des deutschen Körpers waren, aber andererseits sich zu besonderen Mächten ausgeprägt hatten. Denn schon seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem Preußen zum Königreich geworden, war es so gewesen, daß thatsächlich nur das westliche

Deutschland für das eigentliche Reich galt, wie es auch der ursprüngliche Kern des Reiches gewesen war.

Dieselben Ideen habe ich nun in meiner Schrift über „die Wiederherstellung Deutschlands" des weiteren ausgeführt, und bin noch heute der Meinung damit im Wesentlichen das Richtige getroffen zu haben. Die Veränderungen seit 66 können mich davon nicht im geringsten abbringen. Ich sehe darin lediglich eine Episode der deutschen Geschichte, die vorübergehen wird wie andere Episoden vorübergingen. Weit entfernt in diesen Ereignissen eine Widerlegung meiner Ansicht zu finden, sind sie mir einerseits nur ein trauriger Beleg der wahrhaft erstaunlichen Seichtigkeit und Leichtfertigkeit, mit der im Lande der Denker grade die vaterländischen Angelegenheiten behandelt werden, andererseits aber der schlagendste Beweis für die Richtigkeit wie für die Wichtigkeit der soeben aufgestellten Gesichtspunkte. Oder was ist das für ein Deutschland, welches am Erzgebirge und am Böhmerwalde aufhört, und in welchem sieben Millionen deutsche Oesterreicher für undeutsch gelten, um dafür drittehalb Millonen preußischer Slawen für Deutsche zu erklären? Was für ein Deutschland, wo, was deutsch heißt, doch nur noch ein Anhängsel an Preußen bildet! Und was für ein Bund oder Reich, wo die Bundesglieder absorbirt werden, wo zuletzt alles auf die große Armee hinausläuft und die deutsche Nationalentwicklung sich in der Reichskanzlei concentrirt? Wäre das eine Lösung der deutschen Frage, so müßte unsere tausendjährige Geschichte ein Puppenspiel gewesen sein, denn für das neue Reich ist diese ganze Geschichte so gut wie nicht vorhanden. Ich hingegen glaubte grade in dieser Geschichte die Elemente suchen zu müssen, wodurch allein eine deutsche Nationalverfassung zu begründen ist.

Einundzwanzigster Brief.

Die Freiheitskriege und das neue Preußen.

Sie erinnern sich an die Behauptung, deren wahre Bedeutung klar zu machen meine beiden vorletzten Briefe bestimmt waren. Die Behauptung nemlich, daß Preußen durch seine innere Reorganisation nach dem Tilsiter Frieden in sich selbst ganz deutsch geworden, und darauf auch seine Deutschheit durch die That bewiesen habe, indem es hinterher für ganz Deutschland in den Kampf gezogen sei, als die wirksamste Besieglung seines deutschen Berufes. Mit dem ersten Theile dieser Behauptung sind wir jetzt im Reinen. Es folge der zweite.

Also nicht um seinetwillen sondern um Deutschlands willen zog Preußen im Jahre 1813 in den Krieg, wie es ja wirklich auch die ganze deutsche Nation zum Kampfe aufrief! War doch das deutsche Vaterland damals auf allen Lippen, und gewiß auch bei den Meisten im Herzen. Nur blieb noch immer die Thatsache, daß es zugleich verschiedene deutsche Vaterländer gab, eine Thatsache, welche selbst durch die Devise der preußischen Landwehr „mit Gott für König und Vaterland" weit eher bekräftigt als beseitigt wurde. Denn der König war gewiß der König von Preußen aber nicht entfernt der König von Deutschland, und so kann auch das Vaterland, für welches die Landwehr zu kämpfen hatte, ganz unmittelbar nur Preußen gewesen sein. Wahrlich man mußte sich in einem Zustande poetischer Begeisterung befunden haben, der alle verständigen Erwägungen zurückdrängte, um diesen handgreiflichen Unterschied zu übersehen! Die rauhe Wirklichkeit hat solche Poesie gar bald verscheucht. Auch meine ich: wohl, es war schon kein gutes Vorzeichen für das Wiedererstehen eines wahren Deutschlands, daß der Aufruf dazu von einem russischen General ausging. Und dazu kam noch

der Vertrag von Kalisch, der zugleich die bündigste Erklärung darüber gab, wie wenig es die deutschen Nationalinteressen waren, um derentwillen jetzt der Krieg begann. Sondern russische und preußische Interessen waren es, wie auch von beiden Seiten schon neue Gebietserwerbungen stipulirt waren.

Niemand wird es Preußen verargen, daß es sich damals um jeden Preis zu retten suchte, und war die russische Allianz der unentbehrliche Nothanker, so durfte man um den Preis nicht feilschen. Auch daß ein Stein bei diesem verhängnißvollen Vertrage mitwirkte, wird durch die Umstände sehr wohl erklärbar. Aber wenn es sogar entschuldbar wäre, was doch noch etwas anderes bedeutet, — das kann Niemand behaupten, daß Preußen dabei deutsche Interessen verfolgte, wenn es sich mit Rußland verband um für sich selbst Erwerbungen in Deutschland zu machen! Grade als ob Rußland irgend ein Verfügungsrecht über deutsches Gebiet besessen hätte, und Deutschland nur das Material zur Ausrundung Preußens gewesen wäre, indessen von dem Rechte des alten Deutschlands, welches man doch wiederherzustellen verhieß, nichts mehr übrig geblieben zu sein schien! War aber wirklich nichts mehr davon übrig, so war auch keine Wiederherstellung möglich, sondern nur etwas Neues, was mit dem Alten blos durch den Namen verbunden war; sollte hingegen eine wirkliche Wiederherstellung stattfinden, so mußte das alte Recht als dem Principe nach noch fortgeltend und durch die französische Herrschaft nur zeitweilig suspendirt erachtet werden. Statt dessen sprach man zwar von einer Wiederherstellung Deutschlands, aber das alte deutsche Recht wurde thatsächlich für nichts geachtet.

Welch ein sonderbarer Wiederspruch ist es nun, daß man seitdem so oft den Vertrag von Ried angeklagt hat, worin die kleindeutschen Schriftsteller eine der Haupturſachen aller gescheiterten Hoffnungen erblicken, ohne doch im geringsten zu bedenken, daß der Vertrag von Kalisch vorangegangen war, der in der That die Bahn zur Zerstörung des deutschen

Rechtes eröffnet hatte. Mit welcher Logik, frage ich, wollte man die unter Napoleon geschaffenen neuen Rechtsverhältnisse für nichtig erklären, wenn man andererseits dem russischen Kaiser ein Verfügungsrecht über Deutschland zuschrieb? Und wenn Preußen seine ehemals zum Reiche gehörigen Länder schon seit dem Tilsiter Frieden als für unabhäging geworden ansah und auch seine neuen Erwerbungen in Deutschland mit vollem Souveränetätsrechte übernahm, — was doch beides das alte Recht zerstörte, — so stimmt es wenig damit, daß andererseits die im Rheinbunde geschaffenen Souveränetäten für erloschen angesehen werden sollten. Gewiß, sollte das alte Recht wieder aufleben, so mußten diese Souveränetäten als eine bloße Zwischenherrschaft wieder verschwinden, war aber das alte Recht von vornherein verleugnet, so fehlte auch jeder Rechtsgrund um ein solches Ansinnen an die Rheinbundsstaaten zu stellen, indessen andererseits Preußen überall die souveräne Befugniß in Anspruch nahm.

Und wie sehr wurde das alte Recht Deutschlands verleugnet, wenn Preußen sich im voraus deutsches Gebiet zuschreiben ließ, worauf es nach dem alten Rechte nicht den geringsten Anspruch hatte! Oder mit welchem Rechte konnte es für die ihm durch Napoleon entrissenen polnischen Provinzen, die jetzt an Rußland fielen, Ersatz in Deutschland verlangen? Preußen hatte das polnische Land ohne irgend welchen Rechtstitel an sich gebracht, und jedenfalls dabei auf eigne Gefahr gehandelt, gingen seine Eroberungen hinterher wieder verloren, so hatte Deutschland ganz eben so wenig dafür aufzukommen, als es bei den polnischen Theilungen mitgewirkt oder diese so übel begründeten Erwerbungen irgendwie gewährleistet hatte. Da sah man also den Erfolg dieser Theilungspolitik, welche das europäische Völkerrecht ganz eben so zu Boden getreten hatte, wie es andererseits die pariser Revolutionsmänner und Napoleon gethan! Das Testament des großen Peter war dadurch um ein gutes Stück seiner Erfüllung näher gebracht, denn Preußen hatte zuletzt nur für Rußland gearbeitet, welches dadurch schrittweise von der Düna an den

Bug und von dem Bug bis an die Prosna vorrückte! Das ganze europäische System war dadurch verdorben und ist bis heute verdorben. Und wenn dann Preußen in demselben Maße, als Rußland nach dem westlichen Europa vorrückte, dafür um so tiefer in Deutschland hineingeschoben wurde, so ist dadurch zugleich das deutsche System verdorben. Hat man auch nur das geringste Verständniß von der Bestimmung der deutschen Nordmark, so ist dies alles von selbst klar.

Konnte also von einem rechtlichen Anspruch auf Entschädigungen in Deutschland für Preußen nicht die Rede sein, so beruhte das ganze Verfahren auf bloßen Nützlichkeitsrücksichten. Und dabei hängt folglich alles von dem Standpunkte des Beurtheilers ab, denn die Frage ist eben: für Wen die Sache nützlich sein sollte? Preußen mußte ja natürlich wünschen so viel wie möglich zu erlangen, — hatte aber auch die deutsche Nation dasselbe Interesse an diesen neuen Erwerbungen Preußens? Gewiß, wenn die deutsche Nationalentwicklung einerlei ist mit der preußischen Staatsentwicklung, so lag es im deutschen Interesse, daß Preußen sich ausbreitete so weit nur immer möglich. Und war dabei das Recht von vornherein verleugnet, so hätte Preußen nicht nur einen Theil von Sachsen sondern das ganze erhalten müssen, wodurch grade der Kern seiner Macht eine so wünschenswerthe Verbreiterung und natürliche Sicherheit gewann, wie sie ihm bisher durchaus gefehlt hatte. Es wäre für Preußen die allerwichtigste Erwerbung gewesen. Aber grade in dieser sächsischen Frage, die damals eine so große Rolle spielte, daß fast ein neuer europäischer Krieg daraus entstand, zeigt sich am auffallendsten, wie sehr der deutsche Standpunkt von dem preußischen verschieden ist.

Daß Preußen eine starke Stellung am Rhein erhielt, war nach Lage der Dinge ein Gewinn für ganz Deutschland, welchem Preußen hier zur Vormauer gegen Frankreich diente. Kein anderer deutscher Staat konnte diesen Wachtposten mit Erfolg übernehmen. Auch war dieses Gebiet zu einem Theil als herrenlos anzusehen, für einen anderen Theil aber war

der Anschluß an Preußen nur die Wiederherstellung der schon früher bestandenen Herrschaft aus der jülichschen Erbschaft. Ein merkwürdiges Zusammentreffen dabei, daß der Stammvater des Fürstengeschlechtes, welches zuletzt die Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg vereinigt hatte, und von wo aus zu seiner Zeit die Erbschaft an Preußen kam, der Graf von der Mark gewesen war. Natürlich war er kein Markgraf, sondern die Mark nur der Name seiner Grafschaft, aber hinterher sind doch alle Erwerbungen dieses Grafen von der Mark an einen wirklichen Markgrafen gekommen, und mit Brandenburg verbunden, als der deutschen Mark im eminenten Sinne. Klingt nicht der Titel jenes alten Grafen von der Mark wie eine Vorbedeutung auf die späteren Zeiten, wo auch am Rheine eine deutsche Mark nothwendig wurde? Die deutsche Westmark müßte sie dann heißen. Aber nur durch besondere Umstände wäre dieses Land zu einer Mark geworden, und von der Nordmark nach Ursprung und Zweck nicht minder verschieden wie nach ihrem inneren Wesen, so daß sie beide nichts gemeinsam hätten als den gemeinsamen Markgrafen.

Viel anders als mit diesen rheinischen Erwerbungen verhält es sich mit den sächsischen Erwerbungen, worin nichts von einer Wiederherstellung früherer Verhältnisse lag, umsomehr aber eine Zerstörung. Und die hier zerstörten Verhältnisse waren so alt begründet, daß ihre Wurzeln in dieselbe Zeit hinabreichen, wo die Mark Brandenburg entstand. Dabei waren diese preußischen Erwerbungen durch keinerlei deutsches Interesse geboten. Weit eher wären sie für Deutschland als schädlich zu erachten gewesen, denn offenbar war es ein Angriff auf das mitteldeutsche Element, welches in der Vermittlung des niederdeutschen und oberdeutschen eine sehr wichtige Bestimmung hat, die es ohne eine angemessene Basis nicht erfüllen kann. Wer Deutschland nicht als eine gleichartige Masse betrachtet, sondern das selbständige Fortbestehen der verschiedenen deutschen Elemente als Grundbedingung einer wahren Nationalentwicklung ansieht, kann darüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Wer hingegen die

Gleichmacherei anstrebt, wird anders urtheilen und vielleicht bedauern, daß immer noch ein Stück von Mitteldeutschland sich in einiger Selbständigkeit erhalten hat.

Immer kommen wir auf dasselbe Resultat: je nachdem man die Sache ansieht, danach sieht sie auch aus, und je nachdem man das Ziel steckt, danach wird man auch die Wege zu wählen haben. Gilt die Unification als Ziel unserer Entwicklung, so wäre wohl jede neue preußische Erwerbung ein Schritt näher zum Ziele, der uns um so gewisser hoffen ließe, daß endlich das Ganze an Preußen fiele und damit die Unification vollendet wäre. Nur daß freilich nicht ein neues Deutschland daraus entstände, sondern das endlich ausgewachsene Preußen wäre das Ganze. Soll hingegen ein föderatives System in Deutschland bestehen, so ist jede neue Erwerbung Preußens eine Störung der Entwicklung, und wie nahe liegt die Grenze, wo die Vergrößerung Preußens jede föderative Entwicklung unmöglich macht!

In der That ist Preußen schon seit 1815 das größte Hinderniß einer deutschen Föderation gewesen. Und zwar ist dieses Hinderniß dadurch eingetreten, daß alle neuen Erwerbungen Preußens zu einem Staatskörper mit den alten Provinzen verbunden wurden. Insbesondere auch Westphalen und die Rheinlande, was hier entscheidend wurde. Von preußischem Standpunkte aus betrachtet möchte es auf den ersten Anblick unzweifelhaft erscheinen, daß die Einverleibung dieser Länder eine Forderung des Staatsinteresses war, es sind aber dadurch so differente Elemente zusammengebracht, die sich nie verschmelzen lassen, daß die daraus entstehende innere Unsicherheit des Ganzen weit mehr Schaden gestiftet haben dürfte, als andererseits die dadurch beförderte Concentration der Machtmittel und der Uebersichtlichkeit der Verwaltung Vortheil gebracht haben mag. Führte es mich nicht zu weit, so getraute ich mich wirklich nachzuweisen, wie grade diese Einverleibung der Westprovinzen die so verfehlte Constitution von 48 veranlaßt hat. Viel besser wäre es für Preußen gewesen, daß die Westprovinzen als ein Nebenland

nach einer besonderen Verfassung durch einen Statthalter regiert wurden. Ich habe diese Ansicht schon vor zwanzig Jahren ausgesprochen. Mag man aber auf preußischem Standpunkte anders denken, — vom deutschen Standpunkte aus leidet die Sache gar keinen Zweifel, wenn die deutsche Nationalentwicklung kein leerer Schall sein soll. Auch bezeugen die späteren Ereignisse selbst, wie grade die preußischen Westprovinzen der Haken geworden sind, woran sich seit 1815 alle deutschen Verwicklungen angeschlossen haben. Denn dadurch griff Preußen so tief in Deutschland ein, daß seitdem die ganze deutsche Entwicklung an Preußen gebunden war. Sollten also die Westprovinzen, anstatt in erster Linie der deutschen Entwicklung anzugehören vielmehr selbst in das Preußenthum aufgehen, so war der deutschen Entwicklung recht eigentlich der Hals zugeschnürt, und die Brust so beengt, daß sie nicht athmen konnte. Die deutsche Entwicklung mußte überhaupt stille stehen, oder sie mußte selbst preußisch werden. Der Anfang dazu war dann natürlich mit Hannover und Hessen zu machen, da auch wirklich schwer zu begreifen bleibt, warum diese Länder weniger preußisch sein sollten als Westphalen und die Rheinlande, — vorausgesetzt nemlich, daß Westphalen und Rheinland auch innerlich preußisch wären, was ich freilich bestreite.

Dadurch ist es nun geschehen, daß das preußische Staatswesen, welches zur Zeit der Freiheitskriege ganz in Deutschland aufzugehen schien, hinterher umsomehr etwas für sich Bestehendes und Besonderes wurde, indem es sich in seinem Inneren consolidirte. Es war ein stetig fortschreitender Prozeß, ohne alle auffallenden Ereignisse. So geräuschlos ging es zu, daß man die Sache kaum zu bemerken schien, und doch gewann das Preußenthum dadurch eine Sonderstellung in Deutschland, wie es selbst unter dem großen Friedrich nicht entfernt eingenommen. Damals gab es noch keine Rheinprovinz, keine Provinz Westphalen u. s. w., so daß die unter preußischer Herrschaft stehenden Länder ausdrücklich nur als Glieder des preußischen Staatskörpers bezeichnet wären,

und nur als solche gegolten hätten, sondern es gab ein Herzogthum Cleve, eine Grafschaft Mark u. s. w., welche trotz der preußischen Herrschaft nach wie vor zu ihrem westphälischen Reichskreise gehörten. Und ein solcher Reichskreis war etwas ganz anderes als eine Provinz.

Ueberhaupt hat das alte Reich niemals Provinzen gehabt, und es wird nicht unpassend sein, dies hier beiläufig zu bemerken. Es handelt sich dabei nicht blos um Namen, sondern an den Namen knüpfen sich Vorstellungen, die hinterher practische Folgen haben. Welche Vorstellung erweckt aber der Name einer „Provinz", womit bekanntlich die alten Römer ein unterworfenes und von Rom aus beherrschtes Land bezeichneten, grade wie auch das Wort von vincere herkommt? Was sich nun für practische Folgen mit solchem Namen verknüpfen können, zeigt sich handgreiflich in Frankreich. In welchem verächtlichen Tone spricht man dort von den Provinzen im Gegensatze von Paris, von wo aus die Provinzen auch in der That wie unterworfene Länder regiert werden! Es ist aber schon dahin gekommen, daß man auch in Berlin in solchem Tone von den Provinzen zu sprechen beginnt, und ginge es noch ein Menschenalter in der heutigen Richtung fort, so wären wir in dieser Denkweise wohl auf demselben Punkte wie in Frankreich, und mit der Denkweise bilden sich dann auch die Zustände. Ich sage: eine freie Nation kennt keine Provinzen. Ist gleichwohl dieser ehemals in Deutschland ganz unbekannte Name uns heute schon so geläufig geworden, daß Niemand mehr Anstoß daran zu nehmen scheint, so kann ich darin nur ein bedenkliches Zeichen davon finden, wie sehr uns das Verständniß deutscher Entwicklung abhanden gekommen sein muß, denn es ist ein Name, der knechtische Verhältnisse bezeichnet, und dessen wir uns besser entschlagen sollten, wenn wir wirklich eine freie Nation werden wollen.

Daß nun unter dem großen Friedrich die zum Reiche gehörenden preußischen Länder noch ihre alten Namen trugen, daran knüpfte sich die für die Stellung Preußens in Deutschland sehr wichtige Folge, daß auch die preußische Herrschaft

in diesen Ländern selbst noch auf dem alten Reichsrecht ruhte. In rechtlicher Hinsicht also waren diese Länder zunächst Glieder des Reiches, und nur in zweiter Linie waren sie preußische Länder, da die preußische Herrschaft dort nur in Kraft des Reichsrechts bestand, seit 1815 hingegen hat sich dieses Verhältniß gradezu umgekehrt. Als für sich selbst bestehende Macht war Preußen 1813 in den Krieg gezogen, und als solche trat es dann in den neu errichteten deutschen Bund, so daß erst hinterher wieder ein Rechtsverhältniß zu Deutschland entstand, welches aber nicht selbst auf dem alten deutschen Rechte beruhte, sondern vielmehr von der Großmachtsidee ausging. Preußen blieb dabei, was es war, gleichviel ob der Bund zu Stande gekommen wäre oder nicht. So wurde die Sache damals aufgefaßt. Grade als ob der preußische Staat aus sich selbst entstanden und dann hinterher zu Deutschland hinzugekommen wäre, aus welchem er doch vielmehr hervorgegangen war, so daß ein großer Theil der preußischen Länder schon lange zu Deutschland gehört hatte, noch ehe von Preußen nur die Rede gewesen. Jetzt aber that man so, als ob diese Länder an und für sich preußisch wären, das Preußenthum also die Grundlage und die Substanz, das Deutschthum nur eine hinzukommende Nebeneigenschaft. Sie galten eben als preußische Provinzen, und nur als solche gehörten sie auch zum Bunde. Hieß das nicht alle natürlichen Verhältnisse auf den Kopf stellen?

Dennoch ist alles sehr wohl erklärlich. Es war nichts anderes als die Wirkung der von Frankreich ausgegangenen Revolution, in deren Fluthen auch das deutsche Recht untergegangen war. Nachdem sich dann die Wasser verlaufen, hätte freilich dieses Recht wieder emportauchen müssen, oder es konnte kein wirkliches Deutschland wieder entstehen. Daß aber die Dinge in solche Richtung geriethen, welche zu keiner Wiederherstellung führen konnte, — das datirt von dem Vertrag von Kalisch!

Anstatt für Deutschland zu kämpfen, wie man so gern sagt, hatte also Preußen weit mehr für sich selbst gekämpft.

und ist dann grade infolge der Freiheitskriege noch weit mehr zu etwas Besonderem geworden, als es vordem gewesen war. Und wenn es in den Jahren 1807—15 allerdings so aussehen mochte, als wäre Preußen in sich selbst ganz deutsch geworden, seine bisherige preußische Eigenthümlichkeit in das allgemeine Deutschthum auflösend, so war dies nicht minder eine Täuschung gewesen, wie ich schon früher genügend gezeigt habe. Das Preußenthum erhob sich nach dem Frieden in voller Macht, und wollte so wenig als deutsch gelten, daß vielmehr die deutschen Farben als ein offener Hochverrath gegen das Preußenthum angesehen wurden. Selbst die Gedanken durften nicht mehr deutsch bleiben, nachdem es dem Scharfsinn des Herrn von Kamptz gelungen war, darin die Spuren eines versteckten Hochverrathes zu finden. Der Mann hatte von seinem Standpunkte aus auch wirklich Recht. Es lag ein versteckter Hochverrath gegen das Preußenthum in dem deutschen Geiste, der seit 1807 in das alte Preußen eingezogen war, und dem jetzt durch die geeigneten Handgriffe begreiflich gemacht werden sollte, wie wenig er befugt sei das Preußenthum in sich aufzuzehren. Mit dem bequemen Gerede von Reaction ist hier nichts erklärt, und ich meinerseits bin weit entfernt diese Wendung nur auf die Geistesbeschränktheit oder Böswilligkeit einiger einflußreichen Leute zurückzuführen, die doch nichts vermocht hätten, wenn nicht das alte Preußenthum selbst reagirte. Das that es aber, weil es sich als ein besonderes Wesen fühlte, und dazu auch ein Recht hatte, weil das Preußenthum in Wahrheit etwas Besonderes ist, was nicht in das allgemeine Deutschthum zerfließen kann noch soll. Nur hätte man im Jahre 1813 auch nicht so thun sollen, als ob der Unterschied zwischen Preußenthum und Deutschthum verschwunden wäre. Wäre dies auch überall im guten Glauben geschehen, — in der Sache selbst lag die Täuschung von Anfang an, und wie natürlich, daß die Täuschung hinterher hervortrat.

Für einen Stein blieb seitdem nichts übrig als sich zurückzuziehen, seine Zeit war vorüber. Ob es ihm auch zum Be-

wußtsein kam, daß er durch jene Täuschung selbst sehr wesentlich geschadet hatte, — ich weiß es nicht. Wo aber wäre Jemand zu nennen, der damals Preußens Stellung zu Deutschland klar durchschaut hätte, worüber noch heute eine so weit verbreitete Täuschung besteht! Irren ist menschlich, und was der Mann auch gefehlt haben möchte, — seine Absicht war rein. Darum sichern ihm auch seine großen Eigenschaften und Verdienste einen Ehrenplatz in der deutschen Geschichte, in welcher er sich zuletzt selbst noch ein besonderes Denkmal gesetzt, durch seinen thätigen Eifer für die Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen. Auch darin, wenn man es sonst nicht wüßte, könnte man das deutlichste Zeichen finden, wie sehr das Streben dieses alten Reichsfreiherrn auf Deutschland gerichtet war. Auch andere Männer, die sich zur Zeit der Freiheitskriege hervorgethan, haben sich in der sogenannten Reactionsperiode zurückgezogen, es geschah aber aus anderen Motiven. Ein Humbold und Boyen waren von vornherein Preußen, und nicht die getäuschten deutschen Hoffnungen erzeugten ihren Mißmuth, sondern daß Preußen nicht die Verfassung annahm und die Machtstellung gewann, die sie für Preußen gewünscht hatten. Diese Namen, und so noch manche andere, gehören unmittelbar nur der preußischen Geschichte an, erst mittelbar der deutschen.

Friedrich Wilhelm III. selbst war seinem Gefühle nach durchaus preußisch gewesen, und nur durch die Gewalt der Umstände in die deutsche Richtung hineingedrängt, die er dann auch sofort wieder verließ um desto mehr in sein nüchternes preußisches Wesen zurück zu fallen, sobald der Zwang der Umstände verschwunden war. Anders verhielt es sich mit Friedrich Wilhelm IV. Der war seinem Gefühle nach deutsch, und wollte vor allem ein deutscher Fürst sein wie die anderen, in denen er nur seine Standesgenossen erblickte. Indessen war dies Gefühlssache, und mit dem Gefühle nicht auszukommen. Denn andererseits war er König von Preußen, und diese Stellung machte sich geltend mit der Macht einer Thatsache. Wie also diese preußische Thatsache mit dem deutschen Gefühl

in Einklang bringen? Das vermochte er nicht. Seine Praxis wurde wie seine Theorie, denn nur in einem solchen Kopfe konnte eine aus so differenten und sich so widersprechenden Elementen zusammengesetzte Theorie Platz finden, wie sie im Kreise seiner Vertrauten zu Hause war, und woraus daher auch kein Entwurf entsprang, der einer klaren Formulirung und practischen Ausführung fähig gewesen wäre. So gelang ihm weder die deutsche Entwicklung zu leiten noch die preußische, noch weniger ein wohlgeordnetes Verhältniß zwischen Preußenthum und Deutschthum herzustellen. Die Ereignisse überwältigten ihn und drängten ihn gegen seinen Willen aus einer Richtung in die andere, bis zum Extrem hin. Im Frühjahr 48 wollte er Preußen in Deutschland aufgehen lassen und sich selbst an die Spitze der Bewegung stellen. Wäre nur die Bewegung nach seinem Sinn gewesen, was sie aber schon von Anfang an nicht war, und immer weniger wurde. Da stand er still. Das ihm angetragene Kaiserthum lehnte er ab, und that auch wohl daran. Denn trotz seines halbgestörten Geistes hatte er doch zu viel Intuition um auf die Schwindeleien in der Paulskirche einzugehen, die ihm jedenfalls zu oberflächlich erschienen. Gleichwohl selbst noch halb von der Bewegung ergriffen, ließ er sich zu dem Unionsversuch verleiten, der dann auch von vornherein eine Halbheit war und schon um deswillen scheitern mußte. Jetzt ging der deutsche Zug in ihm zur Neige. Es folgte die Umkehr und der Bruch mit der Revolution. Von da an schien es hingegen, als ob eine deutsche Frage garnicht mehr existire, Preußen wurde wieder ein rein für sich bestehendes Wesen. So war man aus dem Preußenthum in das Deutschthum gerathen, um aus dem Deutschthum wieder in das Preußenthum zurückzufallen.

Was bedeutet denn dieser Wechsel? Nichts anderes, als daß er den inneren Zwiespalt offenbar macht, der schon mit der Gründung des modernen Preußens selbst gegeben war. Indem es einerseits an die deutsche Entwicklung anknüpfte, und insofern ein Glied des deutschen Körpers war, wollte es andererseits eine selbständige Macht sein, wozu es auch wegen

seiner nicht zum Reiche gehörigen Besitzungen ein gutes Recht hatte. Das Unglück lag nur in der unklaren Vermischung beider Tendenzen, und wir haben gesehen, wie sich darüber nur der große Kurfürst und der große Friedrich erhoben. Jener als eine selbst noch deutsche, dieser als eine rein preußische Gestalt, beide hatten eine feste Haltung. Sonst aber zeigt sich innerer Widerspruch, worüber gleichwohl die vollständigste Bewußtlosigkeit zu herrschen schien. Denn wir haben desgleichen gesehen, wie Preußen in den Jahren 1807-15 so viel als möglich deutsch wurde, um dann hinterher wieder desto mehr preußisch zu werden, und daß es den deutschen Nationalkrieg proclamirte, wo doch vielmehr die Wiederherstellung Preußens der Zweck war, und wie infolge dessen Preußen selbst das mächtigste Hinderniß einer wahren Nationalentwicklung wurde. Und ganz dem entsprechend war das Umschlagen aus dem Einen in das Andere unter Friedrich Wilhelm IV.

Zweiundzwanzigster Brief.

Der Widerspruch in vollster Form.

Wo ein im Fortschritt der Ereignisse sich immer erneuernder und steigernder Widerspruch vorliegt, wird man auf eine Katastrophe gefaßt sein müssen, durch welche der Widerspruch seine endliche Lösung findet. Und so verhält es sich mit der preußischen Geschichte seit Friedrich Wilhelm III., so weit wir sie betrachtet. Jetzt kommen wir zu dem letzten Acte dieser Entwicklung, denn noch Eins fehlte bisher. Dies nemlich, daß der Widerspruch auch selbst als Widerspruch auftritt, so daß die beiden Glieder des Gegensatzes nicht mehr blos

in einander umschlagen, wie bis dahin geschah, sondern in einem Schlage beide zugleich gelten wollen. Seit 66 ist dies Ziel erreicht.

Die Thatsachen liegen vor Augen. Oder was heißt es, eine Nationaleinheit schaffen zu wollen, indem man vielmehr den bestehenden Nationalkörper zerreißt, und eine Nationalpolitik führen, indem man sich vielmehr gegen halb Deutschland mit dem Auslande verbindet? Was heißt es einen Bund schaffen, wenn zuvor die wichtigsten Bundesglieder absorbirt werden, daß kaum noch etwas übrig bleibt, was sich verbinden könnte, und dem, was übrig bleibt, doch jedenfalls die Freiheit fehlt sich zu verbinden? Würde diese Politik sich eine preußische nennen, — so viel auch sonst dagegen zu sagen wäre, es läge wenigstens kein innerer Widerspruch darin, indem sie aber eine deutsche heißen und eine deutsche Nationalentwicklung anstreben will, ist sie der verkörperte Widerspruch selbst. Oder was bedeutet es denn, daß diese Politik nicht preußisch sondern deutsch heißen will? Offenbar doch bekennt sie damit, daß Deutschthum noch etwas anderes ist als Preußenthum, welches letztere demnach nur als Mittel und Werkzeug zu gelten hätte, als Zweck hingegen das Deutschthum, sonst hätte es keinen Sinn von deutscher Politik zu sprechen. In Wirklichkeit aber war es umgekehrt, und Deutschland nur zum Piedestal preußischer Größe gemacht.

Jetzt bitte ich Sie sich daran zu erinnern, was ich früher über die innere Unmöglichkeit sagte, daß Preußen eine deutsche Politik führe, die in Wahrheit nur von dem gesammten Deutschland selbst ausgehen könne, von Preußen hingegen eben so wenig als von Oesterreich. Und ich bleibe bei dieser Behauptung, denn ich will klare Verhältnisse, weil ohne Klarheit keine Wahrheit. Das gilt mir auch für die Politik. Es ist ein schielender Gedanke, daß Preußen eine deutsche Politik führe, wobei man folglich niemals sicher wäre, wohin das schielende Auge hinüber sähe; vielleicht von Preußen auf Deutschland, vielleicht auch umgekehrt. Sollte wirklich eine deutsche Politik von Preußen ausgehen, in welcher also

Preußen nur Mittel und Werkzeug zu deutschen Zwecken wäre, so würde dazu eine Selbstentsagung gehören, wie sie von Staaten niemals zu erwarten ist, so gewiß als in jedem Staate der Trieb der Selbstheit herrscht. Personen mögen sich einem großen Zwecke opfern, ohne an sich selbst zu denken, — Staaten sind unpersönliche Wesen, es wäre wie ein Wunder, wenn sie es thäten. Ich gebe zu, schlechthin unmöglich wäre es nicht, aber wenn überhaupt möglich doch nur durch einen Act freiwilliger Hingebung, der allerdings etwas so Schönes und Herrliches wäre, daß er eben deswegen für die politische Welt zu hoch zu sein scheint. Wie aber, wenn statt solcher Hingebung vielmehr die Ausbreitung der preußischen Macht angestrebt, und hinterher auch grade dieses Resultat gepriesen wird? Wenn also das Preußenthum seiner Selbstheit nicht entsagen, sondern dieselbe nur umsomehr geltend machen und genießen will, so kann daraus in alle Ewigkeit nichts anderes entstehen als eine preußische Politik, die, indem sie deutsch heißen will, den Zweck zum Mittel verkehrt. Je größer dann der Erfolg, umsomehr widerspricht er dem eigenen Vorgeben solcher Politik.

Käme es wirklich auf eine Entwicklung des Deutschthums an, — wie sonderbar doch, daß Hannover und Hessen (um von anderen zu schweigen) erst preußisch gemacht werden mußten um deutsch zu werden, nachdem sie seit Menschengedenken schon so gut deutsch gewesen als irgend ein anderes deutsches Land, selbst ehe noch an Preußen gedacht war! Warum sollen diese Länder nur ein mittelbares Verhältniß zu dem neuen Reiche oder Bunde haben, nemlich als preußische Provinzen, während sie im alten Bunde selbständige Glieder gewesen, wie im alten Reiche reichsunmittelbar, so lange es ein Reich gab? Und wie viel lag grade an dieser Reichsunmittelbarkeit! So viel lag daran, daß sich an die Entwicklung dieses Verhältnisses fast die ganze innere Reichsgeschichte anschließt. Grade wie es auch eine Hauptursache des Verfalls war, daß so viele Gebiete der Sache nach mittelbar wurden, und nur dem Namen und der Form nach unmittelbar blieben,

wodurch sich dann die Reichsgeschichte in die Geschichte der großen Territorialcomplexe auflöste. Die Kleinen haben das Reich nicht zerstört sondern die Großen. Seltsame Wiederherstellung des Reiches, wenn die Reichsunmittelbarkeit umsomehr verschwindet, und vielmehr die Zerstörung altbegründeter Verhältnisse selbst den Anfang dazu bildet!

Ich frage: was bedeutet das Preußischwerden von Hannover und Hessen? Irgend einen Zweck muß es doch haben, und um wessentwillen geschieht es also? Doch gewiß um preußischer Zwecke willen, weil diese Länder das Preußenthum verstärken sollen. Ich lasse hier dahin gestellt, ob diese Erwartung eintreffen wird, insoweit sie aber einträfe, indem das hannoversche und hessische Volk wirklich preußisch würden, könnte daraus nur eine Abschwächung ihres deutschen Characters entspringen. Ganz einfach deshalb, weil sich nun zwischen dem landschaftlichen oder Stammes-Bewußtsein dieser Bevölkerungen, und ihrem deutschen Bewußtsein, ein Mittleres einschöbe, nemlich das Preußenthum. Das landschaftliche Bewußtsein kann man ihnen garnicht nehmen, es ist ihnen angeboren und angestammt. Der Hesse bliebe Hesse, gleichviel ob er unter preußische oder baiersche Herrschaft käme, das Hessenthum ist seine natürliche Basis. Auf dieser Basis aber soll der Hesse sich noch zugleich als Preuße und als Deutscher fühlen. Was heißt das anders, als er soll zweien Herren dienen? Da gilt das Bibelwort, daß aus solchem Dienst nichts Gutes entspringen kann. Entweder fühlt sich der Mann als Preuße, und wie viel Liebe für das Deutschthum bliebe ihm dann übrig? Oder er fühlt sich als Deutscher, und so wird das Preußenthum nur wenig auf seine Zärtlichkeit rechnen dürfen.

Immer dieselbe Unklarheit und Verwirrung! So werde ich auch wieder auf den Einwand gefaßt sein müssen, daß doch die Preußen selbst Deutsche seien, und folglich der Hesse durch sein Preußischwerden nichts an Deutschthum verlieren könne. Das heiße ich mir aber die Frage verdrehen. Denn darauf eben kommt hier garnichts an, daß die Preußen zum größten Theil von deutschem Geblüt sind und deutsch sprechen. Giebt es doch

seiner nicht zum Reiche gehörigen Besitzungen ein gutes Recht hatte. Das Unglück lag nur in der unklaren Vermischung beider Tendenzen, und wir haben gesehen, wie sich darüber nur der große Kurfürst und der große Friedrich erhoben. Jener als eine selbst noch deutsche, dieser als eine rein preußische Gestalt, beide hatten eine feste Haltung. Sonst aber zeigt sich innerer Widerspruch, worüber gleichwohl die vollständigste Bewußtlosigkeit zu herrschen schien. Denn wir haben desgleichen gesehen, wie Preußen in den Jahren 1807-15 so viel als möglich deutsch wurde, um dann hinterher wieder desto mehr preußisch zu werden, und daß es den deutschen Nationalkrieg proclamirte, wo doch vielmehr die Wiederherstellung Preußens der Zweck war, und wie infolge dessen Preußen selbst das mächtigste Hinderniß einer wahren Nationalentwicklung wurde. Und ganz dem entsprechend war das Umschlagen aus dem Einen in das Andere unter Friedrich Wilhelm IV.

Zweiundzwanzigster Brief.

Der Widerspruch in vollster Form.

Wo ein im Fortschritt der Ereignisse sich immer erneuernder und steigernder Widerspruch vorliegt, wird man auf eine Katastrophe gefaßt sein müssen, durch welche der Widerspruch seine endliche Lösung findet. Und so verhält es sich mit der preußischen Geschichte seit Friedrich Wilhelm III., so weit wir sie betrachtet. Jetzt kommen wir zu dem letzten Acte dieser Entwicklung, denn noch Eins fehlte bisher. Dies nemlich, daß der Widerspruch auch selbst *als Widerspruch* auftritt, so daß die beiden Glieder des Gegensatzes nicht mehr blos

in einander umschlagen, wie bis dahin geschah, sondern in einem Schlage beide zugleich gelten wollen. Seit 66 ist dies Ziel erreicht.

Die Thatsachen liegen vor Augen. Oder was heißt es, eine Nationaleinheit schaffen zu wollen, indem man vielmehr den bestehenden Nationalkörper zerreißt, und eine Nationalpolitik führen, indem man sich vielmehr gegen halb Deutschland mit dem Auslande verbindet? Was heißt es einen Bund schaffen, wenn zuvor die wichtigsten Bundesglieder absorbirt werden, daß kaum noch etwas übrig bleibt, was sich verbinden könnte, und dem, was übrig bleibt, doch jedenfalls die Freiheit fehlt sich zu verbinden? Würde diese Politik sich eine preußische nennen, — so viel auch sonst dagegen zu sagen wäre, es läge wenigstens kein innerer Widerspruch darin, indem sie aber eine deutsche heißen und eine deutsche Nationalentwicklung anstreben will, ist sie der verkörperte Widerspruch selbst. Oder was bedeutet es denn, daß diese Politik nicht preußisch sondern deutsch heißen will? Offenbar doch bekennt sie damit, daß Deutschthum noch etwas anderes ist als Preußenthum, welches letztere demnach nur als Mittel und Werkzeug zu gelten hätte, als Zweck hingegen das Deutschthum, sonst hätte es keinen Sinn von deutscher Politik zu sprechen. In Wirklichkeit aber war es umgekehrt, und Deutschland nur zum Piedestal preußischer Größe gemacht.

Jetzt bitte ich Sie sich daran zu erinnern, was ich früher über die innere Unmöglichkeit sagte, daß Preußen eine deutsche Politik führe, die in Wahrheit nur von dem gesammten Deutschland selbst ausgehen könne, von Preußen hingegen eben so wenig als von Oesterreich. Und ich bleibe bei dieser Behauptung, denn ich will klare Verhältnisse, weil ohne Klarheit keine Wahrheit. Das gilt mir auch für die Politik. Es ist ein schielender Gedanke, daß Preußen eine deutsche Politik führe, wobei man folglich niemals sicher wäre, wohin das schielende Auge hinüber sähe; vielleicht von Preußen auf Deutschland, vielleicht auch umgekehrt. Sollte wirklich eine deutsche Politik von Preußen ausgehen, in welcher also

die an und für sich schon in dem strategischen Gebiete Preußens lagen, dabei nach ihrer Bevölkerung den benachbarten preußischen Ländern nahe verwandt, und jedenfalls von zu geringer Macht um an Widerstand denken zu können. Zwar blieb auch hier der innere Widerspruch, daß, was in Wahrheit nur ein verstärktes Preußen darstellte, sich vielmehr norddeutscher Bund nannte, aber die Uebermacht des Preußenthums war zugleich stark genug, um diesen Widerspruch einstweilen so wirkungslos zu machen, daß es fast so aussah, als wäre er garnicht da. Das wird nun anders durch den Beitritt der Südstaaten, deren Bevölkerung dem preußischen Elemente viel fremdartiger gegenüber steht und großentheils so zähe an seiner Eigenthümlichkeit hält, daß schon daraus bedenkliche Differenzen entspringen müssen. Ferner liegen diese Staaten nicht in dem natürlichen strategischen Gebiete Preußens, und ihre Machtmittel sind nicht so gering, daß sie sich widerstandslos der preußischen Leitung ergeben müßten. Sie mit Gewalt zu zwingen, würde unter Umständen unthunlich sein. Und doch beruhte der Nordbund grade auf dieser Voraussetzung, daß neben dem Preußenthum nur widerstandslose Elemente fortbestehen sollten. So entsteht schon dadurch selbst ein neuer Widerspruch, daß trotzdem jetzt einige widerstandsfähige Elemente hinzutreten, deren Einfluß dann bald wohl auch den Gehorsam der noch bestehenden Nordstaaten abschwächen dürfte.

Verwandelt sich der Nordbund in einen deutschen Bund, der sich noch obenein das deutsche Reich nennt, mit einem Kaiser an der Spitze, so ist es ferner eine unvermeidliche Folge, daß solche Namen auch Ideen wach rufen, die hinterher zu Bestrebungen führen werden, welche dem jetzt bestehenden Zustande gegenüber als eine gefährliche Neuerung erscheinen möchten, indessen doch dieses Neuerungsbestreben grade durch den Anschluß an alte Traditionen nur doppelte Kraft gewönne. Es scheint mir eine misliche Sache für das Preußenthum, durch solche Namen Erinnerungen heraufzubeschwören, die einem Zeitalter angehören, in welchem das Preußenthum noch garnicht da war. Oder sollte man wirklich nichts davon

wissen, daß grade der fortschreitende Verfall des Reiches eine wesentliche Bedingung für das Emporkommen des modernen Preußens gewesen ist? Was wird denn also aus Preußen werden, wenn jetzt vielmehr der umgekehrte Prozeß begönne, indem man, mit dem Namen Ernst machend, auch eine wirkliche Wiederherstellung des Reiches forderte? Ein alter Satz: man soll nicht mit dem Feuer spielen! Wäre aber auch dieser Satz, wie so viele seiner Gefährten, durch die revolutionäre Sturmfluth hinweggeschwemmt, so darf ich vielleicht an Goethe's Zauberlehrling erinnern, der mir immer als ein Meisterstück didactischer Poesie gegolten hat, wo in der Handlung selbst so sehr die Lehre liegt, daß sie gar keines besonderen Ausdrucks bedarf. Ja ja, die Geister können kommen, die man ruft, und sind sie gekommen, so gelingt es nicht immer sie wieder zu bannen. Unabsehbare Folgen können sich möglicherweise daran anschließen, von denen ich auch lieber garnicht reden will. Was hingegen ganz in der Nähe liegt, sind die unvermeidlich sich steigernden Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des neuen Reiches, welches sich von jetzt an ausdrücklich Deutschland nennt. Ich meine nicht etwa Ansprüche an die militärische Leistungsfähigkeit, die gewiß schon die Grenzen des Möglichen erreicht hat, sondern ich meine: es wird gar bald die Forderung auftreten, daß auch das ideale Leben der Nation in diesem Reiche eine Stütze finde. Wie aber wäre das möglich bei einer Verfassung, die im Grunde genommen doch nur aus der preußischen Militärorganisation und dem Zollverein hervorging? Und wo wären die Kräfte um solche neue Entwicklung leiten zu können? Denn andere Kräfte gehörten offenbar dazu, als die bisher ihre Triumphe errangen, wo es sich nur um eine geschickte Combination und energische Anwendung der Machtmittel handelte. Es müßte sich erst zeigen, ob solche Kräfte zur Verfügung ständen, wovon bis heute nichts zu bemerken war.

Sind die Südstaaten wirklich ein neues Stockwerck auf dem Unterbau des Nordbundes, so sind sie auch eine neue Belastung dieses Unterbau's, der gleichwohl selbst dabei nicht stärker

wurde, jetzt aber umsomehr seine Festigkeit zu erproben hätte. Zuletzt folglich kommt es auf das Fundament an. Und was ist hier das Fundament, als eben dieser klaffende Widerspruch zwischen Preußenthum und Deutschthum, mit welchem das Werk von 66 in die Welt trat, und der wohl um so weiter auseinander klaffen muß, je mehr die Mauern auf das Fundament drücken werden. Denn nicht etwa werden sie die Spalte zusammendrücken, sondern was bisher nur ein unscheinbarer Riß war, so lange das Preußenthum noch die Macht hatte den Widerspruch daniederzuhalten, das wird jetzt erst zur Spalte, seitdem das dem Preußenthum gegenüber stehende Deutschthum stark genug geworden, daß es sich nicht mehr niederdrücken läßt. Nun wird der Gegensatz erst wirksam, weil das bisher blos passive Glied selbst zur Activität gelangt. Bald wird die Spalte zum gähnenden Abgrund werden, und das Werk versinkt in die dunkle Tiefe desselben Widerspruchs, aus welchem es hervorgegangen war.

Wie ein mathematischer Satz in keiner Weise zu widerlegen ist, und wenn auch die gewandtesten Dialectiker ihre Kunst daran versuchten, zugleich mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, welche die Arsenale der Gelehrsamkeit zu liefern vermögen, — so bleibt der innere Widerspruch der Politik von 66 immer derselbe. Jeder neue Erfolg steigert ihn nur, und treibt ihn aus dem verborgenen Grunde zur äußeren Erscheinung hervor. Keine diplomatische oder strategische Kunst, keine Armeen oder Flotten können das Geringste daran ändern. Und wenn man ihn auch mit immer neuen Lorbeern verdeckte, — der Widerspruch bleibt was er ist. Darüber kann für den denkenden Beobachter der Ereignisse nicht der geringste Zweifel bestehen. Allein dieser Widerspruch hat selbst die Gestalt eines leibhaften Wesens angenommen, welches als herrschende Macht vor uns steht. Durch die bloße Erkenntniß ihrer inneren Unhaltbarkeit verschwindet solche Macht noch nicht, sondern sie sucht sich mit allen Kräften geltend zu machen. Je mehr sie aber das thut, und je mehr dadurch das Deutschthum wie das Preußenthum emporzukommen scheint, umsomehr treten auch die beiden Glieder

dieses Gegensatzes in Spannung, bis endlich der ganze Widerspruch durch sich selbst zur Offenbarung gelangt. Dann ist der Zauber gebrochen, und wir stehen an der Schwelle eines allgemeinen Umschwungs der Dinge.

Nur Gott weiß, wie und wann das geschehen wird, wohin aber die Entwicklung nach menschlichem Ermessen drängt, ist unschwer zu erkennen. Hat man das Preußenthum mit dem ganzen außerösterreichischen Deutschland zu einem Körper vereinigt, so kann es auch nicht ausbleiben, daß die Elemente dieses Körpers den natürlichen Gesetzen der Anziehung und Abstoßung folgen werden, die in ihrem inneren Wesen begründet sind. Soll dieser Körper ausdrücklich Deutschland heißen und deutschen Zwecken dienen, indem das thatsächlich herrschende Preußenthum für einerlei mit dem Deutschthum gilt, so wird hinterher umsomehr der Unterschied hervortreten. Kein Nationalliberalismus kann das natürliche Gefühl dieses Unterschiedes ersticken, und keine noch so künstlich ausgesponnene Theorie wird jemals den deutschen Volksverstand dahin bringen, in der Mark Brandenburg den wahren Kern von Deutschland zu erblicken, und wenn auch von allen Kathedern der Geschichte nur der reinste Gothaismus herunterschallte. Es hilft nichts, so lange man die allbekanntesten Thatsachen nicht aus der Welt schaffen kann, und so lange schon die märkischen Städtenamen, wie Berlin, Potsdam, Spandow, Köpnick u. s. w. durch ihre slawische Herkunft allzu deutlich verrathen, was dieses angeblich deutsche Kernland wirklich ist. Das wäre eben kein deutsches Deutschland, von welchem diese Mark den Kern bildete, sondern ein preußisches Deutschland, und bald genug wird sich zeigen, wer für ein deutsches Deutschland gestimmt ist oder für ein preußisches.

Bei den Süddeutschen zuvörderst kann darüber kein Zweifel sein, ein preußisches Gefühl ist da nicht zu erwarten. Aber in der Bevölkerung der annectirten Länder wohl auch nicht, sie wird weit eher mit dem süddeutschen Element sympathisiren. Beide also werden gegenüber dem noch jetzt herrschenden Preußenthum vielmehr die Fahne des Deutschthums erheben. Ist aber

der Gegensatz zwischen Deutschthum und Preußenthum erst einmal ausgesprochen, — wie bald werden auch die Westphalen und Rheinländer sich erinnern, daß sie längst deutsch waren, ehe sie preußisch wurden, und so gewiß sie sich den Hannoveranern, Hessen, Franken u. s. w. viel näher verwandt fühlen als den Brandenburgern, Pommern u. s. w., so gewiß werden sie lieber deutsch sein wollen als preußisch. Keine Frage endlich, nach welcher Seite dann die noch bestehenden Nordbundsstaaten neigen werden, für welche das Preußenthum nur das Symbol ihrer Unterwerfung ist. Bald wird das Preußenthum keine zuverlässige Stütze mehr finden außer in seinen östlichen Provinzen, die doch nur die Minorität bilden, aller anderer Orten wird man das Deutschthum über das Preußenthum setzen. Wie wird das Preußenthum noch ferner seine Herrschaft behaupten können, wenn ihm der Boden unter den Füßen verschwindet? Das positive Recht der neuen Bundesverträge wird ihm wenig helfen, nachdem grade Preußen selbst das Beispiel gegeben, wie wenig ihm die alten Bundesverträge galten, als ihre Geltung ihm nicht mehr convenirte. Noch weniger könnte von einem moralischen Rechte die Rede sein, vielmehr brauchte man das Preußenthum nur selbst beim Worte zu halten, und es wäre seiner Herrschaft verlustig. Denn wozu hieße sonst das neue Reich das deutsche, wenn nicht das Deutschthnm als das Höhere über dem Preußenthum gelten sollte? Damit hat Preußen sich selbst das Urtheil gesprochen, es hat sein eignes Existenzrecht preis gegeben. Oder wozu noch ein großes und sogar noch vergrößertes Preußen, wenn andrerseits ein deutsches Reich besteht, in welchem allein die letzte Entscheidung liegen soll, und dem gegenüber grade das Preußenthum als der unerträglichste Particularismus gelten müßte? Es ist die einfachste Sache von der Welt, daß nicht gleichzeitig ein einheitliches Deutschland und ein großes Preußen bestehen kann, oder Beides müßte nur dem Namen nach verschieden sein aber der Sache nach zusammenfallen, indem ganz Deutschland preußisch würde, was doch selbst wieder unmöglich ist. Ein Kind kann das begreifen. Wollt Ihr einen einheitlichen deutschen Körper,

so wollt ihn auch recht, und wollt Ihr ihn recht, so muß der preußische Staat aufgelöst werden, der für solchen Körper wie der Pfahl im Fleische wäre! So wird man argumentiren, sobald nur erst der jetzt noch übermächtige Eindruck der letzten Siege seine Herrschaft über die Gemüther verliert, und von da an werden die Conflicte beginnen. Uebrigens stehen die Dinge schon heute so, daß man selbst in Preußen nicht recht mehr weiß, was in Zukunft der preußische Landtag sein soll. Auch sogar der Gedanke einer Auflösung des preußischen Staates ist andererorten schon häufig ausgesprochen. Und dieser Gedanke wird sich bald weiter verbreiten und Wurzel schlagen.

Was kann nach dem allen das Ende sein? Kaum scheint etwas anderes zu erwarten, als daß sich das alte westliche Deutschland zu einem besonderen Körper constituirt und sich dadurch von dem östlichen Preußen abscheidet. Denn daß auch dieses selbst seinen preußischen Character aufgeben sollte, scheint mir wenig glaublich, hier ist das preußische Bewußtsein stärker als das deutsche, in allen anderen Theilen des neuen Reiches hingegen steht es umgekehrt. So würde dann hinterher wirklich geschehen, was längst hätte geschehen sollen, und wenn es früher geschah, im Wege ruhiger Entwicklung geschehen konnte, mit möglichster Schonung aller bestehenden Rechte. Statt dessen würde es jetzt als das Resultat eines inneren Zersetzungsprozesses hervortreten, wohl erst nach mannigfaltigen Kämpfen. Preußen aber würde dabei am allerwenigsten auf Schonung seiner Rechte zu rechnen haben, nachdem es selbst sich aller Rücksichten gegen den ehemaligen Bund entschlagen zu dürfen geglaubt hat. Erst dann wird die Rechnung über 66 abgeschlossen sein, und man wird sehen, was Sadowa eintrug.

Dreiundzwanzigster Brief.

Hegel und Sietze.

Wie in einem Panorama ließ ich vor Ihren Augen die Reihe der Widersprüche vorübergehen, die, nachdem sie schon in verschiedener Gestalt aufgetreten, sich zuletzt wie in einem Knäul zusammenballten in dem Werke von 66, als dem verkörperten Widerspruch selbst. Dieses so klar darzulegen, als es die Natur solcher Dinge gestattet, habe ich nach meinen Kräften versucht. Ich muß abwarten, ob Sie in meinen Aufstellungen thatsächliche Unrichtigkeiten, die für das Ganze von Belang wären, oder unrichtige Erklärungen und Schlußfolgerungen auffinden können. Einstweilen darf ich annehmen, Sie haben noch nichts Derartiges gefunden. Dennoch werden meine bisherigen Erörterungen grade in ihrem Schlußresultat noch etwas Unzulängliches für Sie haben. Auch habe ich wirklich noch nicht alles erklärt, was doch erklärt werden muß, um mein eignes Resultat sicher zu stellen. Es bleibt hier noch ein dunkler Punkt, den ich aufzuklären nicht unterlassen darf.

Wie auffallend, könnten Sie ja sagen, wenn es sich mit der inneren Unhaltbarkeit und inneren Unwarheit des neuen Werkes wirklich so verhielte, als Du behauptest, daß dies gleichwohl fast Niemand zu bemerken oder daran Anstoß zu nehmen scheint? Und dazu vielmehr die Thatsache, daß dieses Werk hinterher nicht nur die Zustimmung der großen Majorität der Nation gefunden, sondern in der ganzen Welt den außerordentlichsten Eindruck gemacht hat! Gewiß, so ist es. Was aber grade das Letztere anbetrifft, was als das Größte erscheint, so kommt das hier am wenigsten in Betracht. Die Welt urtheilt einfach nach dem Erfolg, und welchem großen Erfolge hätten je die Bewunderer gefehlt! Sagen Sie nur selbst: wie ganz anders heute das Urtheil über den Grafen Bismarck lauten würde, wenn statt der Siege im Jahre 66

vielmehr eine Niederlage erfolgte, die doch nach menschlichem Ermessen immerhin sehr möglich gewesen wäre? Darüber bedarf es keiner Worte. Auch bestreite ich garnicht die materiellen Wirkungen, welche aus der Politik des Grafen Bismarck für die Concentration und Geltendmachung der deutschen Machtmittel entstanden, und begreiflich genug wie sehr das besticht, nachdem Deutschland so lange als ein blos passiver Körper erschienen war. Ob es nicht sehr wohl möglich gewesen, ohne einen gewaltsamen Umsturz auf Grundlage des alten Bundes selbst eine imposante Macht aufzustellen, wie zugleich dem Einheitsstreben der Nation eine entsprechende Befriedigung zu gewähren, — danach fragt man heute nicht mehr. Genug, es war nicht geschehen, und so rächt sich jetzt, was früher versäumt und verfehlt ist. Dazu war hingegen in den einzelnen Bundesstaaten so viel Verkehrtes geschehen, daß man um deswillen sich um so leichter darin findet, wenn die frühere Selbständigkeit derselben auf ein Minimum beschränkt und auch wohl ganze Staaten absorbirt werden. Die Nemesis ist unverkennbar. Wenn ferner das Werk von 66 zugleich eine Niederlage der deutschen Regierungen, wie insbesondere eine Niederlage des deutschen Fürstenthums bezeichnet, so ist grade dies die Seite, wodurch es um so eher auch bei der Demokratie eine wenigstens passive Zustimmung finden konnte. Wäre das Fürstenthum gänzlich beseitigt, so wäre das der Demokratie noch lieber gewesen, und wahrscheinlich würden die Deutschen in Nordamerika dann noch lauter applaudiren.

Aber was rede ich von handgreiflichen und allbekannten Dingen. Wäre doch ein 66 garnicht möglich gewesen, wenn in Deutschland alles so gewesen wäre, als es gewesen sein sollte. Ich selbst, wenn man mich fragte: ob ich etwa wünschte, daß alles wieder so würde, wie es vor 66 gewesen, würde mit Nein antworten. Allein dadurch ist das Neue noch lange nicht gerechtfertigt, daß es auch seine nützliche Seite hat. Die große Menge zwar urtheilt ja immer nach äußeren Rücksichten, vor allem nach dem Erfolg, und die hingegen nach dem inneren Gehalt und Werth der Sache fragen, bilden nur eine kleine

Minorität, sie sollten aber zugleich die geistigen Führer der Nation sein. Und das ist nun eben das Auffallende, was ich oben im Sinne hatte, daß selbst in denjenigen Kreisen, wo man ein solches auf den inneren Gehalt und Werth gehende Urtheil erwarten dürfte, sich vielmehr eine solche Gleichgültigkeit gegen diese Frage zeigt, wie wenn man die inneren Gebrechen der Sache gar nicht bemerkte, aber selbst den schreiendsten Widerspruch für nichts ansähe. Das Verhalten der großen Menge erklärt sich von selbst, dies aber scheint mir allerdings noch einer besonderen Erklärung zu bedürfen. Und wo wäre die Erklärung zu suchen?

Es muß wohl in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes liegen, daß ein solches Stadium eintreten konnte, wo man sich zeitweilig um innere Wahrheit garnicht zu kümmern scheint. Davon will ich jetzt sprechen, und hoffe daß dabei noch Manches hervortreten wird, welches auf den heutigen Zustand ein neues Licht wirft.

Erwägen Sie also zuvörderst, welche Schule das deutsche Denken durchgemacht hat, wodurch wir ja wirklich am Ende dahin gelangen mußten, an Widersprüchen gar keinen Anstoß mehr zu nehmen. Denn wie viel Widersprüche hatten nicht die so rasch aufeinanderfolgenden Systeme der deutschen Philosophie entwickelt, indessen doch jedes System seine begeisterten Anhänger fand! Und wie nun, wenn diese Philosophie zuletzt sogar zu einem Systeme führte, in welchem grade der Widerspruch selbst zum Prinzip aller Wahrheit gemacht wurde? Ich brauche nicht zu sagen, daß ich die hegelsche Philosophie im Sinne habe, ich bitte Sie aber es als eine ganz ernst gemeinte Behauptung aufzunehmen, daß ohne Hegel kein Sie gewesen wäre. Nicht etwa, daß ich das ganze Werk auf die hegelsche Schule zurückführen wollte, aber ich bleibe dabei: sie hat dazu gehoben, indem sie die Geister in die Richtung brachte, wodurch allein die Denkweise möglich wurde, aus welcher das Werk entsprang, und gemäß welcher es dann hinterher [illegible] Seelen als etwas Wahres aufgenommen wurde. Weder

Graf Bismarck noch die Kanonen hätten dies bewirken können, wären die Geister nicht schon im voraus dazu disponirt gewesen.

Wäre es denn etwas so Unerhörtes, daß ein Gedankensystem selbst bei solchen Ereignissen mitwirkt, die, wie es scheinen möchte, nur von dem Ausfall der Schlachten abhängen? Ich erinnere Sie an Fichte, und Sie werden mir zugeben, daß dieser Philosoph allerdings zu den Männern gehörte, welche die geistige Vorarbeit zu den Freiheitskriegen gethan haben, ohne welche weder Hardenberg's Diplomatie, noch ein Blücher ein York und andere, die Erfolge erlangt hätten, die sie wirklich erlangten. Dieses zugegeben, so bitte ich Sie weiter sich für einen Augenblick vorzustellen, daß eben jener Fichte, der zu Anfang dieses Jahrhunderts seine Wirksamkeit in Berlin begann, um 60 Jahre später aufgetreten wäre, und dann wiederum denselben Eindruck auf die Geister in Berlin gemacht hätte, den er zu seiner Zeit unleugbar gemacht hat, am meisten durch seine Reden. Und nun frage ich Sie: wenn also die berliner Geister im Jahre 66 den frischen Eindruck solcher Reden gehabt hätten, die, wenn auch vergleichsweise nur von Wenigen gehört, doch allerdings auf die Stimmung der ganzen geistigen Atmosphäre einwirkten, — ich frage Sie, ob dann aus solcher geistigen Atmosphäre der Gedanke zu dem Werke von 66 entspringen konnte? Ich weiß, Sie sagen „Nein". Denken Sie noch weiter darüber nach, so werden Sie selbst zugeben, daß der Gedanke zu diesem Werke überhaupt mit dem Geiste der ganzen fichteschen Philosophie unvereinbar gewesen wäre, und mit dem Geiste der kantischen Philosophie auch. Hätte also im Jahre 66 die kantisch-fichtesche Philosophie in Berlin geherrscht, — sie hätte jedenfalls die Geister nicht zu diesem Werke vorbereitet, sondern insoweit solche Philosophie überhaupt Einfluß geübt hätte, würde sie den Gedanken an dieses Werk verscheucht haben. Es mußte wohl eine ganz andere Philosophie sein, die ihren Segen dazu sprechen konnte.

Nun ist es zu allen Zeiten geschehen, wo es anerkannte philosophische Systeme gab, daß dieselben auch einen Einfluß

Minorität, sie sollten aber zugleich die geistigen Führer der Nation sein. Und das ist nun eben das Auffallende, was ich oben im Sinne hatte, daß selbst in denjenigen Kreisen, wo man ein solches auf den inneren Gehalt und Werth gehende Urtheil erwarten dürfte, sich vielmehr eine solche Gleichgültigkeit gegen diese Frage zeigt, wie wenn man die inneren Gebrechen der Sache garnicht bemerkte, oder selbst den schreiendsten Widerspruch für nichts ansähe. Das Verhalten der großen Menge erklärt sich von selbst, dies aber scheint mir allerdings noch einer besonderen Erklärung zu bedürfen. Und wo wäre die Erklärung zu suchen?

Es muß wohl in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes liegen, daß ein solches Stadium eintreten konnte, wo man sich zeitweilig um innere Wahrheit garnicht zu kümmern scheint. Davon will ich jetzt sprechen, und hoffe daß dabei noch Manches hervortreten wird, welches auf den heutigen Zustand ein neues Licht wirft.

Erwägen Sie also zuvörderst, welche Schule das deutsche Denken durchgemacht hat, wodurch wir ja wirklich am Ende dahin gelangen mußten, an Widersprüchen gar keinen Anstoß mehr zu nehmen. Denn wie viel Widersprüche hatten nicht die so rasch aufeinanderfolgenden Systeme der deutschen Philosophie entwickelt, indessen doch jedes System seine begeisterten Anhänger fand! Und wie nun, wenn diese Philosophie zuletzt sogar zu einem Systeme führte, in welchem grade der Widerspruch selbst zum Princip aller Wahrheit gemacht wurde? Ich brauche nicht zu sagen, daß ich die hegelsche Philosophie im Sinne habe, ich bitte Sie aber es als eine ganz ernst gemeinte Behauptung aufzunehmen, daß ohne Hegel kein 66 gewesen wäre. Nicht etwa, daß ich das ganze Werk auf die hegelsche Schule zurückführen wollte, aber ich bleibe dabei: sie hat dazu geholfen, indem sie die Geister in die Richtung brachte, wodurch allein die Denkweise möglich wurde, aus welcher das Werk entsprang, und gemäß welcher es dann hinterher von so Vielen als etwas Wahres aufgenommen wurde. Weder

Graf Bismarck noch die Kanonen hätten dies bewirken können, wären die Geister nicht schon im voraus dazu disponirt gewesen.

Wäre es denn etwas so Unerhörtes, daß ein Gedankensystem selbst bei solchen Ereignissen mitwirkt, die, wie es scheinen möchte, nur von dem Ausfall der Schlachten abhängen? Ich erinnere Sie an Fichte, und Sie werden mir zugeben, daß dieser Philosoph allerdings zu den Männern gehörte, welche die geistige Vorarbeit zu den Freiheitskriegen gethan haben, ohne welche weder Hardenberg's Diplomatie, noch ein Blücher ein York und andere, die Erfolge erlangt hätten, die sie wirklich erlangten. Dieses zugegeben, so bitte ich Sie weiter sich für einen Augenblick vorzustellen, daß eben jener Fichte, der zu Anfang dieses Jahrhunderts seine Wirksamkeit in Berlin begann, um 60 Jahre später aufgetreten wäre, und dann wiederum denselben Eindruck auf die Geister in Berlin gemacht hätte, den er zu seiner Zeit unleugbar gemacht hat, am meisten durch seine Reden. Und nun frage ich Sie: wenn also die berliner Geister im Jahre 66 den frischen Eindruck solcher Reden gehabt hätten, die, wenn auch vergleichsweise nur von Wenigen gehört, doch allerdings auf die Stimmung der ganzen geistigen Atmosphäre einwirkten, — ich frage Sie, ob dann aus solcher geistigen Atmosphäre der Gedanke zu dem Werke von 66 entspringen konnte? Ich weiß, Sie sagen „Nein". Denken Sie noch weiter darüber nach, so werden Sie selbst zugeben, daß der Gedanke zu diesem Werke überhaupt mit dem Geiste der ganzen fichteschen Philosophie unvereinbar gewesen wäre, und mit dem Geiste der kantischen Philosophie auch. Hätte also im Jahre 66 die kantisch-fichtesche Philosophie in Berlin geherrscht, — sie hätte jedenfalls die Geister nicht zu diesem Werke vorbereitet, sondern insoweit solche Philosophie überhaupt Einfluß geübt hätte, würde sie den Gedanken an dieses Werk verscheucht haben. Es mußte wohl eine ganz andere Philosophie sein, die ihren Segen dazu sprechen konnte.

Nun ist es zu allen Zeiten geschehen, wo es anerkannte philosophische Systeme gab, daß dieselben auch einen Einfluß

auf das politische Denken gewannen, und dadurch mittelbar auch auf die politischen Entwürfe. Und grade solchen mittelbaren Einfluß habe ich im Auge, wobei es also wenig in Frage kommt, ob etwa Graf Bismarck oder seine nächsten Gehülfen Hegelianer gewesen seien, was sie unter dieser Voraussetzung garnicht zu sein brauchten. Genug, daß sie in einer von hegelscher Denkweise beeinflußten Atmosphäre lebten, woraus, selbst ohne daß sie es nur merkten, auch etwas in ihr eigenes Denken eindrang. Möglich, daß sie von Hegel kaum etwas wußten, und möglich sogar, daß sie ihren Scherz damit trieben, wenn sie von dem wunderlichen Gedankenspiel dieses Philosophen hörten, indessen doch selbst etwas davon in ihnen steckte. Das wäre dann eben die List der Vernunft, um in hegelscher Weise zu reden, daß sie selbst denen ganz unversehens Gedanken eingiebt, welche vielleicht von der Quelle dieser Gedanken garnichts wissen wollen. Trinken aber dennoch daraus, und schmeckt ihnen grade wie das Wasser aus ihrer eigenen Plumpe, oder meinetwegen wie der Wein aus ihrem eigenen Keller, indessen das Getränk von ganz wo anders her kam. Zugegeben also, daß philosophische Systeme auf politische Entwürfe einwirken können, so ist das um so eher von der hegelschen Philosophie zu erwarten, in welcher grade die Staatslehre einen Hauptbestandtheil bildet, der nach der practischen Seite das ganze System characterisirt.

Ich sage ferner, daß auch grade die hegelsche Philosophie wie geschaffen erschien um sich mit dem Preußenthum zu verbinden, auf der Entwicklungsstufe die dasselbe unter Friedrich Wilhelm III. erreichte. Denn seitdem, sahen wir früher, wurde der Widerspruch gewissermaßen zum Princip der preußischen Politik gemacht, indem das Preußenthum einerseits sich selbst für ganz deutsch ausgab, und doch andererseits nur umsomehr als etwas Besonderes gelten wollte. Wie gut paßte zu solcher widerspruchsvollen Politik diese Philosophie, die selbst den Widerspruch zum Princip ihrer eignen Entwicklung machte! Ist doch ihr ganzer Inhalt nichts weiter als das Product des fortwährenden Ineinanderübergehens ver-

schiedener Begriffe, wobei jede scheinbare Vereinigung nur die Geburtsstätte eines neuen Gegensatzes wird. Also zugleich dieselbe innere Ruhelosigkeit, welche, wie früher gesagt, das moderne Preußenthum characterisirt. Selbst in dem äußeren Entwicklungsgang von Hegel's Philosophie zeigt sich ein merkwürdiges Zusammentreffen mit der preußischen Geschichte. Denn er begann die Einleitung zu seinem System genau zu derselben Zeit, als in Preußen der erste große Umschwung begann, nach der Schlacht von Jena. Während hierauf in Preußen die innere Umbildung stattfand, führte er seine Logik aus, wodurch das neue System seine feste Grundlage erhielt. Darauf kam noch die Encyklopädie hinzu, und das Ganze war fertig. Erst jetzt fand er auch den geeigneten Boden in Preußen, nachdem der Rausch der Freiheitskriege größtentheils verflogen, und die Geister genügend ernüchtert waren um die trockenen Formeln seines Systems in sich aufzunehmen. In den Jahren 1807—15 hätten solche Sachen in Berlin kaum Theilnahme gefunden. Dafür war nun Fichte todt, ein Jahn und Arndt nebst Anderen befanden sich in Untersuchung oder in Verbannung, für Hegel hingegen begann die gute Zeit, in welcher seine Philosophie bald so üppige Wurzeln in dem märkischen Sande schlug, wie wenn sie dort erst ihre wahre Heimath gefunden hätte. Was keinem Philosophen vor ihm gelungen war, in Berlin eine förmliche Schule zu stiften, — ihm gelang es vollkommen, wie er auch den entschiedensten Trieb dazu besaß. Ein Fichte hatte in Berlin durch seine Persönlichkeit gewirkt, und gewiß auf Viele tiefen Eindruck gemacht, aber es gab keine fichtesche Schule in Berlin, so wenig als es dort eine kantische Schule gegeben hatte. Die hegelsche, die sich schnell ausbreitete, ist auch seitdem die einzige geblieben, obwohl heute nur noch in Trümmern fortbestehend; von einer anderen neben ihr wäre nicht zu reden. Ein Stahl stand im Mittelpunkte einer Partei oder einer Coterie, aber keiner Schule. Hegel hingegen bildete im vollen Sinne des Wortes eine Schule, so sehr daß auch das Schwören auf des Meisters Worte darin galt, denn auf die Worte kam wirklich

viel an. Es muß doch characteristisch für den Geist des Berlinismus sein, daß dort grade nur die hegelsche Philosophie zu solcher Herrschaft gelangen konnte. Umsomehr dürfen wir erwarten, daß diese Philosophie nicht ohne Folgen für die berliner Denkweise geblieben sein wird.

Hegel hatte sich immer gern mit politischen Fragen beschäftigt, eine Weile lang hatte er sogar eine Zeitung herausgegeben. Nach langen Vorbereitungen, in der vollsten Reife seiner Ausbildung, schrieb er dann seine Staatslehre, als das letzte der von ihm selbst ausgeführten Werke. Umsomehr wird diese Staatslehre sein ganzes Denken abspiegeln, die innersten Geheimnisse seines Geistes werden sich darin verrathen. Und muß man das zugeben, — was ist nun der Kern dieser Staatslehre, entkleidet von alle den abstrusen Formeln, in welchen Hegel die Grundbedingung wissenschaftlicher Forschung und Darstellung gefunden zu haben glaubte? In schlichten Worten also gesprochen, ist der Kern nichts anderes als Staatsvergötterung.

Hatten Kant und Fichte in dem Staate nur eine Anstalt gesehen für die Zwecke der in dem Staate lebenden Menschen, denen der Staat als Mittel diente, so ist nach Hegel vielmehr der Staat selbst die Verwirklichung der menschlichen Lebenszwecke. Der Staat steht demnach über dem Menschen und heißt der objective Geist. Ueber dem Staat steht nur noch der absolute Geist, welcher der hegelsche Gott sein soll, in der That aber gar kein selbständiges Wesen ist, sondern nur der Inbegriff von Kunst, Religion und Philosophie. Und alles dies zusammen ist wiederum nichts anders als der Baldachin über dem Thron der Staatsgewalten, welcher auch zugleich als der Altar gelten muß, da für die Kirche überhaupt kein Raum bleibt. Die ganze menschliche Entwicklung läuft demnach auf den Staat hinaus, als den Mittelpunkt der Weltgeschichte, und dieser Entwicklung müssen die Menschen selbst zum Opfer fallen. So entsteht die Schädelstätte des absoluten Geistes, deren derselbe so nothwendig bedarf, daß er sonst gar nicht da wäre, indem er erst durch die Weltgeschichte zur Existenz gelangt.

Er steckt auch selbst fortwährend darin, und heißt insofern der Weltgeist. Hebt er sich hingegen aus dem geschichtlichen Prozeß heraus, um über das wunderliche Treiben der Menschenkinder philosophische Betrachtungen anzustellen, so wird er eben dadurch der absolute Geist. Und das wäre es also, was die Einfalt früherer Zeiten den lebendigen Gott nannte, der Himmel und Erde gemacht hat und den Menschen zu seinem Ebenbilde erschuf, dem Staube den lebendigen Geist einhauchend. Hegel hingegen bedarf keines Schöpfers, denn die Welt entsteht aus der Logik; einen Himmel giebt es gar nicht, und weit entfernt daß der Erdensohn seinen Geist von Gott empfinge, geht vielmehr erst aus dem Geiste dieses Erdensohnes der liebe Gott hervor, indem er erst im Menschen zum Selbstbewußtsein gelangt.

Dürfen wir denn nicht sagen, daß es wirklich der Weltgeist war, aus welcher die Politik von 66 entsprang? Und nur in Kraft des Weltgeistes kann ihr Werk fortbestehen. Wehe aber, wenn es noch einen stärkeren Geist gäbe!

Ich erkläre mich deutlicher, und will darum zunächst daran erinnern, was ich über die Staatsansicht des großen Friedrich anführte, welchem ja der Staat auch als Selbstzweck galt. Im Kern der Sache also ist Hegel's Staat und Friedrich's Staat dasselbe. Vollkommen stimmt es damit, daß auch in Friedrich's Staat kein Raum für die Kirche war, die ihm nur als etwas Vorgefundenes und nicht zu Beseitigendes galt, was aber an und für sich keinen selbständigen Existenzgrund hätte. Für Friedrich wie für Hegel war der Staat das Höchste, was allein einen Grund in sich selbst hat. Merkwürdig nun, daß eben diese Ansicht in dem neuen Reiche zur vollen Geltung gekommen zu sein scheint, da dasselbe garkeine Beziehung zur Kirche hat. Selbst nicht einmal die negative, so daß die Kirche für unabhängig vom Staate erklärt wäre, sondern Kirche und Religion sind für das heutige Reich deutscher Nation (derselben Nation, die sich in früheren Zeiten die fromme deutsche Nation zu nennen pflegte) so gut wie garnicht vorhanden. Neu ist das in der That, denn so lange es eine Geschichte giebt, hat man noch nie einen politischen

Körper gesehen, der in solcher Weise von aller Religion abstrahirt hätte. Aber ich kehre zu Hegel zurück.

Nach der allgemeinen Staatsansicht folge also das Völkerrecht. Da ist von vornherein wenig zu erwarten, nachdem der Staat zum Selbstzweck gemacht worden, so daß er neben sich kaum eine andere Existenz für berechtigt anerkennen kann, außer insofern ihn die Noth selbst dazu zwingt. Wie sich nun ein Staat zu anderen Staaten stellen wird, das hängt von Machtverhältnissen und Convenienzen ab. So sehr hat sich Hegel in den Souveränetätsbegriff verrannt, daß infolge dessen das Völkerrecht gar kein für sich bestehendes Recht bilden kann, wie er auch selbst das Völkerrecht nur als ein Anhängsel des Staatsrechts behandelt, und aus der Idee des Staates heraus. Was heißt dies anders als das Völkerrecht unmöglich machen? Denn entweder ist das Völkerrecht eine Chimäre, oder ist es etwas Wirkliches, so muß es als ein Recht gelten, welches über dem Staate steht. Ueber dem Staate aber steht nach Hegel nur der Weltgeist, welcher in den einzelnen Staaten die Bestandtheile seines eigenen Wesens findet. Daß dabei die Staaten unter einander in Streit gerathen und ihre Händel ausfechten, gehört selbst zum Leben des Weltgeistes, denn dadurch wird die oben besagte Schädelstätte bereitet, ohne welche auch der absolute Geist nicht zur Existenz gelangte. Wahrlich, trübe Aussichten für die Menschheit, der Hegel nicht einmal den Hoffnungsschimmer einer dereinstigen besseren Zukunft bieten kann! Denn eine internationale Gemeinschaft mag auf diesem Standpunkte zwar wünschenswerth sein, da sie aber von der Willkür der absoluten Souveränetäten abhängt, bleibt sie selbst etwas Zufälliges, und man hat kein Recht darüber zu klagen, wenn solche Gemeinschaft nicht besteht. Das ist Hegel's Lehre. Wie tief steht er doch in diesem Punkte unter Kant, der vielmehr die Idee einer internationalen Gemeinschaft zu einer Forderung der practischen Vernunft gemacht hatte! Hegel kann das nicht, weil die absolute Souveränetät entgegensteht, und diese Souveränetät muß absolut sein, weil der Staat Selbstzweck ist.

Darum mag diese Souveränetät thun was sie will, — es hat Niemand darein zu reden, und es ist immer wohl gethan, wenn es nur ihren eignen Zwecken entspricht. Auch Verträge helfen da nicht, da der Staat sich nur so lange für gebunden zu erachten hat, als es mit seinem Wohl vereinbar ist, was ihm immer als das höchste Gesetz gelten muß.

Wiederum ganz dieselbe Ansicht, die schon der große Friedrich ausgesprochen hatte. Und die Sache ist durch Hegel nicht etwa besser sondern schlimmer geworden, weil viel gefährlicher. Friedrich nemlich besaß wenigstens noch ein Correctiv in seinem scharfen durchdringenden Verstande, der ihn vor extremen Consequenzen bewahrte. Hat er die Heiligkeit des positiven Rechtes nicht begriffen, so erkannte er wenigstens die practische Wichtigkeit desselben, weil ohne das Recht alle öffentliche Ordnung zusammenbräche. Darum ließ er sich nie verleiten aus seinen Siegen die Folgerung zu ziehen, daß nun sein Recht so weit reiche als seine Macht, sondern er ließ das Recht gelten, auch wo er es vielleicht überspringen konnte. Solche temperirende Wirkung des Verstandes hat aber grade durch die hegelsche Dialectik ihren Boden verloren, weil dieselbe alle festen Verstandesbegriffe auflöst, so daß eben darin der Triumph des speculativen Denkens liegen soll. Mit dieser Dialectik kann man jedes Urtheil des Verstandes beseitigen, es kostet nur einige Gedankenwendungen, und es wird das Gegentheil daraus. Was ließe sich da nicht in solcher Weise herausspeculiren! Unter anderen auch der deutsche Beruf Preußens. Und diese Idee einmal erfaßt, verdrängt dann alle etwaigen Einreden des Verstandes. Der Rechtsbruch aber bedeutet auf diesem Standpunkte garnichts, wenn auf der anderen Seite eine Forderung der Staatswohlfahrt steht. Befände sich also Preußen in der Lage, die Bundesverträge als mit seiner Wohlfahrt nicht mehr vereinbar ansehen zu müssen, so sind sie kraftlos geworden. Die Rechtsfrage ist damit erledigt, und es bleibt nur noch die Machtfrage, welche auf der Schädelstätte des absoluten Geistes zu entscheiden ist.

Sehen Sie denn nun, wie zwischen dieser Philosophie und

dem modernen Preußenthum allerdings ein innerer Zusammenhang besteht? Und sehen Sie nicht insbesondere, wie durch diese Philosophie auch den Gedanken die Wege gebahnt wurden, welche zu der Politik von 66 führten? Die hegelsche Schule, so viel davon noch übrig, hat hinterher applaudirt. Auch wird es sich wohl so verhalten, daß die meisten der literarischen Stimmführer des Nationalliberalismus von hegelschen Ideen infizirt waren, wenn sie nicht gradezu aus dieser Schule stammen.

Hierauf aber sollen Sie erst sehen, zu welchen ungeheuerlichen Consequenzen solche Staatsphilosophie führen kann.

Schon in einem früheren Briefe gedachte ich des merkwürdigen Buches von Sietze, von welchem ich jetzt ausführlicher sprechen will, weil es im innigsten Zusammenhange mit der hegelschen Philosophie steht. Sie wissen, es gab einst Hegelianer, welche in diesem Systeme nur den lauteren Geist des Christenthums zu finden meinten, ja selbst die festeste Stütze der rechtgläubigen Dogmatik, so daß die christliche Lehre grade erst durch Hegel ihre letzte Vollendung erlangt hätte. Ich zweifle, ob das heute noch irgend jemand glaubt, aber grade unser Sietze hatte das so fest geglaubt wie wahrscheinlich kein Anderer. Denn er war ein tief religiöser Geist, nur leider durch die hegelschen Zauberformeln dergestalt fascinirt, daß er sich nicht zu retten wußte. Mit einem eminenten Scharfsinn ausgestattet und einem mächtigen Wahrheitstriebe, erkannte er nun, wie die hegelsche Staatslehre, in der sich nach der practischen Seite das ganze System concentrirt, durchaus unhaltbar und verwerflich sein würde, wenn nicht noch etwas hinzu käme, wodurch sie allein erst als Wahrheit gelten könnte. Außer ihm hat meines Wissens dies Niemand eingesehen, so daß er in dieser Hinsicht einen wirklichen Fortschritt gemacht hat, — aber freilich ein Fortschritt, der in Wahnsinn endigt. Die Sache ist folgende.

Ist nach Hegel der Staat als Selbstzweck anzusehen, der objective Geist und kurzweg die Offenbarung Gottes in der Welt, so meine ich, müssen ja für denjenigen Staat, der eben das Bewußtsein hat sich Selbstzweck zu sein, alle anderen

Staaten nur als Mittel für seine Zwecke gelten, und keinem anderen Staate wird er zugestehen, in demselben Maße und in derselben Weise auch Selbstzweck zu sein. Solcher Consequenz ist schlechterdings nicht zu entgehen. Zeuge dessen schon die alten Römer, denen ihr Staatswesen auch als Selbstzweck galt, denn eben in dieser Ueberzeugung fühlten sie sich wie durch dämonische Gewalt getrieben alle anderen Staaten zu unterwerfen. Und so könnte immer nur ein Staat in der Welt sich in vollem Sinne als Selbstzweck ansehen, alle anderen hätten nur ein relatives Recht zur Existenz, — das fordert auf diesem Standpunkt die Logik. Ist ferner der Staat der gegenwärtige Gott, — und das ist er bei Hegel, — so gäbe es ja so viele Incarnationen Gottes, als es Staaten giebt, und im klassischen Alterthum war es in gewissem Sinne wirklich so. Jeder Staat hatte da seine besonderen Götter, und eben darin lag die Unmöglichkeit eines wirklichen Völkerrechtes, weil es keinen gemeinsamen Gott für alle Völker gab. Nur ein Staat kann der gegenwärtige Gott sein. Und dieser eine Staat, — so lehrt nun Sietze, — ist Preußen. In anderen Staaten hat sich zwar Gott auch offenbart, aber das waren nur Vorstufen zu der erst in Preußen vollendeten Offenbarung, so daß sich die ganze Weltgeschichte um die Mark Brandenburg dreht, als den Kern des preußischen Staates.

Solche Vollendung der politischen Offenbarung begann nach Sietze mit dem großen Friedrich, der ihm wie ein politischer Messias erscheint. Ich sage politischer Messias, denn die Offenbarung durch den Sohn Gottes soll dadurch nicht das Geringste verlieren sondern vielmehr erst ihre letzte Verherrlichung finden, indem jetzt endlich sichtbar wurde, wie infolge der Offenbarung auf Golgatha die Welt nun wirklich von dem göttlichen Geiste durchdrungen war, nemlich durch die Gegenwart Gottes im Staate. So gewiß aber Gott in dem Staate gegenwärtig ist, so gewiß ist dann auch jede Arbeit für den Staat ein Gottesdienst, selbst wenn dabei garnicht an Gott gedacht würde sondern nur an den Staatszweck, in welchem ja die Gebote Gottes selbst eingeschlossen sind. Ist doch der

Staat nur dazu da, damit das Reich Gottes sichtbar werde, daher auch die Erfüllung des Staatszweckes selbst das allerhöchste Gebot ist. Und eben dies erkannte zuerst der große Friedrich und handelte danach.

Weit entfernt aber den Weltgeist zur Basis des absoluten Geistes zu machen, wie es doch Hegel wirklich thut, erblickt Sietze in diesem Weltgeist nur den Abglanz des absoluten Geistes, so daß ihm der absolute Geist ganz wie der christliche Gott ist. Darum gilt ihm auch der Staat nur als der Abglanz des göttlichen Reiches, und eben dies, daß der Staat ein solcher Abglanz des göttlichen Reiches sei, soll zuerst in Brandenburg zu voller Anerkennung und vollem Bewußtsein gelangt sein, während diese Erkenntniß in allen anderen Staaten eine bloße Dämmerung blieb. Nur durch das Vorbild Preußens werden hinterher die anderen Staaten zur vollen Wahrheit gelangen, und Preußen wird ihnen auch allmälig dazu verhelfen. „Denn dieser Staat," so lesen wir bei Sietze, „ist eine Riesenharfe, ausgespannt im Garten Gottes um den Weltchoral zu leiten; in der absoluten Freiheit seiner That wird er alle Völker frei lassen in ihrer Bestimmung, nach seinem Wahlspruch suum cuique; er wird sie beherrschen nicht durch Ketten, aber durch seinen Geist." Und diese Sätze sind hier nicht etwa das Product einer hohlen Großsprecherei, sondern das Resultat der ernstlichsten und mit großer Gelehrsamkeit unternommenen Untersuchung.

Dabei ist das Ganze von einer so reinen Gesinnung durchhaucht, wie wenn dem Manne seine Forschung selbst nur ein Gottesdienst wäre, sein Arbeiten ein ununterbrochenes Beten. Darum wird ihm auch das Gebet des Herrn selbst zum Schema der weltgeschichtlichen Entwicklung, die sich also nach dem Vaterunser gliedert. Den sieben Bitten entsprechen einerseits die Hauptvölker Europas wie andererseits die Perioden der Geschichte. Die ganze europäische Geschichte spiegelt sich dann in Deutschland, die ganze deutsche Geschichte aber wieder in der preußischen Geschichte. Und dadurch ist zugleich die Gliederung des preußischen Staats nach seinen

Provinzen bedingt. Denn in sieben Provinzen spiegeln sich sieben europäische Volksgeister, als achte Provinz aber kommt noch Brandenburg hinzu, welches alle diese Besonderheiten in sich vereinigt und zum Selbstbewußtsein erhebt. So ist Brandenburg der Mittelpunkt Deutschlands wie der ganzen Welt, man könnte sagen: das heilige Land der politischen Geschichte, als der Boden der politischen Offenbarung. Aus diesen acht Provinzen muß nun Preußen nach Gottes Willen bestehen, es dürfen weder mehr noch weniger sein, damit Preußen ein Abbild des göttlichen Reiches sei. Käme also noch eine neunte oder zehnte Provinz hinzu, so wäre freilich dies Abbild zerstört, und Preußen hätte sich dadurch selbst zerstört, denn der Geist Gottes wäre von ihm gewichen, und was in ihm fortwirkte, wäre dann allerdings nur noch der Weltgeist. Eine unabweisbare und sehr beachtenswerthe Folgerung dieses Systems.

Endlich ist durch die Schlußworte des Vaterunsers die heilige Allianz angekündigt, in welcher sich nach Sietze die Weltgeschichte vollendet, und diese heilige Allianz beruht auf Oesterreich, Preußen und Rußland. Die Worte also „denn dein ist das Reich", deuten auf Oesterreich, wie schon der Name besagt. „Und die Kraft" — kommt Preußen zu, so war es vorbedeutet durch das Nationalheiligthum der alten heidnischen Preußen, des alten Romowe, dessen Name nach seiner griechischen Wurzel garnichts anderes besagt als „die Stätte der Kraft". „Und die Herrlichkeit" — zielt endlich auf Rußland, als den Repräsentanten des Slawismus, denn das Wort Slawa bedeutet so viel als Ruhm oder Herrlichkeit. Dem entsprechen zugleich die drei christlichen Tugenden, so daß Oesterreich den Glauben repräsentirt, Rußland die Hoffnung, Preußen das Mittlere und Beste, als die Liebe zu Gott und den Menschen.

Wird man nicht fragen müssen, was noch für andere Staaten und Nationen übrig bliebe, nachdem die drei Haupttugenden an Oesterreich, Preußen und Rußland verliehen wären, denen zugleich das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit zukommt? Und muß man nicht noch mehr fragen,

was endlich geschehen soll, wenn die durch die sieben Bitten bezeichneten Perioden der Geschichte abgelaufen sein werden? Es scheint wohl, die Weltgeschichte hört dann auf, oder es muß etwas ganz Neues folgen. Darauf aber giebt der Verfasser keine Antwort. Auch Hegel würde uns zu derselben Frage nöthigen, da bei ihm die Weltgeschichte sogar schon als vollendet erscheint, indem sie grade durch seine eigne Philosophie vollendet sein soll. Jedenfalls wäre vom hegelschen Standpunkte aus nichts gegen Sietzes Theorie einzuwenden, sondern vielmehr anzuerkennen, daß sie in gewissem Sinne selbst die nothwendige Fortbildung der hegelschen Staatslehre enthält. Denn ich wiederhole: der Staat, welcher der gegenwärtige Gott ist, wäre entweder ein Hohn auf das Christenthum und überhaupt mit keinem Monotheismus vereinbar, oder es kann nur ein einziger Staat sein, dem solche Würde zukäme, und in diesem einen Staate muß sich dann die ganze Staatengeschichte conzentriren. Soll nun die hegelsche Philosophie als die rechte preußische Staatsphilosophie gelten, so kann der von Hegel vergötterte Staat gar kein anderer sein als Preußen. Das Eine ist so klar wie das Andere. Und so sage ich, daß unser Sietze grade durch die Ungeheuerlichkeit der Resultate seiner Forschung, ohne es zu wollen noch zu ahnen, zugleich die schneidendste Kritik der hegelschen Staatslehre geliefert hat, und damit des ganzen hegelschen Systems, welches sich nach seiner practischen Seite darin conzentrirt. Eben dies hat mich veranlaßt von dem nur wenig bekannt gewordenen Buche so viel zu reden. Uebrigens wäre es auch um seiner selbst willen gar sehr beachtenswerth. Es ist etwas daraus zu lernen, und wer sich durch die unleugbar bizarren Tendenzen wie durch das dialektische Wesen, welches der Autor von Hegel angenommen, nicht abschrecken läßt, wird oft grade in dem, was an Wahnsinn grenzt, eine Wahrheit hervorleuchten sehen, die wie Inspiration erscheint. Das stammt dann freilich von ganz anders woher als von Hegel, — aus der Tiefe seines religiösen Gemüthes, und darum ist es auch der Mühe werth in diese Tiefe hinabzusteigen. Es liegt in dem Manne etwas

von dem Geiste eines Hamann, den er auch selbst sehr hoch hielt, so sehr er sich andererseits wieder von Hamann unterscheidet, als ein durchaus auf das Systematische gerichteter und streng geschulter Kopf.

Um aber diesen Sietze in seiner Vergötterung des preußischen Staates ganz zu begreifen, muß man noch hinzu rechnen, daß er von dem preußischen Landrechte fascinirt war, welches den Mittelpunkt seiner Studien bildete. Und so fällt dadurch zugleich ein Reflex auf den Geist dieses Landrechtes selbst. Ich frage Sie nur: hört es sich nicht in der That sonderbar an, wenn dieses Gesetzbuch so oft ganz allgemein von dem Staate spricht, grade als ob es sich nicht um den besonderen preußischen Staat handelte, sondern als ob dieses Preußen der Staat im eminenten Sinne wäre? Und eben dafür mußte sich Preußen wohl selbst halten, wenn ihm sein Wohl als der höchste Zweck galt, als die Richtschnur alles Wahren und Rechten. Es ist das Testament des großen Friedrich, welches darin niedergelegt ist. Nun meine ich ferner: Sie werden mir zugeben, wie infolge dieses Landrechtes auch der ganze preußische Beamtenstand allmälig in die Richtung kam, in dem preußischen Staate den Staat im eminenten Sinne zu sehen. Und grade das that Sietze. Er fühlte sich aber zugleich getrieben, diesen Gedanken vor seinem religiösen und philosophischen Bewußtsein zu rechtfertigen, und daher seine Theorie. Grade das Landrecht spielt darin die wichtigste Rolle. Es gilt ihm auch wie ein Werk göttlicher Offenbarung, und die innere Gliederung dieses Gesetzbuches, nach seinen Abschnitten und Titeln, entspricht wieder dem Vaterunser. Darum ist es für Sietze das unübertreffbare Muster der Gesetzgebung. Alle Völker, meint er, werden dereinst daraus schöpfen, sogar die Nordamerikaner.

Mag auch dies wieder wie Wahnsinn klingen, so klingt darin nur umsomehr die Vergötterung des Preußenthums hindurch. Und was dieser Mann darin ausspricht, ist wirklich nicht blos seine persönliche Ansicht, sondern nur die zum äußersten Extrem getriebene Meinung des Preußenthums von

sich selbst. Wo aber ein solcher Götzendienst mit dem Staate getrieben wird, da konnte man sich auch um so eher zu einer Politik verleiten lassen, für welche kurzweg das preußische Staatsinteresse zur Rechtsbasis wurde. Und wenn dies überhaupt gilt, so noch vielmehr, wo es sich um Preußens Stellung zu Deutschland handelt. Denn so gewiß das Landrecht sehr erheblich dazu mitgewirkt, daß das Preußenthum sich immer mehr als ein besonderes Wesen ansah, nachdem die Verbindung mit dem gemeinen deutschen Rechte dadurch abgeschnitten war, so verlor dadurch das preußische Beamtenthum auch in demselben Maße Sinn und Verständniß für deutsche Angelegenheiten. Grade wie das preußische Recht seitdem von dem deutschen Recht unabhängig geworden, schien der preußische Staat selbst ein von Deutschland unabhängiges Recht zu besitzen, Deutschland aber galt nur noch wie ein Material für die preußische Entwicklung. Nach solcher Auffassung verschwindet dann der innere Widerspruch zwischen Preußenthum und Deutschthum ganz von selbst, er existirt garnicht. Denn zu einem wirklichen Widerspruch gehören zwei gleich berechtigte Elemente, neben dem vergötterten preußischen Staat aber, der sich zum Selbstzweck machte, hat von vornherein nichts anderes mehr ein wirkliches Recht in Deutschland. Springt man also über das Recht hinweg, so ist auch der Widerspruch übersprungen. Es ist alles in Ordnung.

Wie aber erklärt sich nun, werden Sie fragen, daß man sich hinterher auch in Deutschland so leicht in diese Sache gefügt hat? Zum guten Theil daraus, meine ich, daß solche Staatsvergötterung auch außerhalb Preußens weit verbreitet ist. Hören und lesen Sie nur, wie die Nationalliberalen reden, immer ist das dritte Wort der deutsche Staat. Spräche man statt dessen von der deutschen Nation, — das führte schon auf sehr andere Gedanken. Denn die deutsche Nation kann doch gewiß nicht durch die preußische Politik gemacht werden, sie muß sich aus sich selbst entwickeln, der sogenannte deutsche Staat hingegen könnte vielleicht gemacht werden, grade wie andrerseits der preußische Staat in vieler Hinsicht wirklich etwas

Gemachtes ist. Ein Widerspruch freilich, daß Preußen den deutschen Staat machen soll, aber auch dieser Widerspruch bedeutet wenig, so bald es auf das bloße Machen ankommt. Gleichviel, wer dann der Macher ist; auf seinen Geist und Character, oder selbst auf seine Motive, kommt dabei nichts an. Genug, daß etwas zu Stande gebracht wird, was hinterher der deutsche Staat heißt. Nicht das innere Wesen dieser neuen Schöpfung ist die Hauptsache, sondern daß sie ein Staat ist. Denn Deutschland muß und soll ein Staat werden, mag es biegen oder brechen; wir wollen endlich auch so etwas sein, wie es Frankreich und England schon seit lange gewesen. Das ist der dabei zu Grunde liegende Gedanke. Der Staat gilt als das höchste Gut und darum eben als Selbstzweck. So weit also diese Denkweise herrschte, mußte man dem Preußenthum mit offnen Armen entgegen kommen, denn grade das Preußenthum kann sich des Verdienstes rühmen dieses Princip zur Geltung gebracht zu haben.

Würde der Staat nur als ein Mittel für menschliche Zwecke angesehen, so würde man zunächst untersuchen, was jetzt die Menschen durch den neuen Staat gewönnen, und dabei könnten die Ansichten weit auseinander gehen. Nicht Wenige könnten vielleicht meinen, dabei in ihrer bisherigen Lebensweise gestört zu sein und Gewalt erlitten zu haben. Freilich heißt man das heute eine particularistische Ansicht, womit das eine und untheilbare Deutschland (ein Abklatsch der einen und untheilbaren Republik, deren Idee uns über den Rhein gekommen) überhaupt nicht herzustellen wäre. Andere aber könnten vielleicht grade von nationalem Standpunkte aus fragen: ob nicht die Heiligkeit des Rechtes zu den wichtigsten Bedingungen einer deutschen Nationalentwicklung gehörte, und welche Gewähr sonst die Freiheit einer Nation hätte, die vielmehr als bloßes Material für den Staatszweck behandelt würde? Und wenn für das bürgerliche Leben die Erhaltung der Rechtsordnung und des Rechtssinnes in allen Gliedern der Gesellschaft gewiß von der höchsten Wichtigkeit ist, — wie wäre es etwas Gleichgültiges, daß das öffentliche Recht gewaltsam durch-

brochen, und so der allgemeine Rechtssinn erschüttert wurde? Möchte dadurch auch der sogenannte deutsche Staat zu Stande kommen, — immer bliebe die Frage, ob eben dieser Staat das höchste Gut ist, daß um seinetwillen so vieles Andere geopfert werden dürfte?

Wer will es denn leugnen, daß durch 66 zugleich eine allgemeine Abschwächung des Rechtssinnes offenbar geworden ist, sonst wäre diese Poltik nicht durchzuführen gewesen. Und auch dazu, daß solche Abschwächung wirklich entstanden, hat die hegelsche Philosophie das Ihrige beigetragen Das Recht ist darin von vornherein untergaben, indem es nach Hegel kein anderes Princip enthält als den Willen, der, wie Hegel sagt, sich in dem Rechte sein Dasein giebt. Was hilft die Dialektik, die auf solcher Grundlage, worin nichts anderes als die Willkür liegt, ein System von Rechtsbegriffen und Rechtsregeln aufführen soll? Diese Dialektik selbst macht das Recht nur um so unsicherer und schwankender. Noch schlimmer, wenn das Recht ausdrücklich dem Staate untergeordnet wird, und das allerschlimmste, wenn dies sogar mit der Moral geschieht. Denn Recht und Moral bilden bei Hegel nur Vorstufen des Staates, in welchem der Geist erst wirklich objectiv wird, und eben das Objective soll das Höhere sein. Was also der Staat thut, ist wohlgethan, dafür ist er der objective Geist. Und auch der absolute Geist wird nicht viel dagegen einzuwenden haben, so gewiß er selbst wieder aus dem objectiven Geist hervorgeht, und diese Herkunft nie verleugnen kann.

Liebedienerei gegen die Gewalt ist die ganz natürliche Folge solcher Lehre, und das persönliche Auftreten dieses Philosophen, der sich der herrschenden Strömung nicht wenig accomodirte, bildet wohl auch keinen Gegenbeweis gegen solche Behauptung. Wahrlich, der Fichte war doch ein andrer Mann gewesen! Ein Mann war er auch als Lehrer, während bei Hegel hingegen der Mann in dem Lehrer unterging, der auch vor allem wohlgeordnete Lehrbücher herzustellen suchte, woraus die Weisheit nach Paragraphen zu erlernen wäre. Ein Fichte wollte seinen Schülern nicht blos neue Begriffe einflößen, sondern er wollte

sie wo möglich zu neuen Menschen machen, seine Lehre sollte Erziehung sein, daher seine Reden. Er war von practischen Problemen ergriffen. Für Hegel hingegen existirten überhaupt keine Probleme mehr, seitdem er seine Logik in's Reine gebracht, durch deren Gedankenschemen im voraus alle Fragen gelöst sein sollten. Auf den Inhalt einer Frage, worin man sich mit Ernst zu versenken hätte um ihn zu ergründen, kommt dann wenig mehr an, sondern man braucht die Frage nur unter die geeigneten Kategorien zu bringen, und mit einigen dialektischen Wendungen ist jede Schwierigkeit gehoben, während doch die Sache selbst fast unberührt bleibt. So wird auch die Staatslehre wieder nur eine angewandte Logik, und an die Stelle der wirklichen Lebensmächte treten Schulbegriffe. Keine Rede davon, die Staaten nach ihrer geschichtlichen Genesis zu untersuchen, um danach ihren Character, ihre Verfassung und ihre Weltstellung begreifen zu können, sondern solche Untersuchungen, die freilich nicht in die Logik hineinpassen, sollen nach Hegel's Meinung gar nichts zum Begreifen der Sache beitragen. Damit aber, sage ich, macht diese Philosophie vielmehr alles wirkliche Verständniß unmöglich, und anstatt irgend etwas dazu beigetragen zu haben, um das öffentliche Urtheil über unsere so schwierigen und verwickelten deutschen Verhältnisse aufzuklären, hat sie nur den Wahn befördert, daß die ganz Lösung in einigen Formeln läge, womit denn also das allgemeine Gerede von Parlament und Centralgewalt in vollster Uebereinstimmung steht.

Ist mit dem Rechtssinn der Freiheitssinn untergraben, so folgt der Wahrheitssinn hinterdrein, der in dem dialektischen Hin- und Herreden nicht minder zu Grunde geht. Was ist das für ein System, welches doch in einer allumfassenden Encyklopädie in der abgeschlossensten Gestalt auftritt, und worüber dann gleichwohl fast unlösbare Streitigkeiten entstehen: ob darin ein Gott, eine Schöpfung, eine Unsterblichkeit und eine Vergeltung gelehrt werde? Also diese Fragen grade, worüber eine feste Ueberzeugung zu begründen sonst für das Wichtigste gegolten hat, sind hier das Unwichtigste, worüber man so und auch anders denken mag. Nur über die Logik darf man nicht

verschieden denken, sondern die enthält die großen Lebensfragen, welche der Philosoph in's Klare zu bringen hat. Was anderen Menschenkindern als Lebensfrage gilt, darüber mag jeder nach seiner Weise denken, und die Philosophie selbst bietet ihm die besten Mittel, um dem Verschiedenartigsten den Schein begründeter Wahrheit zu geben. Man kann ein Atheist sein oder ein rechtgläubiger Christ, und ist doch in beiden Fällen Hegelianer, und wie der Eine seinen Atheismus auf Hegel gründet, beweist vielmehr der Andere, daß erst durch Hegel die christliche Lehre zur letzten Vollendung gelangt sei. Die ein und selbe Dialectik eröffnet den Weg zu den verschiedensten Zielen, und wer wüßte es nicht, wie sehr verschiedene Ansichten in dieser Schule wirklich ausgesprochen sind. Mit vollem Recht ist darum Hegel von Schelling der Chorführer der Verwirrung genannt worden, denn grade die Verwirrung der Geister ist es, die sich in dieser Schule abspiegelt. Und solche Verwirrung der Geister mußte vorhergegangen sein, um das Werk von 66 möglich zu machen.

Hegel rühmt sich die Principien aller ihm vorangegangenen Systeme durch das seinige zusammengefaßt zu haben, das folglich den feinsten Extract der ganzen menschlichen Geistesentwicklung in sich enthielte. Und in gewissem Sinne ist ihm das wirklich zuzugeben, insofern er nemlich alle ihm vorangegangnen Widersprüche in sich aufgenommen und dadurch so recht eine Philosophie des Widerspruchs geschaffen hat. In formaler Hinsicht mag er die seit Kant begonnene Gedankenbewegung zum Abschluß gebracht haben, und käme es nur auf die schulmäßige Form an, so besäßen wir seitdem die volle Wahrheit. Der Inhalt aber der früheren Systeme mußte vielmehr erst verdreht, verwässert und zuletzt zu blos logischen Begriffen verflüchtigt werden, um in dieses Schulsystem hinein zu passen. Und indem dies geschah, verschwand damit das Verständniß für alle wirklichen Probleme. Darum ist seitdem auch kein Fortschritt möglich, außer diese Philosophie muß ganz wieder verlassen werden, und was an ihre Stelle tritt, muß etwas ganz anderes sein. Nicht die Rückkehr des deutschen Geistes zu sich selbst hat damit begonnen, sondern das Sich-

verlorenhaben dieses Geistes ist darin constatirt, und damit also die Aufgabe gestellt, daß der deutsche Geist sich wiederfinde.

Es wird wenig helfen, daß Rosenkranz uns in Hegel den deutschen Nationalphilosophen zeigen will, um aus diesem Ehrentitel zugleich ein Angebinde zu dem hundertjährigen Geburtstag seines Meisters zu machen. Noch weniger, daß ihn Michelet sogar als den unwiderlegten Weltphilosophen feiert. Der Tag ist nahe, wo diese unwiderlegte Weltphilosophie für immer zu den Acten gelegt werden wird. Auf ein Gedächtniß im Herzen der deutschen Nation darf sie gewiß nicht rechnen, da sie vielmehr die am wenigsten deutsche Denkweise zu nennen wäre. Man sage nur: was ist denn die Vergötterung des Staates, und was die Unterordnung des Rechtes wie der Moral unter den Staatszweck? Ein antikes und also zugleich heidnisches Princip ist es, deutsches Princip hingegen, daß das Recht über den Staatsgewalten steht. Daher auch früherhin die Staatsgewalten selbst zu Recht stehen mußten und verklagt werden konnten, so lange Deutschland noch nicht entdeutscht war. Deutsch vor allem, wie zugleich christlich, ist es ferner, daß das Allerheiligste im Gewissen liegt, welches sich durch keine dialektischen Kunststücke dahin bringen läßt, sich vor der Hoheit des sogenannten objectiven Geistes oder Weltgeistes zu beugen, sondern wie ein Luther sagte „Hier stehe ich, ich kann nicht anders." Hätte der Mann sich durch den objectiven Geist einschüchtern lassen, — eine wie viel großartigere Gestalt hatte solcher Geist in dem gewaltigen Bauwerk der Hierarchie, als er je in dem hegelschen Staate annehmen könnte! Aber der Luther berief sich auf sein Gewissen, und auf diesem Boden stehend fürchtete er sich weder vor dem Papst noch vor Kaiser und Reich. Dafür war er auch kein Hegelianer, wie kein Nationalliberaler, sondern ein gläubiger Christ und ein guter Deutscher dazu. Und Gott verläßt keinen Deutschen, vorausgesetzt nur daß auch der Deutsche seinen Gott nicht verläßt, und nicht gestattet, daß zwischen ihm und seinem Gott sich so ein Gespenst wie der Weltgeist oder Zeitgeist als Zwischenglied eindrängt.

Ist es deutsch, frage ich weiter, das ganze Denken ein die spanischen Stiefel eines für immer fertigen Schematismus einschnüren zu wollen? Oder ist nur überhaupt das dialectische Wesen dieser Philosophie dem deutschen Geiste angemessen? Ich meine, es ist wohl eher von den Griechen entlehnt, und stimmt sehr wenig zu dem graden handfesten Wesen, welches man sonst den Deutschen zuschreibt. Noch weniger stimmt es zu dem ahnungsvollen deutschen Gemüthe, und soweit diese Philosophie überhaupt gewirkt, hat sie vielmehr die Gemüther ausgetrocknet. Endlich noch die hegelsche Sprache, so voll von halbfranzösischen Ausdrücken und Wendungen, — sie zeigt wohl am augenfälligsten, wie es mit der Deutschheit dieses Denkers steht. Ein Fichte schrieb mit Nachdruck und männlicher Würde, ein Schelling oft mit ergreifender Schönheit, aber welchen Eindruck macht Hegel's Schreibweise? Seinem Denken und Fühlen nach dem deutschen Genius entfremdet, konnte er weder ein schönes noch ein kräftiges, am allerwenigsten ein reines Deutsch schreiben. Die deutsche Sprache kam seiner Denkweise nicht entgegen, sondern er mußte sie erst verrenken um sie zu einem brauchbaren Ausdrucksmittel seiner Gedanken zu machen. Grade das Logische, worauf bei Hegel alles ankommt, gehört durchaus nicht zu dem Grundcharacter unserer Sprache, deren Vorzüge ganz wo anders liegen. Auf das Logische ist vielmehr die französische Sprache gerichtet, die auch mit ihrer feststehenden Satzbildung und Wortstellung weit eher zu einem ausgebildeten Formalismus paßt als die deutsche. Hegel's Vorliebe für halbfranzösische Ausdrücke und Wendungen wird also auf eine Geistesverwandschaft deuten. Und dafür spricht auch der Erfolg seiner Philosophie in Frankreich. Ist Schelling dort nur wenig bekannt geworden, Fichte noch weniger, und was von Kant herübergekommen war, doch immer etwas Fremdartiges für die Franzosen geblieben, so hat hingegen die hegelsche Philosophie dort vielmehr Eindruck gemacht und Anerkennung gefunden. Sie braucht nur ihr scholastisches Gewand abzulegen, so kann sie dort leicht das volle Bürgerrecht gewinnen. Und das ist auch

erklärlich genug, denn im Grunde genommen war sie ja selbst die Vollendung der einst von Frankreich durch Descartes ausgegangenen Entwicklung, die mit dem cogito ergo sum begann. Durch Hegel ist dann das Denken zuletzt selbst zum Sein geworden. So kehrt das Ende in den Anfang zurück, und dieser angeblich deutsche Nationalphilosoph scheint wirklich mehr nach Frankreich hinzugehören.

Was ist hiernach von einer politischen Entwicklung zu vermuthen, welche mit dieser Philosophie in unverkennbarem Zusammenhang steht? Es wird wohl auch mehr Französisches darin liegen als Deutsches, und die deutsche Nation ist dadurch noch lange nicht zu ihrem eignen Wesen zurückgeführt.

Vierundzwanzigster Brief.

Preußen und die Philosophie.

Leicht möglich, daß die Urheber der Politik von 66 über die ihrem Werke zum Grunde liegenden allgemeinen Gedanken kein Bewußtsein hatten, aber das ändert an der Sache nichts. Gedanken lagen doch zum Grunde, und ich habe nachgewiesen, wie eng diese Gedanken mit der Hegelschen Philosophie zusammenhängen. Hat also diese Philosophie keine Zukunft mehr und eilt bereits ihrem vollen Untergang entgegen, so steht es auch mißlich um die wissenschaftliche Basis dieser Politik, die sich den daraus entspringenden Rückwirkungen nicht entziehen können wird, gleichviel ob sie solchen Zusammenhang selbst anerkennt oder nicht. Genug, der Zusammenhang liegt wirklich vor. Am allerwenigsten hülfe es, alle principiellen Grundlagen ausdrücklich abzuweisen, um statt dessen, wie man vielleicht meinen möchte, sich auf den desto sichereren Boden der reinen Praxis zu stellen. Was wäre

solcher Boden wenn nicht die Principlosigkeit selbst, und das scheint mir der allerschlechteste Boden zu sein.

Wie sonderbar doch, wenn das heutige Preußenthum so viel und so gern von dem großen Friedrich redet, und sich bei jeder Gelegenheit auf dieses Vorbild berufen möchte, ohne im geringsten daran zu denken, daß dieser Mann nicht blos der große Diplomat und Feldherr war, sondern zugleich der Philosoph von Sans-souci hieß, und ohne dies wohl nicht ein solches Andenken hinterlassen hätte, als er wirklich hinterlassen hat! Dadurch grade unterschied er sich von einem Napoleon, der alle Philosophie als leere Ideologie verachtete, und darum auf St. Helena geendet hat. Einen eisernen Willen besaß er, und einen scharfen Verstand auch, aber keinen tiefen Verstand. Den hatte hingegen Friedrich, und darum erkannte er, wie unter der Oberfläche der Ereignisse die Ideen arbeiten, und hielt die Ideologie für etwas so Wichtiges, daß er sich sein Lebelang damit beschäftigte. Vielleicht daß dieser Zug auf seine Großmutter zurückführt, die philosophische Königin, und diese deutet wiederum auf Leibnitz, mit welchem in der That auch Friedrich durch Wolf zusammenhing, der seinerseits von Leibnitz ausgegangen war. Das ist die Filiation der Ideen.

Alle Geschichte ist zuletzt die Geschichte des Geistes, und aller Schlachtenlärm und alle Triumphe bedeuten nichts, außer wo sie zur Bekräftigung dessen dienen, was sich in den Tiefen der geistigen Welt vollzogen hat. Sonst ist es nur ein leerer Schaum. Und darum eben ist der viele Schaum in der Welt, weil so Wenige von dieser Wahrheit wissen, obgleich es Alle in der Bibel lesen könnten, daß nur der Geist lebendig macht; Fleisch und Bein thun es nicht. In dem Lande der Denker müßte diese Wahrheit umsomehr bekannt sein. Hätte sich aber die Erkenntniß derselben jetzt verdunkelt, — das wäre mir das schlechteste Zeichen dafür, daß wir in letzter Zeit wirklich deutscher geworden.

Hängt nun die Politik mit der Philosophie zusammen, wie sie es offenbar thut, so gewiß als die Praxis niemals

ohne Theorie sein kann, so hängt auch die deutsche Frage damit zusammen. Es ist sogar schon eine selbstverständliche Sache, wenn von einer deutschen Nationalentwicklung die Rede sein soll, zu der, wie ich meine, auch der deutsche Geist sein Wort mitzusprechen hätte. Was ist denn aber die Philosophie? Nichts anderes als eben das Streben des menschlichen Geistes über sich selbst zum Bewußtsein zu kommen. Freilich immer nur ein Streben danach, und darum bedeutet auch die Philosophie nur die Liebe zur Weisheit, nicht die Weisheit selbst, die als solche nur bei Gott ist. Weil aber doch solches Streben nach Weisheit das allein Mögliche für uns bleibt, so ist die Philosophie immer von hoher Wichtigkeit, als ein Conzentrationspunkt für ganze Reihen von Gedanken. Man könnte sagen: ganze Regimenter und Armeen von Gedanken, so daß sie für alles Denken und Forschen ähnlich wie der Generalstab in einem Kriegsheer ist. Sind also die Handlungen der Menschen zuletzt wieder durch Gedanken bestimmt, so wird sich in der Philosophie die ganze Entwicklung eines Zeitalters abspiegeln. Vorausgesetzt nämlich, daß es in diesem Zeitalter eine ausgebreitete Philosophie gab. Denn die Menschen sind nicht immer gleichmäßig dazu aufgelegt, daß sie sich um Denksysteme bemühen, sondern am meisten erst wenn vor ihren Augen ein alter Zustand in Trümmern fällt, so daß die überlieferten Lebensformen und Ideen keinen Halt mehr zu gewähren scheinen. Daher vor allem das Erwachen des philosophischen Triebes seit dem Beginn der sogenannten neueren Zeit, als die mittelalterliche Welt Stück für Stück in sich zusammenbrach. Seitdem geht die neuere Geschichte Hand in Hand mit der neueren Philosophie, so daß man die eine ohne die andere nur halb verstehen könnte.

Dieses vorausgeschickt, wollen wir den Verlauf der Sache in Deutschland betrachten. Da lag das Besondere vor, daß mit dem Zerfall der mittelalterlichen Institutionen zugleich der deutsche Nationalkörper zerfiel und der Nationalgeist erlosch. Umsomehr Veranlassung zur Philosophie, aber die deutsche Philosophie verlor auch umsomehr den Zusammenhang mit

dem eigenthümlichen Sinn und den eigenthümlichen Bedürfnissen der Nation. Sie wurde um so abstracter und nahm so sehr die Richtung auf das Allgemeine, wie nirgends anders geschah. Ein Fichte hat zwar einzelne Züge des deutschen Characters aufgegriffen, die er dann mit großer Energie geltend macht, aber daß er das Deutschthum als solches repräsentirt hätte, könnte nicht entfernt gesagt werden. Er hatte sich seine eigne Gedankenwelt geschaffen, ohne Ahnung von der inneren Gliederung und geschichtlichen Entwicklung des deutschen Nationalkörpers, wie auch nach der damals herrschenden Bildung kaum anders zu erwarten gewesen wäre. Nur Leibnitz unterscheidet sich dadurch von allen unseren anderen Philosophen, daß er sein Denken in ununterbrochener Verbindung mit dem Deutschthum erhielt, weil er ursprünglich von den practischen Aufgaben Deutschlands selbst ausging, und dabei an der alten Idee von Kaiser und Reich festhielt. Selbst die Idee von Kaiser und Papst, und von Concilien, lebte noch in ihm. So ist er auch der Einzige, der den tiefen Bruch in der Kirche auffaßte, und ernstlich an eine Wiedervereinigung der beiden Confessionen dachte. Das ist bezeichnend für ihn. Denn wie konnte ein Philosoph sich solche Aufgabe stellen, hätte er nicht beiden Confessionen neben dem positiven Recht ihrer Kirche auch eine innere Wahrheit zugeschrieben, wie es hingegen die anderen Philosophen nicht thaten. Die protestantischen Philosophen sahen in dem Katholicismus nur die Unwahrheit, und insoweit andererseits auf katholischer Seite von einer selbständigen Philosophie zu reden ist, wurde darin ebenso der Protestantismus nur in negativer Weise behandelt. Eine wirklich deutsche Nationalphilosophie konnte es also garnicht geben, so lange doch die Nation halb katholisch und halb protestantisch war. Oder die Philosophie müßte von aller Religion abstrahiren, und das hieße die höchsten Fragen des menschlichen Geistes bei Seite schieben. Hätten wir überhaupt im eigentlichen Sinne des Wortes einen Nationalphilosophen zu nennen, so könnte es nur Leibnitz sein, der aber selbst nicht zu einem durch-

gebildeten System gelangte, weil seinem allumfassenden Geiste doch leider die Energie der Concentration fehlte.

Konnte demnach unsere Philosophie nur wenig zu einer deutschen Nationalentwicklung helfen, so paßte sie um so besser zu der preußischen Staatsentwicklung, die, wie wir sahen, grade mit dem Verfall des deutschen Nationalkörpers im innigsten Zusammenhang stand, ohne doch selbst etwas wahrhaft Nationales in sich zu enthalten. Wenige Worte werden dies deutlich machen.

Was Preußen war und wurde, sage ich, war es nur als Staat. Davon zeugt selbst der Sprachgebrauch, indem man fast immer vom preußischen Staate spricht, indessen doch nur selten von dem französischen oder englischen Staat gesprochen wird, wo man kurzweg nur Frankreich oder England zu sagen pflegt. Auch Oesterreich wird selten als Staat bezeichnet, wohl aber als der österreichische Kaiserstaat, wogegen man nicht etwa von einem preußischen Königsstaat spricht. Beides hat seinen guten Grund, weil für Oesterreich wirklich das Kaiserthum ein besonderes Princip ist, nicht aber für Preußen das Königthum, sondern so zu sagen das Staatsthum, welches sich nur in dem Könige personificirt. In innigster Uebereinstimmung damit steht die Redeweise des preußischen Landrechts, deren ich früher gedachte. Auch das preußische Publikum hat sich schon ganz an diese abstracte Sprache vom Staat gewöhnt, während man anderenorten viel lieber nach dem concreten Fall spricht: daher vom König, oder von dem Ministerium, dem Parlament, der Nation und dem Lande, welche beiden letzteren Ausdrücke dann das Ganze bezeichnen. Warum aber spricht man in Preußen weit eher vom Staat als von der Nation und dem Lande? Wahrscheinlich doch, weil das Preußenthum wirklich keine Nation ist, und auch Preußen fast nicht einmal ein Land zu nennen war, sondern sich nur als ein Aggregat von Landparzellen darstellte. Darin lag die Ursache, daß Preußen, in so weit es ein selbständiges Wesen wurde, dies nur als Staat wurde. Und daher entstand auch hier grade

der Cultus der Staatsidee und des Staatszweckes, dessen ungeheuerliche Consequenzen wir bei Sietze sahen.

Offenbar aber war dieser neue Staat ein durchaus künstliches Wesen, durch planmäßiges Wirken zu Stande gebracht, und nur in dieser Weise zu erhalten und fortzubilden. Leitende Ideen waren dazu unerläßlich. Und wie nun dieses neue Staatswesen in sich selbst etwas Abstractes hatte, so war auch grade die abstracte deutsche Philosophie am geeignetsten die erforderlichen Ideen an die Hand zu geben. Darum war dieser Staat so empfänglich für philosophische Einflüsse. Er konnte ohne Philosophie nicht leben, und kein Staat ist so innig mit der Geschichte der Philosophie verflochten wie das moderne Preußen. Wie begreiflich, daß grade der größte preußische König, der die Eigenthümlichkeit dieses neuen Staates erst festgestellt hat, selbst ein Philosoph sein mußte! Denn das Wesen dieses neuen Staates, in welchem nichts Naturwüchsiges lag, war nur im Denken zu erfassen. Das Denken wurde der Hebel seiner Entwicklung, und die Philosophie ist jedenfalls die Schule des Denkens. Aber darum ist auch dieser Staat selbst an die Geschicke der Philosophie gebunden. Ein Umschwung der allgemeinen Denkweise kann vielleicht seine geistige Basis erschüttern, ja untergraben, sei es auch, daß er das selbst nicht bemerkte. Es wäre nur um so schlimmer für ihn. Hier reicht es nicht aus mit dem Bayonett auf der Wache zu stehen, sondern auch auf der Ideenwache muß man stehen. Das scheint Friedrich gewußt zu haben.

Schon unter dem großen Kurfürsten wurde die Philosophie in den neuen Staat eingeführt. Ich meine durch Pufendorf, der damals mit seinem Naturrecht erschien. Wie wichtig ist das hinterher geworden! Friedrich I. stiftete die Universität Halle, wo ein Thomasius als Bahnbrecher der später sogenannten Aufklärung auftrat. An den Hof nach Berlin kam Leibnitz, unter dessen Einfluß die Academie der Wissenschaften entstand. Er muß als der Ausgangspunkt gelten, woran sich alles anschließt, was später an höheren wissenschaftlichen Bestrebungen in Preußen emporkam. Unter

Friedrich Wilhelm I. entwickelte sich in Halle die Wolf'sche Philosophie zu einem auf das Gemeinverständliche und Nützliche gerichteten System. Das paßte wirklich zu dem eignen Treiben dieses Königs, obwohl er das selbst nicht begriff, und hinterher den Philosophen vertrieb. Es änderte nichts, Wolf's Lehren hatten schon tiefe Wurzeln geschlagen und verbreiteten sich nur umsomehr. Der große Friedrich hat sich viel damit beschäftigt, die Redactoren des Landrechts standen unter ihrem Einfluß, so daß in diesem Landrecht noch heute etwas von Wolfianismus fortlebt. Was also Preußen seitdem wurde, wäre es nicht ohne den breslauer Gerbersſohn geworden. Schon wuchs allmälig Kant heran, blieb aber unter Friedrich noch ohne allen practischen Einfluß. Denn diesen seinen Collegen konnte der Philosoph von Sans-souci infolge seiner französischen Bildung nicht begreifen. Seine nächsten Nachfolger haben ihn auch nicht begriffen, wie sie überhaupt wenig zur Philosophie gestimmt waren. Dafür blieben auch die Folgen nicht aus, weil seit Friedrich auch das scharfe und umfassende Denken vermißt wurde, zu dessen Ausbildung eben die Beschäftigung mit der Philosophie gehört. Und doch war solches Denken ein unentbehrliches Bedürfniß für den so künstlich gebildeten Staat. Daher nach Außen hin eine haltungslose Politik, im Innern eine schnellwachsende Auflösung, durch Beides wurde der Staat an den Rand des Untergangs geführt. Soviel hing hier von der Philosophie ab.

Lehrt die Noth beten, so lehrt sie auch den Werth des Denkens schätzen. Das zeigte sich in Preußen nach der Katastrophe von Jena. Von da an also machte sich der Einfluß der Philosophie wieder geltend, und so kam auch der alte Kant — wenn nicht zu Ehren, doch umsomehr zur Wirkung. Denn die ostpreußischen Männer, die damals so viel zur Rettung des Staates gethan, waren von Kantianismus durchdrungen. Ein Fichte stand auf den Schultern Kant's. Wie tief ferner war selbst Schiller von Kant ergriffen, und ohne Schiller wären wieder Andere nicht gewesen, worunter insbesondere auch Körner. Die ganze geistige Atmosphäre damaliger Zeit war

mittelbar oder unmittelbar von Kantianismus durchdrungen. Keine Freiheitskriege ohne den Kant! Denn er war es gewesen, der durch seinen Idealismus in den Menschen wieder das Bewußtsein ihrer sittlichen Kraft erweckte, als eines über die ganze Erscheinungswelt hinausreichenden autonomen Principes, und damit war die Macht des Napoleonismus innerlich gebrochen. Nur in den Regionen der Geisterwelt konnte dieser Titane erdrückt werden. Auf der Erde stehend, und solchen gegenüber, die auch nur auf der Erde standen, hätte er wohl noch lange siegen mögen.

Nun haben wir schon gesehen, wie nach den Freiheitskriegen Hegel nach Berlin kam, und in welchem inneren Zusammenhang seine Philosophie mit dem damaligen Preußenthum stand. Sie paßte vollkommen zu der Regierung Friedrich Wilhelms III., unter welchem sie auch allein in voller Blüthe stand. Denn grade mit dem Regierungswechsel begann auch ihr Verfall. Friedrich Wilhelm IV. fühlte die innere Unzulänglichkeit dieser Philosophie, die aber zugleich die innere Unzulänglichkeit des Preußenthums bezeichnete, wovon auch dieser König selbst nicht minder überzeugt war. Er trug sich mit Plänen zu großen Veränderungen. Die bisherige Allmacht der Bureaukratie sollte der Ausbildung einer ständischen Verfassung weichen; die Kirche eine viel höhere Stellung gewinnen, als ihr bisher zugestanden war; endlich der preußische Staat ein lebendiges Glied des deutschen Körpers werden. Der König selbst fühlte sich mehr als Deutscher wie als Preuße. Zwar kein philosophischer Kopf, in dem Sinne wie es der große Friedrich gewesen, erkannte er doch sehr wohl, wie viel auf Ideen ankommt. Der Rationalismus Hegel's, wie der demselben vorangegangenen Philosophie, schien ihm verderblich, und er fragte dabei wenig danach, ob nicht grade dieser Rationalismus mit dem künstlich und planmäßig gemachten Wesen des preußischen Staates im inneren Zusammenhang stand. Er hat das Preußenthum nie recht verstanden, wie er es auch im Herzen wohl selbst nicht liebte. Durch Schelling, auf welchen er schon als Kronprinz sein Auge geworfen, hoffte er eine

andere Denkweise in Preußen einheimisch zu machen. Und so erschien jetzt Schelling, damit doch die ganze Reihe der deutschen Philosophen mit dem Preußenthum in Berührung käme. Von den großen deutschen Dichtern und Künstlern, beiläufig bemerkt, wäre dies durchaus nicht zu sagen; sie waren dem Preußenthum größtentheils fern geblieben, welches in der That für die Kunst keinen günstigen Boden darbietet. Es erklärt sich dies schon aus der vorherrschenden Richtung auf den Staatszweck, welche die Phantasie danieder hält und das Gemüth abstößt. Nur die Philosophie verband sich leicht mit dem Preußenthum, zu dessen Lebensbedürfnissen sie sogar mit gehörte. Der neue Schellingianismus aber schien doch für das Preußenthum etwas Fremdartiges zu sein, wie auch früher schon die schellingsche Naturphilosophie keinen erheblichen Eindruck in Preußen gemacht hatte. Denn diese Philosophie war nicht aufs Practische gerichtet, auch nicht mit dem bloßen Verstande zu erfassen, es gehörte zugleich Gemüth und Phantasie dazu. So hat nun das spätere Auftreten Schelling's in Berlin zwar großes Aufsehen gemacht, daß aber seine Lehre dort Wurzel geschlagen, davon hat sich hinterher nichts gezeigt.

Besseren Erfolg, wenigstens in gewissem Sinne, hatte Stahl. Was von Philosophie in ihm war, hatte er zwar selbst von Schelling entlehnt, aber er versuchte eben die schellingschen Ideen practisch zu machen, obwohl dies oft nicht im Sinne des Meisters geschehen sein mag. Denn in den neuerdings veröffentlichten Briefen Schelling's nennt er Stahl einen eitlen Menschen, der nur wenig von seiner Philosophie verstanden, und mit dessen beschränkter Orthodoxie er seinerseits nichts gemein habe. Und dieses Urtheil wird nicht unbegründet sein. Es weht ein ganz anderer Geist in der jetzt vorliegenden positiven Philosophie Schelling's als in den Schriften Stahl's, grade wie auch Schelling's persönliches Auftreten einen ganz anderen Eindruck hinterließ. Sich politischen Strömungen anzubequemen, wie der geschmeidige Stahl gethan, hätte schon das Selbstgefühl dieses Mannes nicht gelitten, der sich wie

ein König in der geistigen Welt ansah und keiner Tendenz dienen wollte.

Stahl also, obwohl kein eigentlicher Philosoph, trat doch allerdings in philosophischer Weise auf, und bekämpfte von seinem Standpunkte aus die rationalistische Staatslehre mit erheblichem Erfolg und nicht ohne wirkliches Verdienst. Darin aber ist seine Lehre selbst wieder wenig anders als die hegelsche, daß sie den Staat auch wie ein allgemeines Wesen behandelt, ohne in die geschichtliche Genesis der Staaten einzugehen um danach ihren Character und ihre Weltstellung zu erkennen. Für das Verständniß der eigenthümlichen Stellung Preußens war damit eben so wenig geleistet wie andererseits für das Verständniß der deutschen Gesammtentwicklung. Und was wäre auch in dieser Hinsicht von einem Manne zu erwarten gewesen, dessen Ideen (abgesehen von der schellingschen Zuthat) zumeist in dem alten Testamente und in dem römischen Rechte wurzelten, und der von Haus aus für das eigentlich Deutsche nur wenig Empfänglichkeit haben konnte! An Einfluß hat es ihm zu seiner Zeit nicht gefehlt, an Talent wie an rühriger Wirksamkeit auch nicht, trotzdem ist die Frage zwischen Preußenthum und Deutschthum im Kreise seiner Anhänger so dunkel geblieben, wie sie war. Eher wohl hat er die Verwirrung befördert als das Verständniß. Daher denn die Haltungslosigkeit der ehemaligen Anhänger Stahl's, die man seit 66 mit allen ihren früheren Widersachern Hand in Hand gehen sieht, wäre es auch daß sie ihren eigenen Ueberzeugungen ins Angesicht schlagen müßten. Was ist demnach von einer Lehre zu halten, die solche Früchte trug? Nur dazu scheint sie gedient zu haben um Brücken zu bauen, worauf sich jeder beliebige Gegensatz bequem überschreiten läßt, wenn dabei nur eine fromme Miene gemacht wird. Hat also die sich sonst nach Stahl's Namen nennende conservative Partei sich hinterher zur conservativ-revolutionären Partei entwickelt, so ist darin nur die Sophistik offenbar geworden, die in der Lehre ihres Meisters lag.

Ueberblicken wir jetzt die vorstehenden Anführungen, so drängt

sich die Bemerkung auf, wie fast alle die Philosophen, welche auf das Preußenthum Einfluß übten, aus der Fremde kamen. Nur der Einzige Kant war nach Geburt und Erziehung ein Preuße. Selbst in seinem Denken erscheint er wirklich als ein Preuße, in seinem eckigen und kantigen Wesen wie ein Seitenstück zu dem großen Friedrich. In seinem kategorischen Imperativ und in seinen Forderungen der practischen Vernunft liegt etwas von dem preußischen Commando. Man kann sagen: das Preußenthum, wie es sich unter dem großen Friedrich entwickelt hatte, wurde durch Kant idealisirt. Und dadurch wurde der Staat nach der Niederlage von Jena gerettet. Denn so unzulänglich die kantische Denkweise an und für sich noch sein mochte, so gab sie doch den Menschen einen ganz anderen Halt als blos politische Nützlichkeitsrücksichten, womit jedenfalls keine Begeisterung zu erwecken gewesen wäre, wenn es auch von der handgreiflichsten Nützlichkeit war die Franzosen aus dem Lande zu treiben. Nur das Ideale kann begeistern, und Kant eben eröffnete dem damaligen Denken den Zugang in die ideale Welt. Er wäre der eigentliche Philosoph des Preußenthums zu nennen. Sind hingegen die übrigen Philosophen, welche in Preußen Einfluß gewannen, alle aus anderen deutschen Ländern gekommen, so scheint doch: das Preußenthum konnte sich auch in dieser Hinsicht nicht selbst genügen. Es bedurfte etwas, was es nicht selbst erzeugte, grade wie wir bei Scharnhorst, Stein und Hardenberg sahen. Ich meine zwar nicht, daß diese Philosophen den deutschen Geist repräsentirt hätten, da von einer eigentlich deutschen Nationalphilosophie kaum zu reden wäre, aber so viel liegt doch in der Thatsache selbst, daß die übrigen deutschen Länder sich fruchtbarer an philosophischen Talenten erwiesen als Preußen. Und woher kam das? Wahrscheinlich wohl, weil andrerorten eine freiere und weniger einseitige Bildung herrschte. Das Auffallendste ist dabei, daß selbst die Staatslehre, welche in der nachkantischen Zeit in Preußen zur Geltung kam, nicht in Preußen selbst entsprang, und daß sogar ein Stahl zugleich ein einflußreicher Parteiführer wurde, obwol er die Eigenthümlichkeit des preußischen Staates kaum verstanden

hat. Und doch mußte man den Mann von auswärts berufen! Das spricht wenig für die geistige Productivität des Preußenthums. Dazu noch die erstaunliche Thatsache, daß die preußische Constitution von 48 der belgischen nachgeschrieben wurde, und nicht mit sonderlichem Geschick. Wo war denn da die preußische Intelligenz, wenn sie nicht einmal die Verfassungsurkunde für Preußen aus eigenen Mitteln zu Stande zu bringen vermochte? Und so mußte desgleichen ein Gagern der geistige Vorläufer des Grafen Bismarck werden.

Will das Preußenthum den Anspruch erheben ganz Deutschland zu führen, so scheint mir doch, es müßte erst den geistigen Fond dazu nachweisen, und die bisherigen Erfahrungen bekunden vielmehr den Mangel eines solchen Fonds. Wer auf den Grund der Dinge sieht anstatt sich in leeren Behauptungen zu ergehen, den wird auch diese Erscheinung gar nicht befremden, da nach den Elementen und nach der Entstehungsweise des modernen Preußens garnichts anderes zu erwarten wäre, wenn man nur nie vergißt, daß der Character des preußischen Staates auf seinen östlichen Provinzen beruht. Es mußte daraus ein unvermeidlich einseitiges Wesen entspringen, dessen eigenthümliche Fähigkeiten nur auf dem militärischen und administrativen Gebiete zu suchen sind. In Allem was dahin gehört, kann Preußen sich rühmen an der Spitze zu stehen, in vielem Anderen aber, was grade auf den tieferen Kräften und Elementen des Geistes beruht, steht das östliche Preußen dem westlichen Deutschland nach, und empfängt vielmehr die geistigen Impulse von da aus. Es kann nicht anders sein, schon weil es ein Colonialland ist, in welchem das religiöse Gefühl wie das Rechtsgefühl im Durchschnitt sich immer schwächer erweist als im Mutterlande, statt dessen der reflectirende Verstand und der Nützlichkeitsgeist überwiegt. Hier kam noch die großentheils gewaltsame Weise der Colonisation hinzu, und wie auch später die vorherrschend militärische Entwicklung mit dem Drillsystem seit Friedrich Wilhelm I., was doch nicht ohne Einfluß auf den Volkscharacter bleiben konnte. Es hilft nichts sich auf Stelzen zu stellen. Das Preußenthum besitzt nicht die geistige Potenz,

die dazu erforderlich wäre um die Leitung von ganz Deutschland zu übernehmen. Will aber ein einseitiges Wesen sich selbst zum Ganzen machen, so entsteht daraus nur ein Scheinwesen, welches auf die Dauer Niemand täuscht, und wenn der Schein verschwindet, wird es sich selbst am meisten geschadet haben, indem es die Bedingungen seiner eignen Existenz zerstörte.

Nach Stahl's Abgang scheint nun das philosophische Interesse in den officiellen Kreisen des Preußenthums wieder ganz erloschen zu sein. Was seitdem noch von philosophischen Einflüssen zu sagen bleibt, sind eben nur Nachklänge aus früherer Zeit, von denen man ganz unbewußt ergriffen wird. Und so habe ich in meinem letzten Briefe gezeigt, welche Nachwirkungen noch die hegelsche Philosophie übt. Diese Philosophie, welche als ein allumfassendes System auftrat und durch eine förmliche Schule verbreitet wurde, konnte wegen ihrer inneren Verwandtschaft mit der letzten Entwicklungsstufe des Preußenthums die ganze geistige Atmosphäre durchdringen, und darum auch noch lange fortwirken, obwohl sie als System schon gebrochen war. Stahl hatte nie eine eigentliche Schule gehabt, seine Lehre war von vornherein dem Preußenthum nicht sympathisch und nur in exklusiven Kreisen verbreitet gewesen, die wohl mehr einen geistigen Genuß daran fanden als innerlich davon durchdrungen zu sein. Stahl's Lehre ist also nie ein wirklicher Factor für die innere Entwicklung des Preußenthums geworden, statt dessen die hegelsche Philosophie noch heute Nachwirkungen übt. Aber wie gesagt, nur ein unbewußter Einfluß findet in dem heutigen offiziellen Preußenthum noch statt. Was hingegen mit Bewußtsein geschieht, verräth weit eher die Absicht sich aller principieller Bedenken zu entschlagen, um sich lediglich auf die Basis des Erfolgs zu stellen. Grade als ob es in der Welt nur auf den Willen und auf die Macht zur Durchführung desselben ankäme, und was dann gelingt, das ist auch gut. Nach innerer Wahrheit hat man nicht zu fragen, und über die Haltbarkeit mag die Zeit entscheiden, après nous le déluge!

Ich glaube aber doch, daß auf innere Wahrheit etwas

ankommt, und frage also: was es denn heißen soll, daß man für Preußen noch den Character einer legitimen Macht festhalten will, indessen gleichzeitig das legitime Recht in Deutschland wie nichts gebrochen wird? Und in Kraft welches Principes wird es wohl gebrochen, welches nun statt dessen als neue Rechtsbasis dienen könnte? Wäre es vielleicht das Princip der Volkssouveränetät? Aber eben diese ist vielmehr in Deutschland ausdrücklich abgewiesen, während sie doch in anderen Ländern anerkannt wird bis nach Rumänien hin, und während man in den Verhandlungen mit Frankreich sich selbst ausdrücklich auf diese Basis stellte. Fast sieht es ja so aus, als wären auf der Landkarte Linien gezogen um die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb deren das Princip gilt oder nicht gilt. Man braucht dann nur die Grenze mit Kanonen zu besetzen, so kann es nicht hinein, oder es wird niedergeschossen. Was ist aus dem Preußenliede geworden:

„Nicht Roß und Reisige
Sichern die steile Höh,"

denn die Kanonen thun es wohl? Möchte doch die preußische Artillerie die erste in der ganzen Welt sein, daß sie alle anderen Batterien zum Schweigen brächte, — dahin wird sie es nie bringen, daß Convenienzen der preußischen Politik für Principien gelten. Oder hat man sich etwa auf das Nationalitätsprincip gestellt und dadurch einen neuen Halt gewonnen? Angerufen hat man dies Princip allerdings, aber sogleich auch wieder die Grenzlinie gezogen, innerhalb deren seine Gültigkeit convenirt, und wo sie nicht convenirt, da gilt vielmehr das Gegentheil. So werden die preußischen Polen dem neuen deutschen Nationalstaat einverleibt, die deutschen Oesterreicher hingegen ausverleibt. Sieht denn nicht der schlichteste Verstand, wie wenig es das Nationalitätsprincip ist, was hier zur Geltung kommt, sondern ganz etwas anderes, was nichts mit einem Princip gemein hat, indessen das Princip nur zum Vorwand dient? So wird derselbe schlichte Verstand nicht minder auch den Widerspruch bemerken, der zwischen der neuen Reichsverfassung und der preußischen

Verfassung besteht: dort das reine Kopfzahlsystem mit einfacher Repräsentation, hier das Klassensystem mit einem Herrenhaus daneben; dort ein allmächtiger Kanzler, hier ein Ministerrath an der Spitze eines vielfach gegliederten Behördensystems. Und doch bildet der preußische Staatskörper selbst den Hauptbestandtheil des neuen Reiches, in welchem auch Preußen ausdrücklich als der herrschende und tonangebende Factor auftritt, so daß es durch die Reichsverfassung seiner eignen Verfassung ins Angesicht schlägt. Es mag ja einer thatenlustigen Politik gar sehr conveniren, auch über diesen Widerspruch hinweg zu springen, um desto schneller etwas herzustellen, was wie ein großes Werk aussieht, aber selbst nach bloßen Convenienzen geurtheilt wäre es wohl eine andere Frage: ob es dem preußischen Staate wirklich convenirt, daß seine eigne Verfassung untergraben wird, so daß schon heute nicht mehr mit Sicherheit zu sagen ist, wie weit sie überhaupt noch gilt? Und was davon noch gilt, — wie lange kann das fortbestehen neben einer Reichsverfassung, deren fortschreitende Entwicklung nur die fortschreitende Absorption der preußischen Verfassung sein kann? Worauf wird also der Fortbestand des preußischen Staates in Zukunft noch beruhen, wenn ihm seine Verfassung unter den Füßen verschwindet? Zuletzt wohl nur auf seiner Armee, aber auch diese Armee hört nicht minder auf preußisch zu sein, weil sie ihrem rechtlichen Character nach vielmehr zur Reichsarmee wird. Wer sehen will der sieht es: es ist die Auflösung des preußischen Staates, die sich hier vorbereitet.

Ganz unbegreiflich bliebe es, wie solches Treiben gleichwohl eine so weit verbreitete Zustimmung finden kann, als ob man den inneren Widerspruch garnicht bemerkte; aber das bezeichnet grade die allgemeine Verwirrung und Rathlosigkeit der Geister, ja die Verzweiflung an aller Wahrheit, daß man den Widerspruch selbst wie die natürliche Ordnung ansieht. Da wächst er nun lawinenartig an, und hinterher soll die Macht solcher Lawine selbst für das handgreiflichste Zeugniß der Wahrheit gelten. Um so erstaunlicher noch, wenn es das

Land der Denker ist, wo heute geschieht, was sonst in keinem anderen Lande möglich wäre. Ich zeigte aber schon, wie die Erklärung dieses Wunders in der Geschichte des deutschen Denkens selbst liegt. Menschenalter hindurch hat man sich mit Systemen abgemüht, die sich hinterher alle widersprachen und alle zerfielen, endlich ist man des Gedankenspieles satt, man will etwas Reales haben. Man will Thaten sehen, welche Gestalt sie auch annehmen möchten, genug daß es Thaten sind.

Das wäre das Eine, also überhaupt der Ueberdruß an allem principiellen Denken. Das Andere aber, und was noch wichtiger, ist der abstracte Character unserer bisherigen Philosophie, der allmälig so allgemein erkannt oder gefühlt wird, daß man von dieser Seite her keine practisch brauchbare Erkenntniß mehr hofft. Und damit hat es seine vollkommne Richtigkeit: die abstracte Philosophie hat sich erschöpft und überlebt, sie kann zu keinem weiteren Erfolge mehr führen. Gleichwohl waren grade die Deutschen seit lange an Systeme gewöhnt, worin ihr Denken die Concentrationspunkte und die Disciplin fand, deren das deutsche Denken, bei seinem unvertilgbaren Triebe sich ins Unbestimmte zu verlieren, am allermeisten bedarf. Giebt es also keine anerkannten Systeme mehr, und verschwindet selbst der Glaube an die Möglichkeit eines haltbaren Systems, so ist die deutsche Gedankenwelt einstweilen wie eine Heerde ohne Hirten geworden; Principien eine Chimäre, sondern jeder denkt, wie ihm der Kopf steht. Das ist der Zustand der Geister, in welchem es nur eines dreisten und geschickten Machers bedarf, um auch das innerlich Unhaltbarste und Widerspruchsvollste für ein gediegenes Werk erscheinen zu lassen.

Wie lange kann solcher Zustand noch währen? Hoffentlich nicht lange. Schon liegen die Anfänge einer neuen Weltansicht vor, wohin ich vor allem die bisher leider nur zu wenig gewürdigte positive Philosophie Schelling's rechne. Möchte diese Lehre auch noch nicht die volle Wahrheit sein, da sie wohl noch viel Persönliches und damit Vergängliches ent-

hält, so hat sie doch die Schranken durchbrochen, in welche das speculative Denken seit Jahrhunderten gebannt war. Denn sie hat zuerst die That und die Thatsache zu begreifen gelehrt, und das ist ein Schritt, an welchen sich unermeßliche Folgen knüpfen. Eben dadurch entsteht eine neue Philosophie, nicht von abstracten Gedanken ausgehend sondern von der ganzen Fülle des Lebens, welches aus seinen eignen Gründen zu begreifen, so weit dies Menschen möglich ist, dann als die wahre Aufgabe gelten wird. Auch die Principien werden dadurch wieder zu Ehren kommen, je mehr sie als die erzeugenden und bewegenden Kräfte der Dinge selbst erkannt werden, während was die bisherige rationale Philosophie für Principien ausgab, nur abstracte Begriffe und daraus hergeleitete Sätze waren, denen endlich mit vollem Rechte die Anerkennung verweigert wird, nachdem eine so lange Erfahrung ihre Unzulänglichkeit offenbart hat.

Es war der ungeheure Irrthum die Vernunft zur Quelle der Erkenntniß zu machen, wo sie doch nur das Organ der Erkenntniß ist, die Quelle aber vielmehr in den zu erkennenden Gegenständen liegt. Aus solcher Verirrung entsprang der abstracte Idealismus, der seine Laufbahn mit Hegel vollendet hat. Aber mit eben dieser Philosophie hing auch die bisher herrschende Staatslehre zusammen, welche sich nie dem Einfluß der Philosophie entziehen kann, und die Lehren der Staatswissenschaft wurden dann hinterher auch für die Praxis maßgebend. Wohin das allmälig führte, davon will ich hier nur das Eine hervorheben, nemlich daß damit die Centralisationstendenzen zusammenhängen, welche in den letzten Jahrhunderten ganz in demselben Maße fortschritten, als die rationale Philosophie fortschritt. Diese Thatsache ist unbestreitbar und auch die Erklärung derselben leicht zu finden. Hat doch die rationale Philosophie von Anfang an danach gestrebt alle ihre Sätze aus einem Grundbegriff abzuleiten, und was anderes soll aus solchem Streben hinterher für die Praxis folgen, als daß man eben so auch alle reale Verhältnisse in die ein und selbe Form zu bringen

und der einen und selben Gewalt zu unterwerfen sucht? So wird die reine Vernunftwissenschaft nach innerer Nothwendigkeit zu einer Theorie der Centralisation, und der Theorie folgt hinterher die Praxis. Das Handeln entspricht dem Denken, es ist wie mit Händen zu greifen. Und wie natürlich ferner, daß die Centralisationsideen noch so sehr das allgemeine Bewußtsein beherrschen, daß die föderativen Ideen nicht dagegen aufkommen können, so lange man noch nicht die letzte Ursache erkannt hat, sondern auch die Vertreter der Föderation selbst noch im Rationalismus befangen sind! Nur ein Umschwung des Denkens kann auch zu einem Umschwung der Praxis führen, und dazu gehört letztlich auch eine neue Philosophie. Eine Philosophie, die nicht aus Gedanken heraus Systeme spinnt, sondern in die gegebene Welt selbst einzudringen sucht, und je mehr sie dies thut, auch die in der Welt gegebene Mannigfaltigkeit der Existenzen zur Geltung bringen wird, indem die Grundlagen erkannt werden, worauf diese Mannigfaltigkeit ruht.

Jetzt endlich werden Sie erst recht begreifen, wie tief das proton pseudos liegt, woraus zuletzt auch alle bisherigen Verirrungen in der Behandlung der deutschen Angelegenheiten entspringen, so gewiß als sie alle auf das ein und selbe falsche Ziel hinauslaufen. Darauf nemlich, Deutschland als eine gleichartige Masse behandeln zu wollen, weil die wirklich bestehenden inneren Unterschiede unerforscht blieben und darum für unwesentlich galten. Der Geist der bisher herrschenden Staatslehre führt wie von selbst dahin, weil sie ihre Sätze nur aus dem Zweckbegriff des Staates herleitet, und diese Staatslehre entsprang wieder aus der bisher herrschenden rationalen Philosophie. In meiner „Naturlehre des Staates" habe ich dies genügend nachgewiesen. Je tiefer nun der Irrthum, um so weit reichender waren seine Folgen. Denn alles erscheint auf einmal in einem anderen Lichte, wenn man von anderen Voraussetzungen ausgeht. Eben darum habe ich mich so viel mit der Untersuchung der thatsächlichen Factoren der deutschen Entwicklung beschäftigt, um von da aus die

leitenden Ideen zu gewinnen, und glaubte immer und immer darauf zurückblicken zu müssen.

Ja, auf die That und auf die Thatsache kommt auch in der Politik das meiste an, und darin liegt wirklich der Stein der Weisen: daß man den Thatsachen Rechnung trage. In gewissem Sinne ist alles Erkennen eine Art von Berechnung und folglich etwas Mathematisches, wie schon die Alten wußten, und der Name der Mathesis selbst bezeugt. Nur muß man auch richtig rechnen und die dazu erforderlichen Rechnungsarten verstehen. Denn es giebt auch eine höhere Mathesis, die mit transscendenten und unendlichen Größen rechnet, und darum die Analysis des Unendlichen heißt, ohne welche grade die allerwichtigsten Aufgaben garnicht gelöst werden können, und solche Analysis fordert auch die Politik. Die deutsche Nation hat dann wirklich nichts anderes zu thun um auf den rechten Weg zu gelangen, als das Rechnungtragen mit Ernst und Gründlichkeit zu betreiben. Nicht blos bei dem Abstrich des Budgets, oder bei den Wahlen und Abstimmungen, sondern noch mehr soll sie die großen Thatsachen ihrer Geschichte und die thatsächlichen Bedingungen ihrer Entwicklung in Rechnung ziehen, und diese dann mit den practischen Bedürfnissen der Gegenwart in eine Gleichung bringen, um dadurch die noch immer unbekannte Größe einer wahren Nationalverfassung herauszurechnen. Man fange nur mit dieser Aufgabe an, und bald wird man zu ganz anderen Resultaten gelangen, als die bisherige Weise der Verfassungsmacherei ergab, die wirklich so aussieht, als wenn man mit den vier Species der gemeinen Arithmetik die Bewegungen der Himmelskörper berechnen wollte. Es gehört aber die Analysis dazu.

Hat es seit dem dreißigjährigen Kriege keine wahre Nationalentwicklung bei uns gegeben, indem die deutsche Nation sich nur im Schlepptau von Oesterreich oder Preußen bewegte, so wird der Weg zu einer wirklich deutschen Entwicklung erst wieder zu finden sein. Die abstracte Philosophie, welche nach Leibnitz emporkam, war nicht der Wegweiser dazu.

Sie mochte wohl der preußischen Staatsentwicklung dienen, und hat ihr wirklich gedient, aber nicht der deutschen Nationalentwicklung. Sondern grade in dieser Philosophie spiegelt sich die zunehmende Selbstentfremdung des deutschen Geistes, und wir haben gesehen, wie undeutsch sich insbesondere die hegelsche Philosophie erwies, in welcher der ganze Rationalismus zum Abschluß gelangte. Eben so undeutsch wurde die Staatslehre, welche sich einerseits an diese abstracte Philosophie anschloß, andererseits antike Ideen in sich aufnahm. Wie sehr dabei die Reception des römischen Rechtes mitgewirkt, bedarf keiner Worte, und so sind es auch vor allem römische Staatsansichten, welche seitdem zur Geltung kamen. Was Wunder jetzt, daß wir dem Cäsarismus entgegengehen, nachdem ihm die Wissenschaft selbst die Bahn brach!

Nur durch einen Umschwung des allgemeinen Denkens, der sich in der Philosophie wie in der Staatslehre vollziehen muß, können wir wirklich wieder deutsch werden. Und Gott sei Dank, — der Umschwung hat begonnen. Keine Sorge, daß er nicht zum Ziele führe. Der Lärm der Ereignisse selbst wird auch das nationale Bewußtsein aufrütteln, und der deutsche Geist, der so lange wie träumend einhergehend sich selbst verlor, wird endlich sich wiederfinden. Aber wie dem Odysseus wird es ihm dann geschehen, als der nach langer Irrfahrt wieder auf dem Boden der Heimath gelandet:

„Er erwacht, und erkennt jammernd das Vaterland nicht."

Mit demselben Schmerz wird der erwachte deutsche Geist sich sagen müssen, daß er in dem neuen Deutschland sein altes Vaterland nicht wieder zu erkennen vermag.

Fünfundzwanzigster Brief.

Der jüngste Friedensschluß.

Der scharfsinnige Proudhon, der selbst in seinen beklagenswerthen Verirrungen von einem mächtigen Erkenntnißtriebe beseelt war, welcher ihn aus einem Buchdruckergehülfen zum Philosophen gemacht, und der jedenfalls zu den originellsten Köpfen wie zu den talentvollsten Schriftstellern gehörte, deren sich Frankreich zu seiner Zeit rühmen konnte, — dieser Proudhon hat einmal gesagt: hinter jeder politischen Frage liege eine religiöse Frage verborgen, und in jeder religiösen Frage wieder eine metaphysische. Wäre es denn im Lande der Denker dahin gekommen, daß ich mich heute auf diesen französischen Radicalen berufen müßte, wenn ich von dem Einfluß der Philosophie auf die Fragen der practischen Politik rede? Sieht es doch wirklich so aus, als ob man sich heute grade in Deutschland am allerwenigsten um Principien kümmere. Um deswillen glaubte ich zeigen zu müssen, wie dieser momentane Zustand mit dem Gang des deutschen Denkens selbst zusammenhängt. Und so fürchte ich nicht, daß, was ich darüber sagte, Ihnen als eine ungehörige Abschweifung von meinem Thema erschienen sein wird. Wenigstens habe ich damit nachgewiesen, wie in der preußischen Staatsentwicklung unleugbar ein gutes Stück von deutscher Philosophie steckt, die dabei zu den wesentlichen Ingredienzien gehörte. Und liegt nun heute in Preußen zugleich der Knoten der ganzen deutschen Entwicklung, wie noch mehr der deutschen Verwicklung, so wird auch die Lösung dieser Verwicklung nicht außer allem Zusammenhang mit den neuen Wendungen der Philosophie stehen.

Darüber wäre noch Manches zu sagen, ich will aber diese Frage jetzt fallen lassen, und mich statt dessen einem unmittel-

bar practischen Gegenstande zuwenden, wobei Sie doch gleichwohl sehen werden, wie sehr selbst die Auffassung und Behandlung ganz specieller Fragen durch die Grundgedanken bedingt ist, von denen man dabei ausging. Gleichviel ob bewußt oder unbewußt, — grade was unbewußt wirkt, wird oft am entscheidendsten. Wir wollen also jetzt den jüngsten Friedensschluß betrachten, woraus wirklich wieder dieselben Ansichten hervorleuchten, die ich in meinen früheren Erörterungen als Grundfehler in der Behandlung deutscher Angelegenheiten bezeichnet habe.

Es gehörte zunächst dahin, daß man Deutschland zu einem abgeschlossenen Nationalkörper machen will. Und nun behaupte ich, daß dieselbe Absicht auch für die Stipulationen des Friedens maßgebend wurden. Denn infolge dessen hat man zu wenig Gebietsabtretungen von Frankreich gefordert. Sie wissen bereits, wie ich in diesem Punkte denke, nemlich daß ich das durch Frankreich dem ehemaligen Reiche entzogene, und größtentheils durch förmlichen Raub entrissene Gebiet, so viel als möglich wieder mit Deutschland vereinigt sehen möchte. War nun der letzte Krieg von Seiten Frankreichs ohne irgend einen haltbaren Rechtsgrund begonnen, und war den deutschen Waffen wie durch Gottes Gnade ein so über alle Erwartung hinausgehender Erfolg zu Theil geworden, so meine ich, mußte dieser Erfolg auch benutzt werden um das einst Geraubte zurückzufordern, und dadurch um so bessere Bürgschaften des zukünftigen Friedens zu gewinnen.

Das wäre mir zugleich die allerwürdigste Entschädigung für die Opfer des Krieges gewesen. Denn ich halte es für einen hochwichtigen Grundsatz, daß der Krieg, der, wie er immer ein furchtbares Unglück ist, an und für sich nur als reine Gewaltthat erschiene, vielmehr als ein Act der internationalen Justiz behandelt wird. Der materielle Gesichtspunkt der Kosten und des dafür zu leistenden Ersatzes wird daher weit zurückstehen müssen hinter den Gesichtspunkten des wiederherzustellenden oder neuzubegründenden Rechtes. Das allein kann uns mit dem Krieg versöhnen, und so kann der Krieg selbst die Denkweise

der siegreichen Nation veredeln, wenn diese Nation sieht und empfindet, daß sie ihre Opfer an Gut und Blut darbrachte für den Triumph des Rechtes. Das würde ihren Geist erhöhen, und solche geistige Erhebung wöge viele Milliarden auf. Wie nun darin eine Stärkung des allgemeinen Rechtssinns läge, so wäre dies zugleich eine neue Gewähr des zukünftigen Friedens. Besser daher weniger Geldzahlungen aber größere Gebietsabtretungen, denn diese könnten hier als eine Wiederherstellung des alten Rechts gelten. Und Deutschland wäre dabei im guten Rechte, wenn es solche Wiederherstellung forderte, nachdem Frankreich die Verträge von 1815, wodurch ihm bis jetzt der Besitz gesichert war, für nichtig erklärt und zuletzt ohne Rechtsgrund den Krieg eröffnet hatte.

Die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte hat genügend gezeigt, wie alle die Erwerbungen, welche Frankreich in dem westlichen Grenzgebiet des ehemaligen Reiches machte, hinterher immer neue Ansprüche hervorriefen und bald selbst zum Stützpunkt neuer Unternehmungen dienten. Die Rechtsfrage trat auf Seiten Frankreichs immer mehr zurück gegen die bloße Convenienz, bis am Ende nicht einmal ein Rechtsvorwand mehr gesucht wurde. Frankreich wollte kurzweg die Rheingrenze, und kaum hatte es diese erlangt, so war selbst der Rhein keine Grenze mehr. Man wollte auch das westliche Deutschland dazu, und die französischen Heere überflutheten den Continent. Das war das Endresultat dieser Politik, welche, indem sie die Rechtsbasis aufgab, sich unvermeidlich ins Maßlose verlor. Müßte nun Frankreich alle dem ehemaligen Reiche entrissenen Gebiete jetzt wieder abtreten, so wäre das allerdings eine erhebliche Verminderung seiner Territorialmacht, wogegen man sich wohl mit allen Kräften sträuben möchte, allein die Sache einmal ausgeführt, so wäre der Friede hinterher desto gesicherter, weil Frankreich damit auch alle seine gefährlichen Angriffspositionen verlöre. Der Gedanke an die Rheingrenze könnte in Zukunft nicht wieder aufkommen.

Ist Frankreich so lange wie das verzogene Kind gewesen, so muß man es endlich mit Strenge behandeln, sein Stolz

muß gedemüthigt werden. Und grade solche Demüthigung würde sich hinterher für Frankreich selbst als ein Segen erweisen. Es würde dadurch auf seine wahren Interessen geführt, die im Orient und in Afrika liegen. Dort allein kann sein unruhiger Trieb, der eine nach Außen gerichtete Thätigkeit fordert, eine Beschäftigung finden, welche eben so rühmlich und gewinnreich für Frankreich selbst werden könnte, als sie zugleich im Interesse der allgemeinen Civilisation läge. Schon vor zwei Jahrhunderten hat das unser Leibnitz gesagt, aber dieser Gedanke wird erst dann zur Erfüllung gelangen, wenn Frankreich sich gewissermaßen gezwungen sieht jene Bahn zu betreten, nachdem ihm jede andere Aussicht genommen wäre. Zwang wäre hier Wohlthat. Statt dessen hat man ihm von den in Rede stehenden Gebieten noch so viel gelassen, daß darin ein steter Anreiz zu Versuchen der Rückeroberung des jetzt abgetretenen Theiles liegen wird. So lange also dieser Anreiz noch besteht, muß man immer fürchten, daß Frankreich, da es sich jetzt für sich allein zu schwach fühlt, umsomehr darauf ausgehen wird seine etwaigen Entwürfe durch europäische Combinationen zu unterstützen. Man muß darauf gefaßt sein, daß die gewandte französische Diplomatie wohl früher oder später die Gelegenheit finden wird, um in dieser Richtung nicht ohne Erfolg zu arbeiten. Ein Element der Unruhe für die ganze europäische Politik ist folglich damit gegeben. Keine Aussicht auf einen gesicherten Frieden!

Man entgegne mir nicht, daß eine so weit gehende Einschränkung des französischen Territoriums, wie ich sie hier im Auge habe, den Einspruch anderer Mächte hervorgerufen haben würde. Was sollte dabei ihre Eifersucht erregen, wenn nur andererseits nicht Deutschland selbst sich zu einer aggressiven Macht gestaltete, und die von Frankreich abzutretenden Gebiete dann zur Verstärkung unserer Macht verwandt würden? Allein davon soll auch garkeine Rede sein, ich denke mir die Sache ganz anders. Zuvörderst nemlich wäre Alles, was von den abzutretenden Gebieten früher zu Belgien gehört hatte, auch wieder mit Belgien zu verbinden gewesen. Hiergegen dürfte

wohl keine Macht Einspruch erhoben haben, Belgien selbst aber, dadurch von dem Alpdruck des französischen Festungsgürtels befreit, würde sich dann in Zukunft einer ganz anderen Sicherheit zu erfreuen haben, als ihm seine gegenwärtige Lage gewährt. Lothringen ferner wäre ein selbständiger Staat geworden, und ich wüßte nicht, warum nicht auch die Freigrafschaft und Savoyen. Ein zusammenhängendes System kleiner Staaten wäre dadurch entstanden, welches für keine Macht etwas Bedrohliches hätte. Indem aber dieses System sich thatsächlich an Deutschland anlehnte, läge darin offenbar eine neue Sicherheit für die deutsche Westgrenze, und folglich auch eine große Erleichterung für das deutsche Militärsystem nach dieser Seite hin. Denn das Eine bedingt hier das Andere, und nur unter dieser Voraussetzung könnte sich das Militärsystem im westlichen Deutschland allmälig einem Milizsystem annähern. So lange uns hingegen die centralisirte französische Macht gegenüber steht, und so lange von da aus immer neue Angriffe zu besorgen sind, ist dies nicht thunlich. Hier müßte erst eine durchgreifende Veränderung eintreten, indem Frankreich alle seine aggressiven Positionen verlöre. Und dies wiederum, — sollte es nicht auf den Widerspruch der europäischen Mächte stoßen, — wäre nur unter der Bedingung erreichbar gewesen, daß hier kleine Staaten hergestellt wurden, wodurch sich an der deutschen Westseite ein besonderes Föderationssystem bildete.

Darauf lief diese Sache hinaus. Aber daraus erklärt sich auch, daß in dieser Richtung nichts geschehen ist. Es hätte zu der Politik von 66 in keiner Weise gepaßt, und eben diese Politik wurde auch für den Friedensschluß maßgebend, wobei man sich also in der Richtung auf Centralisation bewegte. Daran hängt gegenwärtig alles: ob Föderation oder Centralisation, denn je nachdem man das Eine oder das Andere anstrebt, verändern sich alle Gesichtspunkte. Das Werk von 66 war auf Centralisation gerichtet, und in diese Richtung ist man seitdem gebannt. Man kann nicht heraus ohne sein eignes Werk zu untergraben. So mußte es wohl geschehen, daß man

die ganze Aufgabe darin fand, dem centralisirten Frankreich ein möglichst centralisirtes Deutschland gegenüber zu stellen, und für dieses neue Deutschland eine gute militärische Position zu gewinnen. Was hingegen zwischen Deutschland und Frankreich liegt, erschien dabei als etwas Gleichgültiges, worauf bei dem Friedensschluß garkeine Rücksicht zu nehmen wäre. Und so zeigt sich auch dies wieder bestätigt, was ich früher als einen characteristischen Fehler hervorhob, nehmlich das Absehen von dem Verwachsensein des deutschen Körpers mit seiner Nachbarschaft, indem man Deutschland wie einen ganz für sich bestehenden Körper behandeln will, was es doch niemals gewesen noch werden kann. So viel im Allgemeinen.

Nun werde ich ferner sagen dürfen, daß von alle den Landgebieten, die von Frankreich hätten abgelöst werden sollen, nächst dem Elsaß gewiß Lothringen von unmittelbarster Wichtigkeit für uns gewesen wäre. Und von diesem hat man ja wirklich einen Theil in Anspruch genommen. Nachdem man also von allen anderen Abtretungen abgesehen, concentrirt sich auch hier grade die Friedensfrage, und was in diesem Punkte geschah, wirft zugleich ein Licht auf das ganze heutige System. Um deswillen habe ich darüber noch ein Mehreres zu sagen.

So appellire ich zuvörderst an Ihr eignes Gefühl, ob es nicht wirklich einen ganz anderen Eindruck gemacht hätte, wenn wir ganz Lothringen forderten, und zwar unter dem Titel der Wiederherstellung des alten Rechtes, als wenn wir nur ein Stück davon nehmen, ohne uns dabei auf irgend ein positives Recht zu berufen, sondern auf unsere bloße Convenienz, wonach wir also nehmen, was uns convenirt, weil wir die Macht zu nehmen haben? Daß dieser Theil von Lothringen zu Deutschland gehören soll, jener zu Frankreich, erscheint jetzt wie eine willkürliche und blos zeitweilige Bestimmung, welche bei nächster Gelegenheit wieder zu verändern sein möchte. Auf beiden Seiten wäre der Gedanke an solche Veränderung wie von selbst gegeben. Dabei wird das Land zerrissen, während es doch ein lebensfähiges Ganze bilden könnte. Die natürliche Hauptstadt wäre nach heutigen Verhältnissen Metz, als die bei

weitem wichtigste Stadt des Landes, wie sie auch ehemals eine wichtige Reichsstadt war, bekannt durch die dort erfolgte Publication der goldenen Bulle. Daß also von dieser Stadt aus das Herzogthum Lothringen regiert würde, gäbe der Zugehörigkeit desselben zu Deutschland den sprechendsten Ausdruck. Alles machte sich wie von selbst und ruhte doch auf alten Grundlagen. Aber wie fern freilich lagen solche Erwägungen für eine Politik, die vielmehr selbst mit der Beiseiteschiebung des alten geschichtlichen Rechtes begann, und sich heute selbst ins Angesicht schlagen würde, wollte sie von der Wiederherstellung eines alten Rechtes reden! Diese Politik kann sich nur auf strategische und commerzielle Rücksichten stützen, weil sie von vornherein eine bloße Machtpolitik ist. Um so auffallender erscheint dabei, warum man gleichwohl das für die Vertheidigung des Elsaß so wichtige Belfort aufgab, welches immer zum Elsaß gehörte.

Sie werden mir nicht entgegnen, daß die Zurückforderung von ganz Lothringen den Krieg ins Unabsehbare verlängert haben würde. Frankreichs Widerstandskraft war gebrochen. Man konnte Lothringen haben, wenn man es haben wollte, aber man hat es nicht haben wollen. Und gewiß deshalb nicht, weil man diesen Besitz weit eher für einen Nachtheil als für einen Vortheil ansehen zu müssen glaubte. Vom gothaischen Standpunkte aus betrachtet ist das auch ganz richtig. Lothringen erschiene da nur als ein störendes Element, um seiner wälschen Bevölkerung willen, denn das neue Reich soll ein reiner Nationalkörper sein. Es scheint zwar, dazu stimmen auch die preußischen Polen nicht, aber die sind eben Preußen, und da Preußen kurzweg für deutsch gilt, so sind auch die preußischen Polen kurzweg Deutsche, die wälschen Lothringer hingegen blieben freilich Wälsche! Wir kennen diesen Widerspruch schon. Deshalb nimmt man also nur Metz, welches aus strategischen Rücksichten für unentbehrlich gilt, und um deswillen die Bevölkerung dieser Stadt wie der Umgegend nun allerdings für deutsch erklärt werden muß, weil das neue deutsche Reich nur von Deutschen bewohnt werden kann.

Sagt doch die Reichsverfassung ausdrücklich, daß sie für die Wohlfahrt des „deutschen Volkes" bestimmt sei. Was unter dieser Verfassung lebt, muß folglich deutsches Volk sein, und wäre es das nicht, so wird es durch die Verfassung selbst dem deutschen Volke einverleibt.

Man könnte an den berüchtigten Satz denken cujus regio illius religio, dem entsprechend es hier heißen würde: cujus regio illius natio. Mag es dann auch weniger hart erscheinen den Leuten eine Nationalität aufzuzwingen als eine Religion, so ist es doch andererseits um so naturwidriger. Sonst pflegten ja die Nationalitäten geboren zu werden, weshalb sie eben Nationalitäten heißen, nach diesem System hingegen werden sie von oben herab decretirt und von Staatswegen gemacht. In Rußland geschieht das auch, indem die unter russischer Herrschaft stehenden Polen für Russen erklärt werden, und die Deutschen der Ostseeprovinzen haben bald vielleicht dasselbe zu erwarten. Wir sehen das mit Entrüstung und nennen es Absolutismus. Was hingegen bei uns geschieht, ist freilich etwas anderes, und heißt darum Nationalliberalismus.

Aber, höre ich Sie sagen, Du willst ja sogar ganz Lothringen deutsch machen, während es sich jetzt nur um einen kleinen Theil handelt, der sich der politischen Nothwendigkeit wie einer Schicksalsfügung unterwerfen muß. Und fürwahr, da wäre ich wohl selbst in den äußersten Widerspruch hinein gerathen, wenn es sich wirklich so verhielte. Es verhält sich aber anders. Ich will nicht den geringsten Theil der lothringischen Bevölkerung deutsch machen noch auch für deutsch erklärt wissen, sondern ich will das Land nur in den deutschen Bund aufgenommen haben, wobei das Volk so wälsch bleiben mag, als ihm beliebt, Es kommt mir nicht in den Sinn die wälschen Lothringer für Deutsche anzusehen, wie sie es auch ehemals, so lange Lothringen zum Reiche gehörte, nicht waren. Die Leute sind eben Lothringer und sollen auch für nichts anderes gelten. Ueberhaupt will ich keine Eroberungspolitik geführt wissen, sondern weit eher eine Befreiungspolitik, wonach die von Frankreich abzutretenden

Länder nicht etwa zu deutschen Provinzen würden, — dergleichen das ehemalige Reich gar nicht kannte, — sondern sich selbst sollen sie wiedergegeben werden. Und ich darf dies in Wahrheit einen Act der Befreiung nennen, weil jene Länder einst gewaltsam unter französische Herrschaft gebracht wurden. Obwohl nun die französische Centralisation im Laufe der Zeit überall das Gefühl der Selbständigkeit erstickt hat, so daß die wälschen Lothringer sich heute selbst wie Franzosen ansehen, weil sie gar keine Vorstellung eines anderen Zustandes mehr haben, als von Paris aus durch den Telegraphen regiert zu werden, so kann sich das auch wieder ändern. Man stelle das Herzogthum Lothringen her, mit einem selbständigen Fürsten an der Spitze, und bald werden sich die Leute wieder als Lothringer fühlen und sich nicht im geringsten nach der pariser Herrschaft zurücksehnen. Noch lebt selbst das alte lothringische Fürstenhaus in Oesterreich fort, es bedürfte hier nicht der immerhin mißlichen Begründung einer neuen Dynastie.

Wäre es wirklich auf eine Wiederherstellung Deutschlands abgesehen, — was stimmte besser dazu als solche Wiederherstellung des Herzogthums Lothringen unter seinem alten Fürstenhause! Wäre es doch wie eine thatsächliche Erklärung, daß die seit Jahrhunderten von Seiten Frankreichs geübte Gewaltpolitik hiermit für beseitigt gelten solle. Denn grade mit der Wegnahme der lothringischen Bisthümer und der Reichsstadt Metz hatte das französische Raubsystem begonnen, und das grade bezeichnete den beginnenden deutschen Verfall, daß das Reich diese Gewaltthat hinterher anerkennen mußte. So wäre denn die Wiederherstellung Lothringens zugleich die thatsächliche Bekundung der Wiedererhebung Deutschlands. Bestände nun heute noch der alte Bund, oder nur überhaupt irgend ein wirklicher Bund, so hätte es auch gar keine Schwierigkeit, daß das wälsche Lothringen dazu gehörte. Das Land übernähme seine Bundespflichten, und die wichtigsten Festungen würden als Bundesfestungen behandelt werden, in seinen inneren Angelegenheiten aber regierte sich das Land selbst. Seine

Zugehörigkeit zum Bunde hätte nicht etwa die Bedeutung, daß es der Nationalität nach deutsch geworden wäre, sondern vielmehr, daß es in dem Bunde den Schutz und die Gewähr seiner Selbständigkeit fände. Nach dem heutigen System hingegen ist an alle das garnicht zu denken. Dieses System geht auf Centralisation und Gleichförmigkeit, die jede wirkliche Selbständigkeit der einzelnen Glieder ausschließt. Und wenn eine österreichische Dynastie in Lothringen offenbar zugleich wie eine Klammer wäre, wodurch Oesterreich wieder in die deutschen Angelegenheiten hineingezogen würde, so ist heute vielmehr die Ausschließung Oesterreichs die Grundbedingung des neuen Reiches. Wenn dem aber so ist, so finde ich darin nur einen neuen Beweis dafür, daß dieses neue Reich auch nicht zu einer wahren Wiederherstellung Deutschlands führen kann.

Ich behaupte dies nicht blos wegen Lothringens, weil dieses Land nicht in das neue Reich hinein passen würde, sondern es schließen sich daran zugleich Fragen an, welche das ganze westliche Grenzgebiet betreffen. Darum insbesondere auch die Zukunft von Holland, Belgien und der Schweiz. Gehören diese Länder schon seit lange nicht mehr zu Deutschland, so haben sie gleichwohl eine besondere Wichtigkeit für Deutschland, und wie sie in früheren Zeiten zum Reiche gehörten, so haben sie späterhin grade an Deutschland eine wesentliche Stütze ihrer Selbständigkeit gefunden. Andererseits meine ich, hätte auch Deutschland ein wesentliches Interesse daran, diese Länder so viel als möglich wieder in das deutsche System hineinzuziehen, so daß sie jedenfalls als bundesverwandt gelten müßten. Aber wie wäre das nach den heutigen Centralisationsmaximen zu ermöglichen, welche vielmehr abstoßend auf diese Länder wirken? Sie sehen sich dadurch in ihrer ganzen Existenz bedroht, weit mehr sogar als ihnen bis dahin Frankreich bedrohlich erscheinen mußte. Daher die Sympathie für Frankreich, die sich dort in dem jüngsten Kriege zeigte. Diese eben so unbestreitbare als beklagenswerthe Thatsache scheint zum Nachdenken aufzufordern. Wir werden uns klar darüber werden müssen, wie wir in Zukunft

diese Länder zu behandeln hätten. Und das hängt eng mit der lothringischen Frage zusammen.

Bestände ein neues Herzogthum Lothringen, — oder vielleicht möchte es heute ein Königreich heißen, — und wäre dasselbe ein Glied des deutschen Bundes, so läge darin zugleich eine wichtige Gewähr für die in Rede stehenden Nachbarstaaten. Die Gefahr einer Vergewaltigung von Seiten Frankreichs wäre sehr vermindert, ohne daß dafür die Gefahr einer Vergewaltigung von Seiten Deutschlands entstände. Die Wiederherstellung eines selbständigen Lothringens wäre vielmehr wie die ausdrücklichste Erklärung, daß auch in Zukunft noch kleine Staaten fortbestehen sollen. Statt dessen scheint die Politik von 66 auf den Untergang aller kleinen Staaten hinzuzielen, und seitdem fühlen sich Holland, Belgien und die Schweiz bedroht. Hatten diese Staaten früherhin nur die eine gefährliche Nachbarschaft des centralisirten Frankreichs, so ist seit 59 ein centralisirtes Italien entstanden, und kommt jetzt endlich noch ein centralisirtes Deutschland hinzu, so scheint der Fortbestand dieser Staaten in Zukunft unmöglich.

Von Deutschland, sage ich, hängt es zuletzt ab, ob wir der allgemeinen Centralisation entgegengehen, oder ob vielmehr eine föderative Entwicklung zur Geltung kommen soll. Und insbesondere ist es die westliche Seite Deutschlands, wo sich die ganze Frage conzentrirt. Denn hier ist der natürliche Boden des föderativen Princips, und an dieser Seite liegen auch die kleinen Nachbarstaaten, deren Existenz dabei mit in Frage kommt. Thatsächlich ist auch grade das westliche Deutschland immer das am meisten individualisirte Gebiet gewesen, bis erst durch 66 die große Veränderung eintrat, wodurch seitdem wenigstens die ganze nördliche Hälfte der Centralisation unterworfen, und damit überhaupt die Zukunft des föderativen Princips in Frage gestellt ist. So viel bedeuten hier die preußischen Annexionen! Wie unrichtig wäre es, diese Sache nur nach der materiellen Bedeutung der annectirten Länder zu beurtheilen, nein, es liegt die Frage

der ganzen deutschen Zukunft darin, und die daraus entspringenden Rückwirkungen betreffen ganz Europa!

Zu so weit reichenden Aussichten hat uns also die Betrachtung Lothringens geführt. Und doch ist die Sache damit noch nicht erschöpft. Denn kaum minder wichtig wäre es, daß durch ein selbständiges Lothringen zugleich ein neuer Stützpunkt einer eigenthümlichen Geistesbildung gewonnen werden könnte. Ist die wälsche Bevölkerung dieses Landes sprachlich mit Frankreich verbunden, so war sie doch früherhin nach Sitten und Einrichtungen weit eher germanisch. Auch ist davon noch manches geblieben, so daß das Ganze noch keineswegs den rein französischen Typus trägt. Lothringen würde also in Zukunft wieder werden, was es vor der französischen Eroberung war, d. h. ein Uebergangsland. Ein Mittleres zwischen Deutschthum und Franzosenthum, grade wie auch Belgien ein solches Mittleres ist. Daß dann diese beiden Uebergangsländer neben einander bestänben und sich gegenseitig zur Stütze dienten, würde die Unabhängigkeit ihrer Geistesentwicklung von den pariser Einflüssen sehr wesentlich befördern. Und das scheint mir von großer Wichtigkeit, daß hier eine Bildung entstände, welche nach Sprache und Formen französisch, ihrer Substanz nach aber germanisch wäre. Grade einer so centralisirten und exclusiven Nationalität gegenüber, wie es die französische ist, kommt darauf um so mehr an.

In der That ist die Existenz eines solchen Uebergangsgebietes so altbegründet, daß sie schon bis auf den berühmten Theilungsvertrag von Verdun zurückreicht, wonach das ganze Land vom Rhein bis zur Schelde, Saone und Rhone ein Mittelgebiet zwischen Deutschland und Frankreich bildete, damals dem Kaiser Lothar zugetheilt, von welchem bekanntlich der Name Lothringens herrührt. Seitdem ist dieses Gebiet fast immer streitig geblieben. Während des Mittelalters zum großen Theile, wenn auch unter losen Formen, mit dem Reiche verbunden, ist dann das Meiste stückweise von Frankreich absorbirt worden. Und in demselben Maße, als hier die französische

Herrschaft fortschritt, steigerte sich die centralisirende Richtung des französischen Geistes, dessen Einfluß auf Deutschland auch grade von der Eroberung der lothringischen Bisthümer herdatirt. Soll jetzt eine Wendung zum Besseren beginnen, so muß auch dieses Mittelgebiet, so weit es noch nicht ganz dem französischen Wesen verfallen ist, gerettet und wiederhergestellt werden. Und für Deutschland wäre in dieser Hinsicht Lothringen der nächstliegende wie der wichtigste Theil.

Möchte man sich nur nicht dem Wahne hingeben, daß ein sicherer Friedensstand allein durch diplomatische Combinationen und militärische Machtmittel zu begründen sei. Das Entscheidendste ist doch die Gesinnung der Völker: ob sie zu friedlichem Nebeneinanderleben gestimmt sind oder Eroberungstendenzen hegen. Und eben zur Beförderung der friedlichen Gesinnung soll hier das Mittelgebiet dienen, wo der Gegensatz zwischen Franzosenthum und Deutschthum seine Ausgleichung fände. Mit den beschränkten Nationalitätstheorien unserer Tage, wonach jedes Land nur einen durchgreifenden Typus tragen, und Staat und Nationalität zusammenfallen soll, ist diese Sache nicht zu fassen, sondern hier handelt es sich vielmehr um das Gegentheil: daß Staat und Nationalität auseinanderfallen. Ich sage, es muß hier Gebiete geben, die in gewissem Sinne germanisch sind, in gewissem Sinne aber nicht. Und was dann von diesen Gebieten zu Deutschland gehörte, würde doch in anderer Weise dazu gehören, als die Landschaften des inneren Deutschlands. Denn Lothringen könnte doch nicht ganz eben so behandelt werden wie etwa Würtemberg oder Sachsen, sondern es müßte eine Sonderstellung einnehmen. In dem ehemaligen Reiche, und selbst zur Zeit seiner höchsten Macht, haben solche Verhältnisse immer bestanden. Heute hingegen will man nur Gleichförmigkeit, und was zum neuen Reiche gehört, das soll auch durch und durch deutsch sein, selbst wenn die deutsche Nationalität eine reine Fiction wäre, wie im preußischen Polen vor Augen liegt.

Habe ich nun schon vielfach gezeigt, wie man auf solche

Abwege gerathen, so muß ich es endlich als eine neue Ursache der Verirrung hervorheben, daß man die wahre Idee des Reiches verloren hat. Davon wird jetzt besonders zu reden sein.

Sechsundzwanzigster Brief.

Staat und Reich.

Wie sonderbar ist es doch, daß unsere Nationalliberalen, welche sich als die eigentlichen Wortführer der gegenwärtigen Entwicklung gebärden, fort und fort von dem deutschen „Staate" reden, der endlich glücklich zu Stande gebracht sei, indessen dieser deutsche Staat sich vielmehr das „deutsche Reich" nennt, zu welchem dann auch der Reichstag und Reichskanzler gehört, und um das Befremden zu steigern, noch ein Bundesrath hinzukommt. Sonderbarer Staat, in welchem es einen Bundesrath giebt! Oder sollte er vielleicht ein Bundesstaat sein, — warum nennt er sich nicht so, sondern will durchaus das Reich heißen? Bezeichnen denn diese Ausdrücke ganz dasselbe, oder soll das Reich nur ein hochtönender Name sein, der hier als captatio benevolentiae dienen möchte, weil er das Volksgefühl für sich hat? Denn allerdings klingt der Name des deutschen Reiches ganz anders für das deutsche Ohr, als wenn es der deutsche Staat hieße. Aber doch gewiß nicht um des bloßen Schalles willen, sondern weil dieser Name Vorstellungen erweckt, die, so dunkel und verworren sie sein mögen, doch immer die Ahnung in sich schließen, daß das Reich etwas anderes und etwas höheres sein soll als ein Staat. Aber leider hat man auch nur eine Ahnung davon, denn was die eigenthümliche Idee

des Reiches sei, darüber fehlt so sehr ein klares Bewußtsein, daß der Name des Reiches wirklich zum leeren Schall wird, der grade nur dazu dient, um unter der Firma des deutschen Reiches vielmehr den deutschen Staat vorzubereiten. Und so haben unsere Nationalliberalen, indem sie fortwährend vom deutschen Staat reden, in der That nur das Geheimniß des wirklichen Vorganges verrathen.

Warum giebt sich doch Herr von Treitschke so viel Mühe, uns den fortwährenden Parallelismus der deutschen Entwicklung in letzter Zeit mit den Ereignissen in Italien vor Augen zu legen, wobei zugleich die Ansicht hindurchblickt, daß die Italiener doch eigentlich schneller zum Ziele gelangt seien, indeß wir in Deutschland noch immer auf halbem Wege ständen? Du lieber Himmel, der Parallelismus ist ja seit den Annexionen mit Händen zu greifen! Und wenn es blos auf Einheit ankommt, so haben die Italiener wirklich besser verstanden die störende Mannigfaltigkeit zu beseitigen, und ganz Italien in die Form eines einfachen Staates zu bringen, während der deutsche Staat noch immer im Werden begriffen ist, so lange außer Preußen noch andere deutsche Staaten fortbestehen. Provinzen müssen daraus gemacht werden, dann erst wird der deutsche Staat vollendet sein und dem italienischen ebenbürtig zur Seite stehen!

Sehen Sie auch hier wieder, wie viel auf Ideen ankommt, die, wie man oft meint, auf bloße Schulfragen hinausliefen, hinterher aber beherrschen die Ideen die Praxis. Denn wirklich ist es die Staatsidee, worauf die ganze Entwicklung seit 66 beruht, insoweit überhaupt noch etwas von einem Princip darin liegt. Man will aus Deutschland einen Staat machen, nennt aber den Staat das Reich, um mit diesem Namen das Volksgefühl zu gewinnen, mundus vult decipi. Und die Nation geht auf diese Täuschung ein, weil sie ihrerseits selbst nur den Staatsbegriff im Kopfe hat, vom Reiche hingegen blos den Namen kennt, der zwar zu ihrem Herzen spricht, aber keinen bestimmten Inhalt für sie bezeichnet.

Denn was das Reich sei, darüber fehlt selbst der herrschenden Wissenschaft jedes Bewußtsein, geschweige dem größeren Publikum.

Jetzt erinnere ich Sie an meine früheren Erklärungen über den Gang der deutschen Philosophie, als des sprechendsten Zeugnisses der Sich-selbst-Entfremdung des deutschen Geistes. Wie nemlich diese Philosophie sich je mehr und mehr in eine Welt der Abstraction verlor, so verlor sie auch die Idee des deutschen Gemeinwesens d. i. des Reiches, woran nur Leibnitz noch fest hielt. Die späteren Philosophen hingegen wissen nur vom Staat, grade als ob überhaupt keine andere Art von Gemeinwesen denkbar sei. So Kant und Hegel, und selbst Stahl, der sich doch seiner geschichtlichen Auffassung rühmt, kennt nur den Staat, und entwickelt demnach eine Lehre, welche für das Verständniß deutscher Angelegenheiten ganz eben so unbrauchbar ist als die hegelsche. Nur die Reichspublicisten sprachen zu ihrer Zeit noch vom Reiche, als von einer positiven Existenz, von der Idee der Sache aber wußten sie auch nichts, und die eigentlichen Theoretiker sprachen garnicht davon. Es war seitdem wie selbstverständlich, daß ein politischer Denker und Schriftsteller sich nur mit dem Staat zu beschäftigen hat. Die politische Wissenschaft selbst nennt sich ja Staatslehre, und folglich (so scheint es) kann auch ihr Gegenstand nur der Staat sein. Plausibel genug, die Sache ist aber die, daß die Staatslehre hier über sich selbst hinausgehen muß, um ein höheres Wesen zu begreifen als es der Staat ist. Gewiß liegt darin eine große Schwierigkeit, daß eine Wissenschaft über sich selbst hinaus gehen soll. Allein da hilft nichts, und läßt man die Schwierigkeit bei Seite, so erscheint sie hinterher in einer anderen Gestalt nur um so größer, weil die Staatslehre doch jedenfalls vom Völkerrecht reden muß, und somit auch von der Völkergesellschaft, die gleichwohl etwas sehr anderes ist als ein Staat. Genug, die Idee des Reiches ist nach Leibnitz gänzlich verloren gegangen und mußte in unseren Tagen erst wieder entdeckt werden. Ich glaube mich für den näheren Nachweis dieser Behauptungen auf meine früheren Schriften berufen zu dürfen,

insbesondere auf meine „Naturlehre des Staates". Hier kann ich nur einige characteristische Punkte hervorheben.

Am einfachsten, wir gehen von der Etymologie aus, wodurch uns von vornherein der fremdländische Ursprung des Wortes „Staat" entgegen tritt, so eingebürgert dasselbe auch heute sein mag. Es liegt etwas Fremdes darin, und wie mit dem Namen so verhält es sich zugleich mit der Sache. Wirklich hat man auch in Deutschland erst im sechszehnten Jahrhundert vom Staat zu reden begonnen, also grade von da an, von wo auch der Verfall des deutschen Nationalkörpers begann, und je mehr man seitdem vom Staate sprach, um so mehr verfiel das Reich. Die Italiener hatten aus altrömischen Reminiscenzen die ragione di stato zusammengebraut, die Franzosen schwatzten von der raison d'état und die Deutschen schwatzten das nach, zunächst in schwerfälligem Gelehrtenlatein. Chemnitz (Hippolytus a Lapide) schrieb das zu seiner Zeit so berühmte Buch „De ratione status in imperio nostro romano germanico". Das Reich war aber kein Staat und konnte kein Staat werden, die größeren Reichsstände hingegen wurden von da an zu eigentlichen Staaten, und indem nun diese nach ihrer Staatsraison handelten, so wurde dadurch der alte Reichsverband gesprengt. Also grade die Staatsraison hat Deutschland zu Grunde gerichtet. Wie das Wort „Staat" aus dem Lateinischen kommt, von stare, so darf man sagen: der Staat im eigentlichen Sinne ist ein römisches und romanisches Product. Das ursprüngliche Gemeinwesen deutscher Völker ist hingegen das „Reich", was schon seiner Etymologie nach ganz andere Vorstellungen erweckt, nemlich das Zusammenfassen einer gegebenen Fülle. So sagen wir auch das „Pflanzenreich", das „Thierreich", während wir andererseits auch von „Thierstaaten" sprechen, wie etwa von den Ameisen, was dann aber etwas gänzlich anderes bezeichnet. Ferner ist das Wort zugleich ein Eigenschaftswort in dem Sinne von dives, womit wir viele Zusammensetzungen bilden, wie „freudenreich", „siegreich" u. s. w., wie desgleichen auch das Zeitwort „reichen" in verschiedenen

Zusammensetzungen auftritt. Das Wort „Reich" also lebt in unserer Sprache, und ich sage, daß die klassischen Völker keine so umfassende und zugleich so edle Bezeichnung für ihr Gemeinwesen hatten. Was ist dagegen die Polis, oder Civitas, Regnum und Respublica? Oder gar das altrömische Imperium, dessem Name nur auf Herrschaft deutet, und zwar nach dem ursprünglichen Sinn auf das militärische Commando, wie denn auch das Imperium eben dadurch aus der Respublica entstand, daß die öffentliche Gewalt auf die Armee überging und sich in dem Chef derselben conzentrirte. Ein neues deutsches Reich hingegen würde umsomehr zur Satyre auf seinen Namen werden, je mehr es dem altrömischen Imperium ähnlich sähe. So edel ist der Name des Reiches, daß er uns zugleich zur Bezeichnung des Ueberirdischen dient, indem wir von einem Geisterreich reden, von dem Himmelreich und von dem Reiche Gottes, um dessen Kommen wir im Vaterunser beten. Wer möchte statt dessen von einem Himmelsstaat reden? Ich meine, man hat ein Gefühl davon, wie ungehörig das wäre. Und warum wäre es wohl ungehörig, wenn die Idee des Reiches nicht wirklich auf etwas anderes zielte als die Idee des Staates? Nemlich auf das freie Umfassen einer unendlichen Fülle, denn so nur können wir uns ein Himmelreich denken. Ein himmlisches Imperium aber — davor bewahre uns der Himmel!

Ist also die Staatsidee römischen und romanischen Ursprungs, das germanische hingegen das Reich, so erhielt das Reich in Deutschland doch noch einen anderen und volleren Sinn als bei anderen germanischen Völkern. Durch eine Vergleichung wird uns das leicht erkennbar werden. Auch England wurde ja ein germanisches Land durch Einwanderung der Angelsachsen, und in gewissem Sinne sogar Frankreich durch die Franken, — woher geschah es denn nun, daß Deutschland sich bald als etwas ganz anderes darstellte als England und Frankreich? Ich finde die Haupturſache darin, daß es in England wie in Frankreich ein herrschendes Volk gab, nemlich dort die Angelsachsen und hier die Franken, in Deutschland hingegen

gab es mehrere Volksstämme, wie die Sachsen, die Franken, die Schwaben u. s. w., alle unter sich so verschieden, daß sie nicht als eine homogene Masse behandelt werden konnten, und alle von solchem Selbstgefühl beseelt, daß keiner sich dem anderen unterwerfen wollte. Selbst schon die verschiedene Weise der Benennung dieser drei Länder giebt davon Zeugniß. Empfing England seinen Namen von den Angeln wie Frankreich von den Franken, so heißt hingegen Deutschland nicht nach einem herrschenden Stamm, sondern deutsch sind sie alle: die Sachsen, wie die Franken, die Schwaben u. s. w. Es ist nicht der Name eines besonderen Stammes, sondern der Name bezeichnet das allen Stämmen Gemeinsame, so daß gewissermaßen etwas Ideales darin liegt; grade wie wir das Wort „deutsch" noch heute oft so gebrauchen, daß es mehr ein geistiges Prädicat wie einen realen Volkscharacter bezeichnen soll. Im Zusammenhang damit steht die merkwürdige Thatsache, daß wir bei anderen Völkern so verschiedene Namen haben: die Engländer nennen uns Germanen, die Franzosen Allemannen, die Italiener Teutsche, die Slawen Niemzi. Hätte es bei uns einen herrschenden Stamm gegeben, so würden uns auch andere Völker danach benannt haben und wir hätten überall denselben Namen, grade wie die Franzosen überall Franzosen heißen. Weil es aber verschiedene deutsche Stämme gab, und das allen Gemeinsame nicht so äußerlich in die Sinne fiel, daß es von vornherein einen festen Eindruck gemacht hätte, geschah es um so leichter, daß man uns verschiedene Namen gab. Das ist die Eigenthümlichkeit Deutschlands nach seiner ursprünglichen Anlage. Auch Schweden, Norwegen und Dänemark hatten nur je einen herrschenden Stamm, Deutschland hingegen war von Anfang an vielstämmig, die deutsche Nation in sich selbst ein Volk von Völkern. Indem also die deutschen Stämme zu einem Ganzen zusammentraten, war die wesentliche Grundlage ihres Gemeinwesens ein Bundesverhältniß. Darauf beruhte auch noch das mittelalterliche Reich, in welchem der föderative Grundzug nie zu verkennen war, nur modifizirt durch die feudalen Formen jener Zeit; immer war es eine Art von Föderativ-

verfassung. Centralisationstendenzen sind undeutsch. Ueberhaupt aber erklärt sich daraus, warum die deutsche Entwicklung eine ganz andere Richtung nehmen mußte als in Frankreich, in England und selbst in Skandinavien. Dort war die Grundlage einfach, bei uns hingegen mannigfaltig. Daher die Unmöglichkeit, daß dieselben Verfassungsformen, die sich späterhin in England oder Frankreich ausbildeten, hinterher auf Deutschland übertragen werden könnten. Sei es der Parlamentarismus oder der Constitutionalismus, — es gehört eine homogene Masse dazu, und so gewiß solche homogene Masse bei uns nie bestand und auch heute noch nicht besteht, so gewiß gehört etwas ganz anderes dazu um die deutsche Frage zu lösen. Deutschland kann keine constitutionelle Monarchie werden, gleichviel ob mit oder ohne parlamentarische Regierung. Wer nur ein wenig von politischer Analysis versteht, wird darin von vornherein einen Ungedanken erblicken. Grade das aber ist die Ursache aller verkehrten Unternehmungen, daß man wirklich darauf ausgeht, Deutschland zu etwas Aehnlichem machen zu wollen wie England oder Frankreich. Darauf beruht auch das Werk von 66, welches nach dieser Richtung hin wohl als der größte Fortschritt gelten dürfte.

Eine innere Mannigfaltigkeit war in Deutschland von Anfang an gegeben, das Reich nur wie der Rahmen, der das Ganze umschloß. Selbst eine überströmende Kraft, die keine abgeschlossene Form gestattet, vertrug sich doch gleichwohl mit dem Reiche. Und eben deshalb entsprach die Reichsidee nur um so besser den angebornen Trieben der deutschen Nation. War dieselbe doch der Kern des ganzen Germanenthums, und germanisches Blut durchströmte nach der großen Völkerwanderung den ganzen europäischen Körper. Es wäre damals nicht zu sagen gewesen, wo Deutschland anfing und wo es aufhörte. Und grade so hat dann das mittelalterliche Reich als der Inbegriff der ganzen Christenheit gegolten, der Kaiser als der Schirmherr alles Rechtes auf Erden. Unserer heutigen Denkweise sind solche überschwenglichen Vorstellungen, wie sie etwa Peter von Andlo entwickelt, schwer verständlich. Noch

befremdlicher mag es uns klingen, wenn wir sogar die Reichspublicisten des siebzehnten Jahrhunderts noch mit solcher Ehrfurcht von dem Reiche sprechen hören, wie wenn es ein ganz universales Institut wäre, man erkennt aber umsomehr daraus, wie tief diese Idee eingedrungen sein mußte. Selbst in den letzten Zeiten, wo das Reich nur noch als ein todtes Gerüst fortbestand, hatten die überlieferten Formen und Symbole noch immer nicht alle Wirkung verloren. Empfängliche Geister fühlten den tiefen und schönen Sinn, der ursprünglich darin lag. So erzählt auch Goethe davon, welchen lebhaften Eindruck der alte Reichspomp auf sein junges Gemüth gemacht hatte. Ich meine, Goethe wäre ohne das alte Reich nicht Goethe geworden, und hätte insbesondere nicht seinen Faust geschaffen, der ohne den Hintergrund des Reiches nicht denkbar wäre. Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß alle die großen Denker, Dichter und Künstler, deren wir uns rühmen können, wenigstens nach ihren Jugendjahren noch der Zeit des Reiches angehörten, und von dem nach Auflösung des Reiches gebornen Geschlechte nicht wieder erreicht wurden, so daß man sagen muß: die Nation hat seitdem an *idealer* Kraft verloren. Aber lassen wir das fallen, um noch weiter von den characteristischen Eigenschaften des Reiches zu sprechen.

Wir kennen nun also den ursprünglichen Unterschied Deutschlands von England und Frankreich. Gab es in diesen Ländern einen herrschenden Stamm, so konnte sich dort auch eine durchgreifende Gewalt bilden, die das Ganze je mehr und mehr dem eigentlichen *Staate* ähnlich machte. In Deutschland hingegen mußte im weiteren Fortschritt nur umsomehr der Unterschied des Reiches vom Staate hervortreten, indem hier nur die einzelnen Glieder in gewissem Sinne zu Staaten wurden, das Ganze aber etwas durchaus anderes als ein Staat, sondern der Staat nur ein untergeordnetes Moment des Reiches. Ein Doppelleben entsprang daraus, indem jede Landschaft einerseits etwas für sich war, andererseits ein Glied des Reiches. Und so war auch das Reich etwas für sich, der *Kaiser* aber das von den Gliedern des Reiches erkorne Oberhaupt des

Reiches. Das Ganze hieß dann „Kaiser und Reich", so daß der Kaiser zwar die höchste Würde und Gewalt inne hatte, aber nicht nach eignem Rechte, sondern nach dem Rechte des Reiches. Daher hießen auch die im Reiche bestehenden Behörden und Aemter nicht etwa kaiserlich, sondern sie trugen den Namen des Reiches, wie das Reichskammergericht und der Reichshofrath; an der Spitze der Reichsarmee standen nicht kaiserliche Generale sondern Reichsgenerale. Und so noch viele Bezeichnungen, welche denselben Gedanken verrathen, daß alle Autorität auf dem Reiche ruht. Ganz anders als in unseren Monarchien, wo sich die öffentlichen Behörden königlich nennen, indem ihre Würde und Autorität nur als ein Ausfluß der königlichen Machtvollkommenheit gilt. Und grade in Preußen hat dieses Princip die durchgreifendste Geltung erlangt, wie sich auch aus der Genesis des modernen preußischen Staates sehr wohl begreift, weil derselbe wirklich erst durch seine Regenten zu Stande gebracht wurde. Aber war etwa das alte Reich aus dem Kaiserthum hervorgegangen, und nicht vielmehr das Kaiserthum aus dem Reiche? Ist also der preußische Staat etwas durchaus anderes, als einst das deutsche Reich war, zu welchem er sogar in vieler Hinsicht den Gegensatz bildet, — welch ein Reich könnte es wohl sein, welches jetzt durch Preußen zu Stande gebracht werden, und von welchem grade Preußen den Hauptbestandtheil bilden soll, dem zugleich die Herrschaft über das Ganze zukäme? Entweder müßte dann Preußen seinen bisherigen Character aufgeben, — was seinen eignen Untergang bedeutete, — oder das neue Reich wird kein wirkliches Reich werden, sondern in Wahrheit nur ein vergrößertes Preußen sein.

Wesentlich war ferner für das Reich, daß die kaiserliche Gewalt, weil sie selbst vom Reiche ausging, weder an irgend ein Land noch an eine Dynastie gebunden sein konnte, sondern als schwebend über dem Ganzen nothwendig auch als beweglich gedacht werden mußte. Daher die Wählbarkeit der Kaiser, und unter Umständen auch die Absetzbarkeit derselben. Wesentlich desgleichen, daß das Reich keine Haupt-

stadt hatte, sondern wo sich die Reichsstände um den Kaiser versammelten, da war die Reichsgewalt. Auch wurden die Reichsversammlungen nicht in der kaiserlichen Residenz und Hofburg gehalten, sondern in den Reichsstädten, wo der Kaiser zum Reichstag kam, nicht aber der Reichstag zum Kaiser.

Es ist ja allerdings richtig, daß bei solcher Einrichtung eine stetige und überall eingreifende Reichsregierung unmöglich war, und ohne Zweifel entsprangen daraus viele Unzuträglichkeiten. Dafür aber war die Selbständigkeit der Glieder um so gesicherter, und so lange das alte Reich noch ein wirkliches Leben besaß, war damals in Deutschland mehr Freiheit zu finden als in irgend einem anderen Lande. Keine deutsche Landschaft hatte das niederdrückende Gefühl einer Provinz, welche alle ihre Impulse von einer fernen Hauptstadt her empfängt, sondern jede regierte sich selbst, und konnte unter Umständen die Ehre haben auch die Reichsregierung in ihrer Mitte zu sehen. Und so wird man zugeben, wie sehr hier der Vortheil den Nachtheil überwog. Bedenklicher mögen die inneren Unruhen und Kämpfe erscheinen, welche durch die Kaiserwahl veranlaßt wurden, ich frage aber: ob denn etwa Frankreich oder England, wo es keine Königswahl gab, um deswillen weniger von inneren Kämpfen heimgesucht waren als Deutschland? Es war die allgemeine Unbändigkeit damaliger Zeiten, und es war das Feudalsystem, woraus die inneren Kämpfe entsprangen, nicht die Kaiserwahl als solche. Und wie viel mehr bedeutende Persönlichkeiten zeigt die Reihe der deutschen Kaiser, so lange das Kaiserthum noch etwas Wirkliches war, wenn man sie mit den gleichzeitigen Königen von Frankreich, oder England vergleicht! Keine Frage, daß die ganze damalige französische und englische Geschichte, neben der deutschen gehalten, den Eindruck eines viel niedrigeren Treibens macht. Aber wie man auch darüber denken möchte, — für das deutsche Reich, welches von Anfang an auf dem freien Nebeneinanderbestehen verschiedener Volksstämme beruhte, ergab sich die Wählbarkeit des gemeinsamen Oberhauptes ganz von selbst

als das allein Mögliche und Zweckmäßige. Die ganze Nation wurde dadurch gehoben, daß sie das Bewußtsein hatte, keinen Herren über sich zu haben, als den sie selbst erkoren. Die deutsche Einheit sollte etwas Freies und Geistiges sein, und ich sage, daß damit alles zusammenhängt, was den deutschen Nationalgeist auszeichnet. Darum hat in Deutschland zu allen Zeiten eine größere Selbständigkeit des Denkens bestanden als in anderen Ländern, so daß die tiefsten wie die weitreichendsten Gedanken von Deutschland ausgingen.

Welch eine Wiederherstellung des deutschen Reiches, die damit beginnt, diesen eigenthümlichen Vorzug der deutschen Nation durch ein bis dahin unerhörtes Erbkaiserthum für immer zu beseitigen, und die deutsche Nationalentwicklung an ein materielles Centrum zu binden durch die Begründung einer großen Hauptstadt, welche mit der freien Mannigfaltigkeit des deutschen Wesens ganz eben so unvereinbar ist! Durch beides müßte Deutschland bald so sehr etwas anderes werden, daß es weit eher ein Abbild von Frankreich wäre als das alte Deutschland. Wie wenig muß man also von dem deutschen Wesen und von der deutschen Aufgabe verstehen, wenn man die Wichtigkeit dieser ungeheueren Veränderung so garnicht zu erkennen noch zu fühlen scheint, daß sie wie etwas Selbstverständliches gilt, was nicht einmal einer Ueberlegung werth wäre! Die Sache ist in Versailles verabredet und damit Deutschland auf einmal etwas anderes geworden, als es seit Tacitus gewesen. So einfach machen sich heute Weltbegebenheiten!

Hätte man hingegen begriffen, worauf es hier ankommt, so hätte man auch nie auf den Gedanken gerathen können, ein neues deutsches Reich durch Preußen begründen zu wollen. Denn was in dem Preußenthum lebt und was das Preußenthum repräsentirt, ist ja vielmehr die Staatsidee, die sich hier entwickelte im offenbaren Gegensatz zur Reichsidee, und wir haben gesehen, wie sehr das ganze moderne Preußen darauf beruht, daß es nur als Staat existirte. Eine wahre Staatsvergötterung entsprang daraus. Dazu noch die

frische Thatsache der Annexionen, womit die Begründung des neuen Reiches begann, und womit die Politik von 66 die handgreiflichste Erklärung darüber gegeben hat, wohin ihre Intentionen gerichtet sind, indem man selbständige Staaten in preußische Provinzen verwandelte. Wie paßt das zu einem deutschen Reiche, welches überhaupt keine Provinzen kannte? Die preußische Staatsidee freilich verträgt sich um so besser mit Provinzen, und wenn wirklich ganz Deutschland zu einem Staat werden soll, so wären wir auf dem graden Wege dazu. Der deutsche Staat, wie ihn die Nationalliberalen täglich im Munde führen, ist im raschen Werden begriffen. Handelt es sich aber um ein deutsches Reich, dessen Name kein bloßer Schall wäre, so sind wir davon weiter entfernt als zur Zeit des alten Bundes.

In dem Bunde lebte ja wirklich noch Vieles fort, was zu dem Wesen des ehemaligen Reiches gehört hatte. Insbesondere nach seiner republikanischen Seite, die doch der Bund unstreitig hatte, so gewiß als jeder Bund an und für sich etwas Republikanisches ist. Auch das alte Reich war nie eine eigentliche Monarchie gewesen, das bezeugt die oben erwähnte Formel von „Kaiser und Reich", welche durch die Kaiserwahl ihre augenfälligste Bewährung erhielt. Ich meine zwar nicht, — wie man oft so obenhin sagt, — daß das alte Reich kurzweg ein Mittelding zwischen Monarchie und Republik gewesen und nur aus beiden zusammengesetzt, sondern es war ein Wesen eigener Art, für welches die Idee der Monarchie wie der Republik nach ihrem eigentlichen Sinne überhaupt als unanwendbar gelten müßte, wollte man aber dennoch eine Vergleichung anstellen, so dürfte man allerdings sagen, daß die Reichsverfassung zugleich monarchisch und republikanisch gewesen. Und eben dies war ein besonderer Vorzug, denn infolge dessen konnte in Deutschland nie ein förmlicher Gegensatz republikanischer und monarchischer Tendenzen entstehen. Wie viel das aber zu bedeuten hat, sieht man jetzt in den romanischen Ländern, vor allem in Frankreich, wo eben dieser Gegensatz zur Parteifrage geworden, woran man sich zerarbeitet,

und dadurch aus einer Revolution in die andere geräth. Gegen solche Kämpfe schienen wir bisher gesichert. Der Republikanismus konnte sich bei uns nicht zu einer principiellen Feindschaft gegen die bestehende Ordnung zuspitzen, so lange die deutsche Gesammtverfassung als Bund selbst eine republikanische Seite hatte, indem das monarchische Princip nur in den Gliedern herrschte, nicht aber in dem Ganzen. Wie anders hingegen, wenn Deutschland durch ein Erbkaiserthum ausdrücklich zu einer förmlichen Monarchie gemacht, und so natürlich auch der Gegensatz heraufbeschworen wird, der infolge dessen eine Schärfe und Spannkraft gewinnen muß, wie er bisher in Deutschland nie gewinnen konnte.

Eine deutsche Kaiserkrone mag ja viel heller glänzen als eine preußische Königskrone, dafür aber wird sie bald zum gemeinsamen Angriffspunkt für alle republikanischen Tendenzen werden. Ist es weise, frage ich, durch solche Schöpfung wie absichtlich den Widerspruch herauszufordern, in einer Zeit, wo unverkennbar eine republikanische Strömung durch ganz Europa geht, wo alle Throne wanken und schon nicht wenige zusammenbrachen? Und wäre nicht Deutschland vor allem vielmehr zur Ausgleichung des Gegensatzes berufen? Als Bund war es ein neutraler Boden, als Erbkaiserreich hingegen repräsentirt es selbst nur die eine Seite des Gegensatzes.

Auch hier sehen wir wieder eine neue Bedeutung des Doppeladlers, und so auch denselben verhängnißvollen Versuch den Doppeladler in den einfachen zu verwandeln. Ein Versuch, der uns schon in so verschiedenen Gestalten entgegentrat, und der doch immer auf dieselbe Quelle des Irrthums hinweist. Denn darauf läuft Alles hinaus, daß man Deutschland vom preußischen Standpunkte aus beurtheilen und behandeln will. Das neue deutsche Kaiserthum wäre demnach nur das erweiterte preußische Königthum, es hätte wirklich keine andere Idee. Wie man also die preußische Militärorganisation auf Deutschland übertrug, so würde hinterher die Idee des preußischen Königthums auf Deutschland übertragen, wozu

dann grade der militärische Oberbefehl den wirksamsten Anhalt darböte, und so entstände das neue Kaiserthum auf Grundlage der Kriegsherrlichkeit. Das ist die innere Bedeutung dieser Vorgänge. So gewiß aber Preußen für sich selbst etwas Einseitiges ist, und in Beziehung auf Deutschland wirklich nur eine Seite der deutschen Entwicklung repräsentirt, so würde die deutsche Entwicklung dadurch in eine Richtung gedrängt, die ihrer eigenen auf Mannigfaltigkeit gerichteten Anlage durchaus widerspricht.

Siebenundzwanzigster Brief.

Völkerrechtliche Bedeutung des Reiches.

Das Reich, habe ich schon gesagt, ist etwas Höheres und Größeres als der Staat, der zwar im Reiche nicht überhaupt verschwindet, aber nur als untergeordnetes Element gilt. Daher sind die Glieder des Reiches nur in gewisser Hinsicht staatsrechtlich verbunden, in anderer Hinsicht aber vielmehr völkerrechtlich, so daß Gesetz und Vertrag neben einander bestehen und das Grundgesetz selbst nur ein vertragenes Recht sein kann. Auch ist damit eine Mannigfaltigkeit der inneren Verhältnisse gegeben, wonach die einzelnen Glieder weder unter sich gleich stehen noch in Beziehung zu dem Ganzen. So ist es in dem ehemaligen Reiche von jeher gewesen, auch die mächtigsten Kaiser haben nie an eine gleichförmige Organisation gedacht. Und Deutschland mußte so werden, weil hier von vornherein kein einfaches Volk bestand, sondern ein Volk von Völkern, und folglich auch völkerrechtliche Verhältnisse zur Grundlage der Reichsverfassung selbst gehörten.

Dieses Ineinanderspielen staatsrechtlicher und völkerrechtlicher Verhältnisse ist das Characteristische des Reiches, im Unterschiede von dem eigentlichen Staate. Und darin liegt zugleich die hohe Bedeutung der Reichsidee in scientifischer wie in practischer Hinsicht. Denn für die Wissenschaft dient sie als Brücke, wodurch sich das Staatsrecht mit dem Völkerrecht verbindet. Und grade so soll Deutschland der reale Stützpunkt sein und werden für das ganze europäische Friedenssystem und für den allmälig anzubahnenden europäischen Bund, der in dem deutschen Bunde sein Vorbild finden wird. Nicht umsonst liegt Deutschland in der Mitte des europäischen Körpers, und ist schon dadurch zu einem allgemeinen Vermittlungsgliede prädestinirt. Allein diese geographischen Verhältnisse haben an und für sich nur eine passive Bedeutung, und trotzdem würde Deutschland seinem Mittleramte nicht entsprechen können, wenn es nicht auch nach seiner Verfassung sich lebendig in den europäischen Körper verzweigte. Das ist der internationale Beruf Deutschlands, der mit unserer Nationalentwicklung so untrennbar zusammenhängt, daß man das Eine nicht ohne das Andere verstehen kann. Und darum ruft das eine Mißverständniß auch das andere hervor.

So hat man im Reichstage die Aeußerung gehört, daß dann erst der Friede Europas gesichert sein würde, nachdem Deutschland stark genug geworden um jeden Krieg verbieten zu können. Erinnere ich mich recht, so waren das Worte des Kriegsministers von Roon, aber wer es auch sonst gesagt hätte, — es war eine ächte Soldatenansicht. Auch im Grunde nichts weiter als nur eine neue Variation des alten römischen Satzes: si vis pacem para bellum, wonach dann freilich nichts weiter übrig bliebe als Rüsten und immer wieder Rüsten. Ich frage nur: wann wohl das Ziel erreicht wäre, daß Deutschland die gewünschte Stärke erreicht hätte, und was dafür als Zeichen gelten sollte? Wahrscheinlich doch, daß Deutschland zuvor alle seine Nachbaren daniedergeworfen und in ganz Europa als der Gebieter dastände, sonst scheint kaum zu begreifen, wie es den Krieg zu verbieten vermöchte,

wenn es nicht überhaupt die Herrschaft besäße. Eben so wahrscheinlich aber, daß die übrigen Mächte nicht ruhig ansehen würden, daß Deutschland zu solcher Herrschaft gelangte, sondern sie würden darin ihrerseits vielmehr die größte Gefahr für den europäischen Frieden erblicken, und darum einem solchen Anwachs der deutschen Macht bei Zeiten durch eine Coalition entgegen zu treten suchen. Das parare bellum würde ja also eine buchstäbliche Wahrheit werden, da nun Krieg auf Krieg erfolgte, immer in größerem Maßstabe, bis erst die allgemeine Erschöpfung wieder einige Aussicht auf einen dauerhaften Frieden gäbe.

Nein, in solcher Weise soll Deutschland nicht für den europäischen Frieden sorgen, daß es durch sein Streben nach Macht auch rings herum dasselbe Machtstreben hervorruft, sondern auf die Erhaltung und Kräftigung des allgemeinen Rechtssinnes soll es sein Streben richten, als der inneren und allernothwendigsten Bedingung eines europäischen Friedenssystemes. Deutschland selbst soll der Stützpunkt des europäischen Rechtes sein, und also zunächst doch wohl durch sein eignes Beispiel der Rechtsachtung. Denn daß inmitten Europas ein vielgliederiger Körper besteht, in welchem das schwache Glied sich eben so gesichert fühlt als das starke, ist von höchster Wichtigkeit für die Erhaltung des allgemeinen Rechtssinnes, wie umgekehrt nichts so zerstörend auf das ganze europäische Rechtssystem wirken muß, als wenn grade in Deutschland das Beispiel der Vergewaltigung des Schwachen gegeben und durch die That selbst das Machtsystem proclamirt wird. So unleugbar auch die daraus entsprungene Steigerung der äußeren Machtmittel wäre, und somit auch der äußeren Schutzmittel des Friedensstandes, — in sehr viel höherem Maße haben sich umgekehrt die inneren Bürgschaften des Friedens vermindert, die auf der Bewahrung des Rechtes beruhen. Si vis pacem tuere justitiam, sage ich, das ist die unerläßlichste Bedingung für die Sicherung des Friedens, und nicht das parare bellum, worin die Kasernenphilosophie ihr Ein und Alles findet.

So viel vorausgeschickt, wollen wir die Thatsachen be-

trachten, worin am deutlichsten zur Erscheinung kommt, wie sehr das deutsche Gemeinwesen keinen blos nationalen sondern zugleich internationalen Character hat. Und so erinnere ich zunächst an alle das, was ich schon früher bei verschiedenen Gelegenheiten über das Verwachsensein des deutschen Körpers mit seiner Nachbarschaft gesagt habe. Am wichtigsten ist dabei die westliche und östliche Grenze, wo Verhältnisse auftreten, die in gewisser Beziehung ähnlich sind, in anderer Beziehung aber vielmehr einen Gegensatz darstellen. Aehnlich nemlich insofern, als auf beiden Seiten differente Elemente vorliegen, welche keine reine Absonderung nach Nationalitäten gestatten. Auf der westlichen Seite entstand daraus eine eigenthümliche Staatenbildung, worin sich germanisches und romanisches Wesen vereinigte. Wenn aber dort eine Reihe kleiner Staaten emporkam, und auch das eigentliche Deutschland sich nach dieser Seite hin am meisten individualisirte, so haben sich hingegen auf der östlichen Seite zwei große politische Körper gebildet, d. i. Oesterreich und Preußen, und jener Individualisirung gegenüber herrscht hier der unverkennbare Trieb zur Centralisation. Woher denn dieser so auffallende Unterschied, und was ist seine practische Bedeutung?

Um darauf zu antworten muß man diesen Unterschied bis auf seine ersten Anfänge zurückführen, welche bis in die Zeit der Völkerwanderung hinabreichen. Denn dadurch geschah es, daß das ganze westliche Europa halb germanisch wurde, wie andererseits durch den Einfluß der Kirche auch wieder halb römisch, und dadurch in gewissem Sinne ein Ganzes bildete. In das linke Rheingebiet nun, bis an die Schelde, Saone und Rhone, waren Franken, Allemannen und Burgunder eingewandert, die sich mit der vorgefundenen römisch-gallischen Bevölkerung vermischten, aber wegen ihrer eigenen inneren Verschiedenheit dort keinen compacten Körper begründen konnten, und daher entstanden daraus verschiedene Bildungen, die dann hinterher theils von Frankreich absorbirt wurden, theils sich selbständig erhielten, und sich mehr oder weniger an das Reich anschlossen. Anders auf der östlichen Seite, wo

die germanisch-romanische Welt überhaupt aufhörte, und wo sich keineswegs solche Mischvölker gebildet haben, wie es die heutigen romanischen Völker sind, mit einer Sprache von römischer Substanz und halbgermanischem Gepräge, sondern die Slawen wurden entweder ganz germanisirt, oder sie blieben ganz slawisch. Es entstanden dort aus der Vermischung des Slawischen und Germanischen keine neuen Sprachen und Völker. Und warum wohl nicht? Deshalb nicht, weil die Slawen selbst ein noch ungebrochenes Urvolk waren, dessen Sprache zu viel Lebenskraft hatte um sich fremde Formen aufdringen zu lassen. Die halb verkommene römische Bevölkerung hingegen, die erst durch germanisches Blut neu erfrischt wurde, vermochte auch nicht ihre Sprache festzuhalten. Sie war nur wie das Material zu neuen Bildungen.

Die slawische Welt also war etwas anderes als die germanisch-romanische Welt. Dennoch gelang es auch einen beträchtlichen Theil des Slawismus in das neue abendländische Völkersystem hineinzuziehen. Gewiß war das eine Sache von hoher Wichtigkeit. Und so ist es auch noch heute nicht minder wichtig, daß dieser Theil des Slawismus, der sich der abendländischen Bildung angeschlossen hat, in dieser Verbindung erhalten bleibe. Am wichtigsten grade für Deutschland, welches auf seiner östlichen Seite untrennbar mit dem Slawismus verwachsen ist, und seit Anfang des Reichs stets beträchtliche slawische Elemente umschloß. Wie nun die deutsche Nation in sich selbst schon ein Volk von Völkern war, mußte sie auch am ehesten geeignet sein sich mit fremden Volkselementen zu verbinden. Auch hat das alte Reich niemals ein reiner Nationalkörper sein wollen, vielmehr wollte es die abendländische Völkergemeinschaft repräsentiren. Daß also dazu auch außerdeutsche Elemente gehörten, erschien als selbstverständlich. Es war ein so anerkanntes Verhältniß, daß in der goldenen Bulle ausdrücklich verordnet ist: die Kurprinzen sollten neben der lateinischen Sprache noch die italienische und slawische Sprache lernen, weil dies zugleich Reichssprachen waren, welche für eben so berechtigt galten als die deutsche. Die undeutsche Bevölkerung

des Reiches germanisiren zu wollen hätte dem Wesen des Reiches durchaus widersprochen. Nur die Territorialgewalten im östlichen Deutschland haben allerdings germanisirt, am meisten wohl die Markgrafen von Brandenburg und noch gewaltsamer der Orden in Preußen, von Reichswegen hingegen ist nichts in dieser Richtung geschehen.

Hiernach behaupte ich, daß auch heute an kein deutsches Reich zu denken ist, welches ein abgeschlossener Nationalkörper wäre. Und daß dies nicht sein kann, tritt grade am meisten in Beziehung zu dem Slawismus hervor. Die italienische Zunge hat ja immer nur an der äußersten Grenze des Reiches geherrscht, indem die italienischen Staaten zwar unter der Oberhoheit des Reiches standen, aber keine eigentlichen Glieder des Reiches waren. Auch der wälschen Elemente im Westen, die wirklich einst die Reichsstandschaft hatten, möchte sich Deutschland vielleicht entschlagen können, der Slawismus aber reicht durch Böhmen bis nahe an das Herz von Deutschland hinan. Hier liegt die materielle Unmöglichkeit vor, ohne Böhmen einen einigermaßen abgerundeten und gesicherten Körper zu bilden. Und doch ist dieser äußere Umstand, der ja als etwas Zufälliges erscheinen könnte, noch lange nicht die Hauptsache, sondern ich sage, daß es für Deutschland wesentlich ist sich mit slawischen Elementen zu verbinden. Germanen und Slawen sind im neueren Europa die beiden großen Urvölker, alles kommt darauf an ein friedliches Verhältniß zwischen beiden zu begründen. Und das ist nur durch die westlichen Slawen möglich, welche sich der abendländischen Civilisation angeschlossen haben, und mit denen wir selbst natürlich verwachsen sind.

Wahrlich, es steht dem gelehrten Deutschland sehr übel an, diese Dinge mit solcher Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit zu behandeln, als heute nach nationalliberaler Theorie geschieht! Schon aber treten auch die Folgen davon hervor, indem die Verhältnisse beider Nationalitäten im preußischen Polen wie in Böhmen immer gespannter werden. Nach 66 sah man den Slawencongreß in Moskau, und durch nichts wird der Fortschritt der panslawistischen Ideen so sehr gefördert als durch diesen

Nationalliberalismus, der in Deutschland nur Deutsche haben, und, was gleichwohl nicht deutsch ist, von oben herab für deutsch erklären will, selbst mit offenbarster Verletzung positiver Rechte. Das heißt den Widerspruch wie absichtlich herausfordern. Die Slawen bedeuten auch etwas in der Welt, und sie bedeuten zugleich etwas für Deutschlaud. Nicht zwar durch ihre Cultur, worin sie entschieden zurückstehen, aber in demselben Maße sind sie der Natur näher geblieben, so daß in ihrer Sprache wie in ihren Sitten noch eine Naivität und sinnliche Frische liegt, welche dem heutigen Deutschthum durch mancherlei Ursachen je mehr und mehr verloren zu gehen droht, daher in dieser Hinsicht grade das slawische Element erfrischend wirken könnte. Daß es uns sprachlich am nächsten verwandt ist, — viel näher als ihrer Substanz nach die romanischen Sprachen, — sollte doch auch ein Fingerzeig sein, daß wir von dem slawischen Element nicht abstrahiren können.

Dieses zugegeben, bedarf es keiner Worte, daß es Oesterreich und Preußen sind, welchen die Aufgabe zufällt, die vorderen Slawen in das abendländische System hineinzuziehen und darin zu erhalten. Dazu gehört dann auch Ungarn, obgleich die Magyaren ein von den Slawen ganz verschiedenes Volk bilden; allein sie sind von slawischem Element umschlossen, und zu der abendländischen Civilisation stehen sie in demselben Verhältniß wie die vorderen Slawen. Dieses Verhältniß ist durch Deutschland vermittelt, und reicht nach seinem Ursprung grade eben so weit herab als unsere Beziehungen zu dem Slawismus, nemlich bis auf die erste Stiftung der deutschen Marken. Darauf kommen wir immer zurück, in allen Fragen, welche das östliche Deutschland wie insbesondere Oesterreich und Preußen betreffen. Selbst die europäische Stellung Deutschlands beruht zum großen Theil darauf, daß unsere Marken nicht blos deutsche Marken sondern zugleich die Marken der abendländischen Welt waren. Und was Wunder nun, wenn aus diesen Marken hinterher große Staatskörper entstanden, die, während sie einerseits zu Deutschland gehören, andererseits zugleich europäische Körper sind?

Von Anfang an also war das Reich im Westen mit dem romanischen Element verflochten, im Osten hingegen hatte es seine Marken, wodurch es mit der slawischen Welt zusammenhing. Im Lauf der Zeit conzentrirte sich dann das ganze Markensystem in der großen Ostmark und in der großen Nordmark, und aus diesen beiden großen Marken entstand wieder später das moderne Oesterreich und das moderne Preußen. Es ist die unbestreitbarste Thatsache. Was werden wir denn daraus schließen müssen, wenn man jetzt von einem neuen Reiche spricht? Soll es ein wirkliches Reich und soll es eine Fortentwicklung des alten Reiches sein, so meine ich, muß auch zugleich eine Fortentwicklung des alten Markensystemes darin liegen. Aber was für eine Fortentwicklung ist das, wenn man einerseits die große Ostmark bei Seite schiebt, indessen man andererseits die Nordmark mit den Landschaften des inneren Deutschlands identifizirt, grade als ob die Nordmark nie eine Mark gewesen, sondern ganz eben so ein deutsches Land wäre wie etwa Thüringen oder Hessen! Ich behaupte hingegen: ohne Marken existirt auch kein deutsches Reich, und was man jetzt so nennt, das ist kein deutsches Reich, sondern nur der verfehlte Versuch eines deutschen Staates. Das war ja eben das Wesentliche der Marken, daß sie ganz ausdrücklich die herausstrebenden Factoren des Reiches bezeichneten, wodurch also das Uebergehen staatsrechtlicher Verhältnisse in völkerrechtliche Verhältnisse zur deutlichsten Erscheinung kam, und so gewiß eben dies das Reich characterisirt, so gewiß ist es auch durch die Marken characterisirt. Zum Staate hingegen, der in sich selbst keine völkerrechtlichen Verhältnisse zuläßt und an und für sich nicht auf völkerrechtliche Zwecke gerichtet ist, würden auch keine Marken passen.

Jetzt haben wir alle Factoren vor Augen, woraus die Eigenthümlichkeit des deutschen Körpers entsprang. Nemlich zuvörderst das Nebeneinanderbestehen vieler sich ebenbürtig fühlender Volksstämme, welche den ursprünglichen Kern des Reiches bildeten, und wovon ich in meinem letzten Briefe

sprach. Dann zweitens den Zuwachs durch die Marken, als welche die doppelte Wirkung hatten, daß einerseits slawische Elemente in den Reichsverband aufgenommen wurden, wie namentlich die Czechen, und andererseits eine ganze Reihe neuer Colonialstämme entstand. Vor allem die Oesterreicher und die Brandenburger, welche Beide wieder der Kern neuer großer Bildungen wurden: Oesterreich durch Zusammenwachsen mit den benachbarten Slawen und mit Ungarn, Brandenburg zumeist durch Eroberung. Welche Mannigfaltigkeit der Verhältnisse ist damit gegeben, und wie wäre hier je daran zu denken das Ganze als eine homogene Masse zu behandeln, oder aus Deutschland ein Abbild von Frankreich oder England zu machen! Man muß von allen diesen Thatsachen nichts wissen oder sie absichtlich ignoriren, um solchen Ungedanken zu fassen, meine Maxime aber ist den Thatsachen Rechnung zu tragen.

Nur die Reichsidee, wenn man sie recht versteht, bietet Mittel und Wege, wodurch Deutschland zugleich seinen eigenen Bedürfnissen wie seinem europäischen Berufe genügen kann. Denn beides hängt untrennbar zusammen. Deutschland kann nicht ohne Preußen sein, aber auch nicht ohne Oesterreich, oder es wäre kein Deutschland mehr. Und doch sind Oesterreich und Preußen zugleich über Deutschland hinausreichende Mächte von europäischer Bedeutung, und auch dies gehört selbst wieder zu Deutschlands Weltstellung, weil es grade auf der östlichen Seite darauf ankommt die benachbarten Länder und Völker in das abendländische System hineinzuziehen, wozu eben Oesterreich und Preußen bestimmt sind. Auf dieser östlichen Seite, wo Deutschland sich in dem breiten Körper Europas verläuft, mußten zwei große deutsche Staaten entstehen. Der physische Anhalt zu dieser Entwicklung war einerseits durch die Donau gegeben, andererseits durch die baltische Küste, wobei zugleich die Karpathen eine Scheidelinie bilden. Noch mehr wirkten die Völkerverhältnisse dahin. Denn wie die Ostmark von Anfang an eine Beziehung zu Ungarn hatte

so die Nordmark zu Polen, wenn auch nicht in derselben Weise, aber doch eine wesentliche Beziehung.

Handelte es sich nun um eine bessere Organisation, als die des alten Bundes war, dessen Unzulänglichkeit jedermann erkannte, und die ich selbst am allerwenigsten bestreiten würde, — was waren die Bedingungen dabei? Gewiß doch mußte Deutschland in seinem materiellen Bestande erhalten bleiben, so daß von Oesterreich eben so wenig zu abstrahiren war als von Preußen, und war von beiden nicht zu abstrahiren, so andererseits auch nicht von dem europäischen Character dieser beiden Mächte. Die Doppelstellung derselben war folglich als gegebene Grundlage anzuerkennen, und die practische Aufgabe nur diese Doppelstellung besser zu reguliren. Da lag dann auch der Mittelpunkt der Schwierigkeit, und sollte überhaupt eine tiefgreifende Veränderung eintreten, so mußte sie grade hier eintreten. Das war eben so unvermeidlich als begreiflich, nachdem wir doch gesehen haben, wie die ganze deutsche Entwicklung seit Jahrhunderten sich immer mehr im östlichen Deutschland conzentrirt hatte. Wie also hier seit lange die entscheidende Macht lag, so mußte auch hier die entscheidende Veränderung eintreten. Und solche Veränderung konnte zugleich nichts anderes sein als eine Umbildung des uralten deutschen Markensystems, welches in Oesterreich und Preußen fortlebte. Als deutsche Marken mußten sie beide gelten wie zugleich als europäische Marken, daher sie auch beide nur theilweise zu dem eigentlichen Deutschland gehören konnten. Nemlich nach denjenigen ihrer Länder, die ursprünglich keine Marken gewesen, und wonach sie dann also mit dem alten westlichen Deutschland verbunden blieben, und zwar in staatsrechtlicher Form. Nach ihren übrigen Landestheilen aber waren sie als ein Herausbau aus dem ursprünglichen Reiche anzusehen, und mit dem alten Deutschland nur völkerrechtlich verbunden. Der Uebergang staatsrechtlicher Verhältnisse in völkerrechtliche erhielte dadurch seinen prägnantesten Ausdruck. Und so wären wir wieder zu demselben System gelangt, was ich früher entwickelte.

Ich weiß wohl, wie sehr eine solche Auffassung der Sache den jetzt herrschenden Vorstellungen widerspricht. Die Frage ist nur, ob eben diese Vorstellungen den in Deutschland gegebenen Elementen entsprechen, und ich behaupte, daß sie denselben vielmehr *widersprechen*, — so sehr, daß ich darin nur die äußerste Verirrung unseres politischen Denkens erblicken kann. Auch lasse ich mich dadurch um so weniger beirren, als ich zugleich klar zu erkennen glaube, woher solche Verirrung unseres politischen Denkens kommt. Zunächst nemlich wirkte die falsche Geschichtsconstruction dahin, die ich daher ausführlich zu beleuchten mich veranlaßt fühlte. Aber diese Geschichtsconstruction beruht wieder auf vorausgesetzten Grundgedanken, wodurch sie sich selbst leiten ließ. Und diese Grundgedanken endlich sind wieder nichts anderes als das Schlußresultat der zunehmenden Sichselbstentfremdung des deutschen Geistes, welche sich in der deutschen Philosophie conzentrirte, und woran sich dann eine eben so *undeutsche* Staatslehre anschloß, deren Ideen hinterher in das große Publikum eindrangen und allmälig auch die Praxis bestimmten. Ich muß wiederholen: in der *Staatsidee* selbst liegt der Grundirrthum, weil man diese Idee für ein Letztes und darum Allgemeingültiges hielt, so daß auch Deutschland ein *Staat* werden sollte. Davon gingen die gothaischen Historiker aus, und darum sahen sie in Deutschland fast nur Preußen, als den eigentlichen Repräsentanten der Staatsidee. Diese Geschichtsschreibung wirkte also innig zusammen mit der herrschenden Staatslehre, die sich nicht zu der Idee des *Reiches* erhob. Und das hat wieder seine tieferen Wurzeln in der abstracten Geistesrichtung, wonach man niemals von der Anschauung des gegebenen Materials ausging sondern von allgemeinen Begriffen, und dadurch natürlich auch nur zu reinen Gedankencombinationen kam, die zuletzt bis zum Sinnlosen führen mußten.

Daher insbesondere das allgemeine Gerede von *Staatenbund* und *Bundesstaat*, in welchen Schulbegriffen, wie man meinte, der Schlüssel zum Verständniß der ganzen deutschen Auf-

gabe liegen sollte, während dadurch vielmehr alles Verständniß unmöglich gemacht war. Hätte man die Augen aufgethan, um zu sehen was wirklich in Deutschland vorlag, so war man über diese ganze Scholastik auf einmal hinaus. Oder wie verhielt es sich denn mit dem sogenannten Staatenbund, als wofür man den ehemaligen Bund ausgab? Thatsache war, daß Oesterreich wie Preußen nur mit einem Theil ihrer Länder oder Provinzen zum Bunde gehörten, die doch selbst keine Staaten bildeten, während diese beiden Monarchien nach ihrem Character als europäische Mächte sich der Competenz des Bundes durchaus entzogen und ihre eigne Politik trieben, welche sogar den ganzen Bund beherrschte. Ich finde in solchem Zustand ganz eben so wenig einen Staatenbund, als etwa ein Dreieck ein Kreis ist, sondern etwas durchaus anderes. Und ich meine desgleichen, daß eben diese Großmachtsstellung von Oesterreich und Preußen das practisch Entscheidende war, wie ich auch in mehreren Schriften nachzuweisen versuchte, aber ich habe mich vergebens abgemüht diese so handgreifliche Sache zum Bewußtsein zu bringen. Man konnte oder wollte nicht einsehen, wie sehr die deutsche Verfassungsfrage mit europäischen Verhältnissen zusammenhängt, weil man immer nur an den deutschen Staat dachte. Denn eine Staatsverfassung hat ja an und für sich nichts mit auswärtiger Politik zu schaffen, das Reich hingegen hat wesentlich eine internationale Seite, vom Reiche aber wußte man nichts. Genug, die Sache paßte nicht in die landläufige Theorie, und wie der Büreaukrat sagt: „was nicht in den Acten steht, ist nicht in der Welt", so sagt der Doctrinär: „was sich nicht unter meine Begriffe bringen läßt, ist auch kein Gegenstand für mich". Wozu hätte denn Hegel gelehrt, daß das Denken das Sein sei, und aus dem reinen Denken auch ganz von selbst der reine Normalstaat folge? So dociren wir munter ins Blaue hinein vom Staatenbund, und gehen dann über zum Bundesstaat als dem jetzt zu machenden Fortschritt, und Fortschritt muß doch sein. Freilich paßt dazu die Thatsache des europäischen Characters der beiden Großmächte noch

viel weniger, thut aber wieder nichts, nachdem wir uns einmal in den Kopf gesetzt haben, daß Deutschland durchaus ein abgeschlossener Nationalkörper werden muß, und wenn es auch allen Thatsachen der Geographie und Geschichte widerspräche. Wohlan denn, so steuern wir auf den Bundesstaat los, wozu nur leider eine Centralgewalt gehörte, der alle Bundesglieder gleichmäßig unterworfen wären und die sie alle zu zwingen vermöchte, — also auch Oesterreich und Preußen, — und wie wäre eine solche Gewalt zu begründen? Es scheint doch, da müßten erst die beiden Großmächte in ihre Bestandtheile aufgelöst und daraus eine Reihe besonderer Staaten gemacht werden, sonst wären sie beide viel zu groß um einer wirklichen Centralgewalt unterstellt zu werden. Ein gothaer Gehirn aber versteht das besser. Man braucht nur Oesterreich bei Seite zu schieben und dann Preußen selbst zur Centralgewalt zu machen, so ist der deutsche Bundesstaat fertig. Der dreieckige Kreis auch. Denn was das für ein Bundesstaat ist, der gar keine wirkliche Centralgewalt hat, sondern worin vielmehr ein übermächtiges Glied alle anderen beherrscht, wird für ein noch nicht gothaisirtes Gehirn ewig unerfindlich bleiben.

Ist es nicht wirklich das hegelsche Umschlagen der Begriffe ins Gegentheil, welches sich in diesem ganzen Treiben abspiegelt? Erst steht der Staat voran, und das Ding heißt Staatenbund, dann überschlägt er sich, daß er nach hinten zu stehen kommt, und wir haben den Bundesstaat. Es klingt lächerlich, aber es ist so. Und mit solcher knabenhaften Begriffsspielerei sollte die deutsche Frage gelöst werden! Zwar zunächst nur in der Theorie, sind aber erst die Gedanken in vollem Zuge, so wird die Ausführung hinterher auch kommen, und so kam Graf Bismarck um den gothaischen Gedanken zu verkörpern. Der angebliche deutsche Bundesstaat ist begründet. Vom Staate finde ich auch wirklich recht viel darin, vom Bunde hingegen um so weniger. Und Preußen selbst hat dafür gesorgt das Wenige noch zu vermindern, indem es zunächst einen Theil der Bundesglieder in preußische Provinzen verwandelte,

um dadurch erst diesem neuen Bundesstaate die Bahn zu ebnen. Auf dieser Bahn brauchen wir nur noch weiter fortzuschreiten um bald zu dem reinen und einfachen Staat zu gelangen, wohin ja doch der Zug dieser ganzen Entwicklung von Anfang an gerichtet war.

Ja, die Staatsidee ist hier wirklich die treibende Macht und Preußen nur ihr Werkzeug. Ist es doch der Staat, um welchen sich selbst alle das Gerede von Staatenbund und Bundesstaat bewegt, so gewiß als auch der vollkommenste Bundesstaat nur eine besondere Art von Staat wäre, nicht aber etwas wesentlich Anderes als ein Staat. Deutschland soll aber gar kein Bundesstaat werden, so wenig als andererseits der ehemalige Bund ein wirklicher Staatenbund war. Und so kann und soll es desgleichen keine constitutionelle Monarchie werden. Denn wie man auch über die Vortrefflichkeit einer solchen Verfassung denken mag, — jedenfalls ist sie die Verfassung eines einfachen Staates, und so mögen vielleicht die einzelnen deutschen Staaten constitutionelle Monarchien sein, für die deutsche Gesammtverfassung hingegen muß diese Idee von vornherein als ganz unanwendbar gelten. Was soll es denn nun heißen, wenn gar diese constitutionelle Idee mit der bundesstaatlichen verkoppelt wird? Das fehlte uns nur noch um die Verwirrung zu vollenden, daß wir jetzt auf Grund solcher Verkopplung auch mit einer sich so nennenden bundesstaatlich-constitutionellen Partei beglückt werden! Also Bundesstaat und constitutionelle Monarchie, und das Eine für die deutsche Gesammtverfassung so unanwendbar wie das Andere, werden aber diese zwei Unmöglichkeiten mit einander verbunden, so ist es das Wahre! Das Armuthszeugniß des deutschen Doctrinärismus ist es vielmehr.

Ich meine ja nicht etwa, daß wir keiner freiheitlichen Institutionen bedürften, aber müssen es denn grade die Formen des Constitutionalismus sein? Und sind wir einst die freieste Nation gewesen, so lange Deutschland noch deutsch war, — warum wären wir jetzt so durchaus unfähig neue freiheitliche Institutionen hervor zu bringen, daß wir nur

fremde Vorbilder nachzuahmen vermöchten, die doch niemals ein rechtes Leben bei uns gewinnen können? So muß auch unsere deutsche Gesammtverfassung allerdings einen föderativen Character haben, und alle mein Reden dreht sich ja darum, — aber folgt denn daraus, daß Deutschland entweder ein Staatenbund oder ein Bundesstaat sein müßte, wie wenn das föderative Princip in diese Schulbegriffe gebannt wäre? Ist es wirklich ein lebendiges Princip, so wird es wohl noch ganz andere Formen hervorbringen können, und nur wenn solche Formen aus den wirklich bestehenden Verhältnissen heraus gebildet werden, dann werden sie auch selbst etwas Lebendiges sein. Hier ist die Aufgabe, daß über die Idee des Staates überhaupt hinaus gegangen werde zu der Idee des Reiches, als einer ganz anderen Art von Gemeinwesen. Sonst lohnt es nicht vom Reiche zu reden, wenn es nichts anderes sein soll als nur ein hochklingender Name des Staates.

Allein das Reich bietet genügenden Spielraum, daß alle Elemente Deutschlands darin Platz finden, auch Oesterreich und Preußen, obwohl sie zugleich europäische Mächte sind. Sie sind um deswillen nicht minder wesentliche Factoren der deutschen Entwicklung, aber sie sind es in eigenthümlicher Weise. Man frage sich doch nur, was es wohl zu bedeuten hat, daß grade auf der östlichen Seite Deutschlands sich diese zwei großen politischen Körper bildeten, mit den Hauptstädten Berlin und Wien, welche beide über die Dimensionen des deutschen Städtewesens hinausgewachsen sind, indem sie als deutsche Städte zugleich einen europäischen Character haben? Zu Deutschland gehört Berlin und Wien, aber wer möchte sagen, daß grade in diesen beiden Städten der prägnanteste Ausdruck des deutschen Wesens vorläge? Es ist vielmehr das Preußenthum und das Oesterreicherthum, welches sich dort conzentrirt, und nur insoweit dieses selbst deutsch ist, sind auch diese beiden Hauptstädte deutsch. Als die Hauptstadt von Deutschland aber wäre weder Berlin noch Wien anzusehen. Von hoher Wichtigkeit ist gleichwohl Berlin für ganz Deutschland, aber gilt das nicht auch von Wien, das schon Jahr-

hunderte lang zu den ersten deutschen Städten gehörte, ehe man noch von Berlin sprach, und welches sogar in seiner äußeren Erscheinung noch heute einen weit mehr deutschen Eindruck macht als Berlin? Dazu ist Wien weit weniger durch gouvernementale Mittel künstlich geschaffen, sondern weit mehr natürlich erwachsen als Berlin. Wenn also dort, in dem südöstlichen Deutschland, eine so große deutsche Stadt entstehen konnte, so meine ich, muß es wohl sehr bedeutende deutsche Interessen geben, welche sich dort conzentriren. Und was muß das nun für ein System sein, welches zu dem Resultat geführt hat, daß alle diese Interessen als undeutsch behandelt werden, und Wien von jetzt an nicht mehr zu Deutschland gehören soll? Ein System, nach welchem die preußischen Polen, die Wasserpolacken, die Kassuben, Masuren und Lithauer für mehr deutsch gelten als die Tyroler, die Salzburger, die Oesterreicher und Steiermärker, und wonach zuletzt die Mark Brandenburg als der eigentliche Kern von Deutschland angesehen wird! Ein System, welches zu solchen Consequenzen führt, hat sich dadurch selbst ad absurdum geführt. Mag es gleichwohl durch seine militärischen Erfolge sich zeitweilig zur Geltung bringen, und mag auch selbst der größte Theil der Nation, durch diese Erfolge wie betäubt und berauscht, sich einstweilen vollkommen damit befriedigt zu fühlen scheinen, — das innerlich Unwahre wird dadurch doch nicht wahr, und ist der Rausch verflogen, so wird sich hinterher die Täuschung offenbaren.

Achtundzwanzigster Brief.

Das neue Reich und das deutsche Fürstenthum.

Wie wenig die Schulbegriffe von Staatenbund und Bundesstaat zum Verständniß der deutschen Frage ausreichen, zeigt sich noch in einem anderen Punkte, der grade für Deutschland von besonderer Wichtigkeit ist. Ich meine die Stellung der Fürsten, welche bei dem abstracten Gerede von Staat ganz außer Betracht bleibt. Die deutschen Staaten sind aber nicht Staaten überhaupt, sondern bis auf die wenigen Freistädte, welche für das Ganze nicht ins Gewicht fallen, sind sie Erbfürstenthümer. Dazu alle, mehr oder weniger, durch das regierende Haus selbst begründet, und jedenfalls so eng damit verwachsen, daß nicht nur die Eigenthümlichkeit der einzelnen Staaten sondern selbst ihre Existenz wesentlich durch die Dynastien bedingt wird. Das deutsche Staatensystem ist also zugleich ein dynastisches System, und das Eine ohne das Andere nicht zu verstehen.

Gilt es jetzt eine neue Ordnung in Deutschland zu gründen, so ist folglich der deutsche Fürstenstand als ein wesentliches Element mit in Rechnung zu ziehen. Ist dies gleichwohl in allen seit einem Menschenalter aufgetauchten Reformprojecten nicht geschehen, weil man immer nur von der abstracten Staatsidee ausging, so ist das ein neuer Beläg dafür, wie wenig dabei die Eigenthümlichkeit der deutschen Verhältnisse berücksichtigt wurde. Umsomehr fühlte ich mich veranlaßt in meinen „Dreiunddreißig Sätzen vom deutschen Bunde" grade diese Frage zum Mittelpunkt zu machen, und wurde dadurch zu der Alternative geführt:

> „Entweder eine deutsche Einheit mit den Fürsten und durch die Fürsten, oder ohne die Fürsten, d. h. mit Beseitigung der Fürsten."

Für die Richtigkeit dieses Satzes spricht die einfache Erwägung, daß, so lange die Fürsten noch als die Häupter der Nation dastehen, ohne Vereinigung dieser Häupter auch keine Nationaleinigung möglich ist; oder geht man über diese Häupter hinweg, so hören sie eben auf die Häupter zu sein, was also den Untergang ihrer bisherigen fürstlichen Stellung bedeutet. Es liegt vor Augen, daß wir seit 66 in den zweiten Theil dieser Alternative eingetreten sind. Die Beseitigung der Fürsten hat begonnen, die noch gebliebenen sind tief herabgedrückt, und durch die neue Reichsverfassung ist selbst ihre Fortexistenz in Frage gestellt. Wieso das geschieht, werde ich alsbald zeigen. Es wird aber gut sein, daß wir uns zuvörderst erst darüber klar werden, was das Fürstenthum in Deutschland bedeutet, damit wir auch die volle Tragweite der in Aussicht stehenden Veränderung ermessen können.

So lange es eine deutsche Geschichte giebt, hat es in Deutschland eine Vielheit neben einander bestehender Fürsten gegeben, — ein Fürstenthum um das Ganze damit kurzweg zu bezeichnen, — und so sehr sich auch die Stellung der Fürsten im Laufe der Zeit verändert hat, so sind sie doch immer ein wesentliches Element der deutschen Verfassung geblieben. In anderen Ländern hingegen, wo früherhin ein wenigstens dem äußeren Anschein nach ähnliches Fürstenthum bestand, ist es hinterher verschwunden um einer einheitlichen Herrschaft Platz zu machen. Ist dies in Deutschland nicht geschehen, so muß das deutsche Fürstenthum wohl tiefere Wurzeln gehabt haben als das Fürstenthum in anderen Ländern, und woraus wird das zu erklären sein?

Ich meine zuvörderst aus dem tiefen Familiensinn des deutschen Volkes, wonach man auch die Handhabung der öffentlichen Ordnung an eine besonders ausgezeichnete Familie gebunden wissen wollte, so daß das Gemeinwesen in gewissem Sinne zugleich ein Abbild des Hauswesens wäre. Darum zeigt die deutsche Geschichte, wie neben dem germanischen Freiheitsgefühl von Anfang an doch ein monarchischer und dynastischer Zug hervortrat, der nie erlosch, während hin-

gegen bei den antiken Völkern in Griechenland und Italien, welche diesen tiefen Familiensinn nicht hatten, das dort früherhin auch bestehende Fürstenthum bald der Republik weichen mußte. Es gehörte wohl eine wesentliche Veränderung des deutschen Nationalcharacters dazu, sollte nun dieser dynastische Zug in Zukunft auch bei uns erlöschen. Und so wird man umgekehrt auch sagen müssen, daß eine Beseitigung der deutschen Dynastien nicht ohne erhebliche Rückwirkung auf den deutschen Nationalcharacter bleiben könnte Das wäre das Erste.

Was aber ferner den Unterschied des deutschen Fürstenthums von dem früherhin in Frankreich und anderen modernen Ländern bestandenen Fürstenthum anbetrifft, so wird man vor allem wieder auf die Thatsache zurückgehen müssen, daß das deutsche Volk von Anfang an aus verschiedenen Volksstämmen bestand, die ihre eignen Fürsten hatten. Die deutschen Fürsten waren also ursprünglich Stammfürsten, und daher das ganze deutsche Fürstenthum eine naturwüchsige Bildung. Es bestand in Deutschland schon lange vor dem erst später begründeten Reichsverband, der vielmehr durch die Fürsten selbst zu Stande gebracht wurde. Wie sehr viel anders war der Ursprung des Fürstenthums in Frankreich, wo es vielmehr erst hinterher aus dem Feudalismus entsprang, während eben dieser Feudalismus in Deutschland nur eine Umbildung des an und für sich schon vorhandenen Fürstenthums veranlaßte! Ein gewaltiger Unterschied. Noch weniger könnte die Rede davon sein, die deutschen Fürsten irgendwie mit den englischen Pairs zu vergleichen, mit welchen sie von Anfang an garnichts gemein hatten. Obgleich nun das ursprüngliche deutsche Stammfürstenthum hinterher erlosch, so daß die heutigen Fürsten kaum noch als die Rechtsnachfolger der ehemaligen Stammfürsten gelten können, — außer etwa in Mecklenburg und einigermaßen auch in Bayern, — so hat doch die ursprüngliche Grundlage bei allen späteren Umbildungen noch fortgewirkt, so daß dem Fürstenthum immer ein Kern von selbständiger Gewalt blieb, und nicht etwa eine blos vom Reiche übertragene Gewalt, indem vielmehr das Reich selbst fortwährend auf dem Fürstenthum ruhte.

Es ist wohl unbestritten, daß das Fürstenthum am meisten zur Erhaltung der landschaftlichen Autonomie beitrug, und daß aus der damit gegebenen Vielfachheit der Culturstützpunkte die innere Durchbildung des ganzen deutschen Nationalkörpers entsprungen ist, deren wir uns vor anderen Nationen rühmen können. Wie viel das Fürstenthum an der Nation gesündigt haben mag, — in dieser Hinsicht hat es heilsam gewirkt. Es hat uns vor einer ertödtenden Gleichförmigkeit und Centralisation bewahrt. Selbst noch heute und für die Zukunft, sage ich, muß das deutsche Fürstenthum — Angesichts der auch bei uns hereindrohenden Centralisation — als ein sehr wesentlicher Damm dagegen gelten, so gewiß als doch andrerseits Jedermann zugeben wird, daß für alle Unificationstendenzen das Fürstenthum ein wesentliches Hinderniß bildet. Wer die Unification will, wird daher die Beseitigung des Fürstenthums wünschen müssen, wer hingegen die Unification nicht will, der täusche sich auch nicht darüber, daß in diesem Falle das Fürstenthum noch immer unentbehrlich ist, und daß wir nach Beseitigung desselben einer unaufhaltsamen Centralisation verfallen würden. So ist es in Frankreich geschehen, nachdem die Partikularfürstenthümer absorbirt waren. Auch Spanien ist in den letzten Jahrhunderten je mehr und mehr in dieselbe Richtung hinein gerathen, trotzdem die dortigen Naturverhältnisse die Centralisation erschweren und der Geist der spanischen Nation derselben abgeneigt ist. Dennoch schreitet die Centralisation fort, weil seit dem Verschwinden der ehemaligen selbständigen Königreiche und Fürstenthümer keine genügenden Stützen der landschaftlichen Autonomie mehr vorhanden sind, so daß die darauf gerichteten Bestrebungen fast unvermeidlich nur in anarchischer Gestalt auftreten können, und dadurch ein Zustand bedingt wird, in welchem das Land aus einer Revolution in die andere fällt. Diese Thatsachen, meine ich, sind doch ein starkes Argument für die Bedeutung des Fürstenthums als Gegengewicht gegen die Centralisation.

Anders zwar als in Frankreich und Spanien steht es in dieser Hinsicht in England, welches aber zuvörderst als Inselstaat zu betrachten ist, wo schon um deswillen sich nicht leicht

ein dominirender Mittelpunkt bilden kann, weil die hafenreiche Küste überall das Leben nach der Peripherie hinzieht. Und doch möchte dies nicht ausreichen um die Centralisation abzuwehren, bestände nicht außerdem die mächtige Grundaristokratie als Hauptstütze localer Selbständigkeit, in welchem Betracht hingegen unser deutscher Adel wohl kaum in Rechnung kommen könnte. Noch weniger wird man sich auf die Schweiz oder Nordamerika berufen wollen, welche freilich auch ohne das Gegengewicht eines Fürstenthums vor allen Gefahren etwaiger Centralisationstendenzen genügend gesichert zu sein scheinen. Es liegt wohl auf der Hand, wie diese beiden Länder (wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen) gar keinen ernstlichen Vergleich mit Deutschland gestatten. Will man aber dennoch vergleichen, so wird man auch nicht übersehen dürfen, daß es dort keinen großen centralisirten Staat giebt, wie es Preußen ist, welches noch obenein bei uns zugleich den größten Theil des Ganzen selbst bildet. Desgleichen giebt es dort auch keine Hauptstadt, sondern nur eine Bundesstadt, die etwas ganz anderes ist, und woraus allein schon die weitreichendsten Folgen entspringen. Ein wirklicher Bund gestattet überhaupt keine Hauptstadt, und so hat der ehemalige deutsche Bund mit Recht nur eine Bundesstadt gehabt. Eine Hauptstadt zielt auf den Einheitsstaat. Was ist erst zu erwarten, wenn in solcher Hauptstadt ein Erbkaiser residirt, den doch kein Mensch von gesunden Sinnen mit einem nordamerikanischen Präsidenten vergleichen wird? Und wenn ferner dieser Erbkaiser an der Spitze einer ungeheuren Armee steht, die selbst wieder auf einem die ganze Nation umspannenden und beherrschenden Militärsystem beruht, welches mit dem nordamerikanischen Milizsystem kaum mehr Aehnlichkeit hat als etwa Berlin mit Washington? Wer sieht da nicht die Centralisation in Riesengestalt herannahen!

So sehr aber hat man sich jetzt in die Begriffe von Centralgewalt und Parlament verrannt, daß man garnicht mehr daran zu denken scheint, was inzwischen aus den Gliedern des neuen Reiches oder Bundes werden soll, während man ununterbrochen im Centrum arbeitet, und die Centralgewalt nicht

besser begründen zu können vermeint, als indem man die Glieder kurzweg beseitigt, oder wenigstens ihre allmälige Aufsaugung anstrebt. Sonderbarer Bundesstaat, in welchem grade das Verschwinden der verbundenen Staaten selbst als das nur leider einstweilen noch nicht ganz erreichbare Ideal gilt! Ist doch auch in seiner Verfassungsurkunde mit keinem Worte gesagt, daß neben anderen löblichen Zwecken zugleich die Erhaltung der Gliederstaaten selbst mit zu seinem Zwecke gehöre; was demnach für diesen Bund eine ganz gleichgültige Sache zu sein scheint.

Will man eine Centralgewalt und ein deutsches Parlament schaffen, und will man für die wichtigsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens gemeinsame Einrichtungen und Gesetze einführen, so meine ich hingegen, daß darin durchaus keine Veranlassung liegt die Particulargewalten zu beseitigen, sondern nur ihre bisherige Stellung wird sich in vieler Hinsicht verändern müssen. In ihrer neuen Stellung aber wären sie dann vielmehr zu befestigen, ja es möchten wohl selbst noch ganz neue Particulargewalten zu schaffen sein, wenn wir nicht alsbald in eine unaufhaltsame Centralisation hineingerathen sollen. Seit 66 aber ist dies wirklich schon geschehen, da, wie gesagt, an die Glieder des Reiches kaum mehr gedacht wird, sondern nur noch an die Centralgewalten. Dächte man hingegen an die Glieder, so hätte man wohl nicht leicht übersehen können, daß, wo die Bundesstaaten der Hauptsache nach Erbfürstenthümer sind, grade in den Dynastien ein wesentliches Gegengewicht gegen die Centralisation zu suchen ist, und daher auch das Fürstenthum ein besonderes Element der ganzen neuen Organisation bilden müßte. Während des ehemaligen Reiches ist es immer so gewesen, und grade am meisten in seiner blühendsten Periode, wo das Kaiserthum, als die Centralgewalt, in ununterbrochenem persönlichen Verkehr mit dem Fürstenthume stand. Spricht man also von einer Wiederherstellung des Reiches, so ist es wahrlich auffallend diesen Punkt so gänzlich unbeachtet zu finden, grade als ob das Fürstenthum garnicht mehr als ein besonderer Factor der deutschen Nationalentwicklung gelten sollte. Die Aufgabe wäre vielmehr gewesen, nicht etwa von

dem Fürstenthum zu abstrahiren, sondern demselben eine den heutigen Verhältnissen entsprechende Stellung zu geben. Allerdings eine Aufgabe von höchster Schwierigkeit, aber es knüpfen sich auch die weitreichendsten Folgen daran, und die Schwierigkeit der Sache konnte doch kein Grund sein um sie lieber ganz bei Seite zu lassen.

Darüber muß man sich klar werden: es handelt sich für das deutsche Fürstenthum jetzt nicht mehr um dieses oder jenes Recht, sondern um seine ganze Existenz. Denn es hat nur eine Existenz, insofern es ein besonderer Factor des deutschen Nationallebens ist; in welcher Bedeutung es doch umsomehr hervortreten müßte, seitdem eine Verfassung besteht, durch welche die deutsche Nation sich als Gesammtkörper darstellen und bethätigen soll. Was nun an diesen neuen Einrichtungen nicht selbst thätigen Antheil nehmen kann, muß offenbar bald absterben, und in solcher Lage befindet sich jetzt das deutsche Fürstenthum, so weit es überhaupt noch besteht. Die Fürsten sind in dieser Hinsicht sogar ungünstiger gestellt als der geringste Mann des Volkes, der jedenfalls durch sein Wahlrecht eine Beziehung zu dem neuen Reichsganzen hat, und für den selbst die rechtliche Möglichkeit vorliegt als Abgeordneter in den Reichstag gewählt zu werden, wo er dann im Centrum des Nationallebens steht, und nach seinen Kräften für das gesammte Vaterland wirken kann. Den Fürsten ist dies factisch unmöglich, da es jedenfalls mit ihrer Stellung unvereinbar wäre sich um eine Wahl zu bewerben und als Abgeordnete im Reichstag aufzutreten. Auch können sie nicht im Bundesrath erscheinen, der wesentlich eine Beamtenversammlung ist. Wo wäre aber sonst noch irgend eine verfassungsmäßige Stelle, wo sich die Fürsten als Organ des deutschen Gesammtlebens bethätigen könnten? Es giebt in der That keine. Nur etwa als Staffage könnten die Fürsten, nach ihrer Eigenschaft als Contingentsherren, unter Umständen in dem militärischen Gefolge des Kaisers erscheinen, und würden doch selbst da in der hohen Generalität verschwinden. Die Verfassung weist die Fürsten lediglich auf ihr engeres Vater-

land an, wo sie sich mit der Regierung desselben beschäftigen mögen, für das Gesammtvaterland haben sie nichts zu thun noch zu rathen. Seltsamer Widerspruch, daß man die ganze Nation dazu aufruft, und nur grade die Fürsten davon ausschließt!

Man entgegne nicht, daß es schon während des ehemaligen Bundes nicht anders gewesen, weil die Fürsten damals auch nur durch ihre Gesandten im Bundestage vertreten waren, ein Organ aber zu ihrer persönlichen Bethätigung für die deutschen Gesammtangelegenheiten durchaus fehlte. Schlimm, daß es so war. Die Nation hat ohne Zweifel darunter gelitten, weil bei dem Mangel eines solchen Organs den Fürsten auch jeder Impuls fehlte, ihren Blick und ihre Thätigkeit auf das Gesammtvaterland zu richten. Eben zu dem Ende hatte ich in meinen „Dreiunddreißig Sätzen" Fürstentage in Vorschlag gebracht, womit dann auch einige Jahre darauf von Seiten Oesterreichs ein practischer Versuch gemacht wurde, der nur leider durch die verkehrte Behandlung der Sache alles verdarb. Welch ein großer Vorwurf Oesterreich dabei trifft, habe ich schon früher gesagt. Warum aber hat denn Preußen nicht versucht die Sache besser zu machen, die es ja von vornherein selbst in die Hand nehmen konnte, noch ehe Oesterreich damit auftrat? Entweder also, scheint es, hat man diese Idee in Berlin überhaupt nicht begriffen, oder wenn man sie begriff, so hat man sie verworfen, weil man absichtlich aus dem Fürstenthum nichts machen wollte, wie dann auch hinterher die neue Reichsverfassung bezeugt. Genug, die Sache war von höchster Wichtigkeit, und hat es der Nation geschadet, daß es kein Gesammtorgan für die Fürsten gab, so hat es den Fürsten selbst noch mehr geschadet, weil sie infolge dessen der Nation entfremdet wurden. Und so sehr ist das geschehen, daß man endlich alles Verständniß dafür verloren hat, das Fürstenthum noch irgendwie als einen activen Factor der deutschen Gesammtentwicklung zu betrachten. Gefährlich für das Fürstenthum war dieser Zustand schon früherhin, doch aber nicht geradezu unhaltbar, so lange die Fürsten in ihren Particularstaaten eine um so entscheidendere

Stellung hatten, und so lange es andererseits kein öffentliches Centralorgan gab, welches diese ihre particuläre Herrlichkeit in Schatten stellte. Machte doch selbst der kleinste Fürstenhof immer noch mehr Eindruck als die für die Nation fast unsichtbare Bundesversammlung in Frankfurt! Wie ganz anders aber, wenn es einen öffentlichen Reichstag giebt und an der Spitze des Ganzen ein Kaiser steht! Dahin richten sich seitdem alle Blicke, während sie sich hingegen umsomehr von dem Fürstenthum abwenden, welches jetzt nur noch für das engere Vaterland eine Bedeutung haben kann. Und selbst damit steht es so, daß die wichtigsten Angelegenheiten, welche ehemals in den Particularstaaten zu entscheiden waren, an die Centralgewalt übergegangen sind und fortwährend immer mehr übergehen, wonach den Particularstaaten schon heute eine so geringe Competenz verbleibt, daß man nicht recht mehr begreift, wozu da noch der weitläufige Apparat einer besonderen Regierung und Verfassung fortbesteht. Und wozu noch besondere Fürsten, von denen einige sogar Kronen tragen, indessen doch die großen Nationalangelegenheiten über ihren Köpfen hinweg behandelt werden? Muß es nicht am Ende dahin kommen, daß die Fürsten selbst in ihrem engeren Vaterlande nur noch als die Verzehrer ihrer Civilliste angesehen werden? Es bedarf keiner langen Reihe von Jahren mehr, daß wir in dieser Richtung fortschreiten, und das Fürstenthum ist verschwunden. Denn so unhaltbar und widerspruchsvoll, so würdelos wird die Stellung, daß sie allmälig den Fürsten selbst unerträglich werden muß.

Das also wäre die Perspective. Mit dem Verschwinden des Fürstenthums wird dann aber zugleich ein Hauptdamm gegen die Centralisation verschwunden sein, und Deutschland wird allmälich wie Frankreich werden. Alle diejenigen also, welche die Centralisation nicht wollen, werden dann zu spät bemerken, wie irrig es war, die Stellung des Fürstenthums als etwas Gleichgültiges zu betrachten, und wohl grade in dem Untergang desselben den größten Fortschritt zu erblicken. Unter diesem Gesichtspunkte müßte es ja freilich

der neuen Reichsverfassung zum besonderen Lobe gereichen daß sie dem Fürstenthum den Boden unter den Füßen entzieht, es fragt sich nur, ob diese Verfassung dann selbst gesichert sein wird.

Ich habe es unumwunden ausgesprochen, daß ich von meinem Standpunkte aus ein neues Kaiserthum nicht für angemessen erachten kann. Will man aber gleichwohl ein solches, so würde darin nicht etwa ein Motiv liegen, um desto eher von dem Fürstenthum abstrahiren zu können, sondern die Sache verhält sich ganz umgekehrt. Man müßte dann umsomehr darauf bedacht sein das Fürstenthum zu einem besonderen Factor der neuen Verfassung zu machen, damit es selbst dem Kaiserthum zur Stütze diente, wenn anders das neue Kaiserthum dem ehemaligen Kaiserthum verwandt sein soll, welches ja von Anfang an sich selbst nur auf der Basis des Fürstenthums erhob. Hat aber das neue Kaiserthum mit dem ehemaligen Kaiserthum nichts gemein, — was ist es denn wirklich geworden? Das werden wir sogleich sehen.

Die Reichsverfassung macht den Kaiser vor allem zum Kriegsherrn, und giebt ihm in dieser Eigenschaft die ausgedehntesten Befugnisse. Ueberall tritt dabei die persönliche Entscheidung und persönliche Thätigkeit hervor, wie sie der Stellung eines Feldherrn entspricht. Ruht nun diese Kriegsherrlichkeit auf einem so die ganze Nation umspannenden und so tief in das ganze bürgerliche Leben eingreifenden Militärsystem, wie es die neue Verfassung feststellt, — ein Militärsystem, welches sogar schon im voraus wie für immer sanctionirt und zugleich mit einem eisernen Etat ausgestattet ist, da jede Veränderung gegen den Willen des Kaisers rechtlich unmöglich wird, — so bedarf es keiner Worte, welche außerordentlichen Machtmittel dadurch gegeben sind. Alles was einst die Ottonen, die Salier und die Hohenstaufen an Machtmitteln besaßen, erscheint geradezu wie eine verschwindende Größe dagegen. Die ganze große Kaiserzeit wäre nur wie ein Kinderspiel im Vergleich zu der neuen Kaiserzeit! Um so gewisser aber entstände daraus auch nur ein Militärkaiserthum. Und wäre dies

irgendwie wünschenswerth, oder wäre auch nur an seinen dauernden Bestand zu denken, nachdem wir gesehen, wie ein solches Militärkaiserthum in Frankreich schon zweimal zusammenbrach? Ich meine vielmehr, daß das Militärwesen, eine so ungeheuere Macht es auch darstellt, an und für sich überhaupt keine Basis bildet. Denn es ist kein für sich bestehendes Wesen, sondern es ist um anderer Zwecke willen da, und auf diese anderen Zwecke kommt es an, ob das neue Kaiserthum einen moralischen Halt gewinnen kann.

Das ehemalige Kaiserthum galt vor allem als Mittelpunkt der Rechtsentwicklung. In dem neuen Reiche hingegen steht es nicht so; die Rechtsentwicklung ist da nur theilweise und nebenbei hineingezogen, wie das neue Reich auch kein eigentliches Reichsgericht oder Bundesgericht kennt. Und schon dies Eine muß unermeßliche Folgen haben. Aber ich will darauf nicht weiter eingehen, ich nehme hier die Verfassung wie sie ist. Immerhin ertheilt sie dem Kaiserthum noch viele andere Befugnisse, die im Ganzen so wichtig sind, daß sie die militärische Stellung, so sehr dieselbe auch für den Augenschein in den Vordergrund tritt, doch in der That weit überwiegen. Allein grade diese, ihrer inneren Bedeutung nach überwiegenden Befugnisse, kann der Kaiser nicht persönlich ausüben sondern nur durch den Kanzler. Er ist in dieser Hinsicht gänzlich anders gestellt als auf dem militärischen Gebiete. Was dort eine zugleich rechtliche und thatsächliche Machtvollkommenheit ist, bleibt hier eine blos rechtliche, und indem das Recht ausgeübt wird, geht es thatsächlich auf den Kanzler über, der hinterher zum entscheidenden Factor wird, und unvermeidlich werden muß.

Die Sache ist einfach. Man bedarf in allen wichtigen Angelegenheiten der Zustimmung des Bundesrathes, meist auch des Reichstages, und es liegt in der Natur der neuen Verhältnisse, daß solche Zustimmung nicht blos rechtlich sondern auch thatsächlich unentbehrlich ist. Ein jahrelanger Conflict zwischen der Reichsregierung und dem Reichstage, ähnlich wie einst mit dem preußischen Landtage, wäre hier ein unmög-

licher Zustand. Der König von Preußen konnte ja die Beschlüsse des preußischen Landtages auf sich beruhen lassen, er blieb was er war, auch ohne den Landtag. Denn das preußische Königthum hatte schon lange vor dem Landtag bestanden, das ganze moderne Preußen selbst war mit dem Königthum und unter dessen Herrschaft entstanden, der Landtag nur etwas neu Hinzugekommenes, dessen man unter Umständen sehr wohl entrathen konnte. Das heutige Reich hingegen ist von gestern, das Kaiserthum kann nur mit dem Reichstag bestehen, ein andauernder Conflict mit demselben würde seine Existenz in Frage stellen. Es ist daher von äußerster Wichtigkeit, daß hier alles glatt abgeht. Nicht minder im Bundesrath, in welchem die preußischen Stimmen bei weitem nur die Minorität bilden, so daß die übrigen Bundesglieder, wenn sie die rechtlichen Befugnisse, welche ihnen die Verfassung zuschreibt, nach ihrer Stimmzahl auch wirklich geltend machen wollten, unter Umständen die ganze Reichsregierung lahm legen könnten. Da kommt es auf geschickte Verhandlungen an, um jeden etwaigen Widerspruch schon im Keime zu ersticken, und danach müssen alle Maßregeln berechnet sein. Wer kann aber darüber entscheiden? Nur der Kanzler, der alle Verhandlungen im Bundesrath leitet und alle Fäden in der Hand hat. Und so erscheint er auch im Reichstage, wo er allein die nöthigen Verbindungen mit den parlamentarischen Parteien anknüpfen kann. Auf seiner Behandlung der Sache beruht zuletzt aller Erfolg. Er könnte aber keinen Erfolg haben, wenn er nicht die ausgedehnteste Vollmacht besäße; Niemand darf ihm da einreden. In seiner Hand also liegt die auswärtige Politik, die Gesetzgebung wie die Verwaltung. Ueberall zwar handelt er nur als Organ des Kaisers, so daß der Form nach die Entscheidung vom Kaiser ausgeht, aber der Sache nach ist es anders, und wäre das neue Reich wohl eher ein Kanzlerreich als ein Kaiserreich zu nennen. Darüber wird Niemand in Zweifel sein. Und so weiß auch Jedermann, wer die neue Reichsverfassung und das neue Reich selbst geschaffen hat. Ein allmächtiger Kanzler versteht sich da

ganz von selbst, denn auf ihm beruht einstweilen der heutige Zustand; es wäre nicht zu sagen, was ohne ihn daraus würde. Zu solcher Kanzlerstellung nun würde es freilich nicht stimmen, das deutsche Fürstenthum zu einem activen Factor der Reichsverfassung zu machen. Zum Kaiserthum hingegen, — wenn man es richtig verstände und ernstlich damit meinte, — würde das um so besser stimmen, und müßte sogar als eine unentbehrliche Lebensbedingung desselben gelten. Nur würden dann wieder die Annexionen nicht dazu stimmen, die jedes lebendige Verhältniß zwischen Kaiserthum und Fürstenthum unmöglich machen.

Immer kommen wir auf denselben Widerspruch zurück! Die Politik des Grafen Bismarck ging von rein preußischen Gesichtspunkten aus und bezweckte vor allem die Erhöhung Preußens, hinterher aber soll vielmehr ein deutsches Kaiserreich daraus entstehen. Ich frage: müssen denn die Mittel nicht dem Zweck entsprechen, und wer in aller Welt wird uns beweisen können, daß Annexionen, welche vielmehr eine Störung der deutschen Entwicklung sind, der rechte Weg zur Begründung eines deutschen Kaiserreiches wären? Oder was man hinterher so nennt, das ist kein deutsches Kaiserreich sondern nur die erweiterte preußische Herrschaft. Und so bestätigt sich auch dies wieder, wovon ich früher sprach, nemlich welch eine wesentliche Quelle der Verirrung in der einseitigen Verfolgung der Staatsidee liegt, indem man nichts davon wußte, daß das Reich etwas ganz anderes sein muß als ein Staat. Graf Bismarck also wollte auf Grundlage des preußischen Staates einen deutschen Staat herstellen, und darin lag schon der Grundfehler. Und wie faßte er dann ferner den preußischen Staat selbst auf? Ganz in derselben abstracten Weise, die uns schon in dem Gerede von Staatenbund und Bundesstaat entgegentrat, und die, wie ich ebenfalls früher erklärte, auch grade in Preußen am meisten verbreitet ist, indem man in Preußen nur den reinen Staat sieht, gewissermaßen den Staat als solchen. Der preußische Staat ist aber in Wirklichkeit nichts ohne das preußische

Königthum. Für den preußischen Staat nun möchte es vielleicht als etwas ganz Gleichgültiges erscheinen, was aus dem deutschen Fürstenthum wird, wenn er sich nur selbst vergrößern kann, für das preußische Königthum hingegen dürfte die Frage doch anders liegen. Es ist selbst aus dem deutschen Fürstenthum herausgewachsen, es ist sogar an der Spitze des deutschen Fürstenthums emporgekommen, und wie es ohne dies nach seiner Entstehung nicht zu begreifen wäre, so wird es auch in seinem Fortbestand noch einigermaßen daran gebunden sein.

Man hat in unseren Tagen so viel von dem Wiedererwachen des Friedericianischen Geistes gesprochen, man muß aber erst aus dem großen Friedrich etwas ganz anderes machen, als er wirklich gewesen, wenn seine Politik zur Folie der Politik des Grafen Bismarck dienen soll. Oder wo hätte das Werk von 66 irgend eine Analogie mit Friedrich's „Fürstenbund", dessen Name ja schon bezeugt, wie sehr anders dieser Mann das Verhältniß des preußischen Königthums zum deutschen Fürstenthum auffaßte? Ich meine nicht etwa, daß Friedrich dabei von einer inneren Sympathie für das deutsche Fürstenthum getrieben gewesen wäre. Davon liegt allerdings nichts vor, und wäre auch um so weniger daran zu denken gewesen, als damals an vielen deutschen Höfen ein sehr übles Treiben herrschte. Denn es war noch die Zeit, wo der fürstliche Absolutismus seine Orgien feiern konnte, und dazu bestanden noch die zahllosen, späterhin zum größten Theil mediatisirten kleinen Dynasten, die das Fürstenthum so oft zur Karrikatur machten, worüber Friedrich selbst seinen Witz ergehen ließ. Aber wie dem auch sei, — er achtete selbst das Recht dieser Allerkleinsten. Nicht Sympathie oder Antipathie bestimmte seine Politik sondern rein verständige Erwägungen, auf Grund deren er seine eigene Stellung an den Fortbestand des deutschen Fürstenthums gebunden hielt. Auf dieser Idee beruhte sein Fürstenbund, welcher bekanntlich gegen die damaligen Uebergriffe des Kaisers Joseph gerichtet war. „Dieser Bund", sagte Friedrich,

„werde ein Schlagbaum sein gegen alle Eroberungsgelüste des Kaisers, der darauf ausgehe, in ganz Deutschland einen tyrannischen Despotismus aufzurichten. Ließen es die deutschen Fürsten zu, daß einige ihres Gleichen zermalmt würden, so werde sicher auch die Reihe an sie kommen, und sie würden nur das Vorrecht der polyphemischen Höhle haben, nemlich zuletzt verspeist zu werden". So berichtet uns die Sache selbst ein gothaischer Geschichtsschreiber (Schmidt, „Preußens deutsche Politik"). Und nun frage ich, wie zu diesen damaligen Erklärungen Friedrich's die Politik von 66 stimmt, die ja durch diese Worte wie im voraus verurtheilt zu sein scheint?

Hierauf noch Eins. Denn das deutsche Fürstenthum hat nicht blos eine Bedeutung für unsere Nationalentwicklung, sondern es hat zugleich eine europäische Bedeutung, als der Kern des ganzen dynastischen Systems von Europa. Und so verläuft sich auch nach dieser Seite die deutsche Frage wieder in die europäische Politik. Fast alle europäischen Dynastien stammen zuletzt aus Deutschland, und die nicht aus Deutschland stammen, sind doch mit deutschen Häusern verschwägert. Mit diesem dynastischen System aber hängt auch das monarchische System zusammen. Das sogenannte monarchische Princip, von dem man so viel spricht, — wie es zu seiner Zeit auch Stahl noch that, — ist an und für sich genommen eine Abstraction; es hat kein Leben ohne die Dynastien. Wer also diese Verhältnisse unbefangen auffaßt, wie sie in Wirklichkeit sind, wird nicht verkennen, wie darin allerdings eine besondere Wichtigkeit liegt, die das deutsche Fürstenthum bisher gehabt hat und selbst noch ferner haben wird, — so lange Europa noch nicht republikanisirt ist. Ich weiß wohl, daß die dynastischen Verbindungen heute bei weitem nicht mehr die Rolle spielen wie im vorigen Jahrhundert, bedeutungslos aber sind sie noch nicht geworden, und können es nicht sein, oder es müßte auch keine Erbmonarchien mehr geben. Dieses aber anerkannt, so folgt es unmittelbar, wie die Politik von 66 zugleich ein Schlag

gegen das ganze dynastische System Europas war, dessen Wirkungen wohl sehr weithin empfunden sein mögen. Man wird darauf gefaßt sein müssen, daß daraus auch Rückwirkungen entspringen werden. Sei es früher oder später, – ausbleiben werden sie nicht.

Neunundzwanzigster Brief.

Die heutige Lage und die europäische Politik.

Glück und Geschick, dazu Muth und Kraft, das giebt den Erfolg. Auch die Erfolge, deren sich die Politik von 66 rühmen kann, werden auf denselben Factoren beruhen. Das Glück war ja so groß, daß es nicht nur den unbetheiligten Beobachter sondern den Sieger selbst überraschte, der eine so günstige Wendung aller Umstände, wie sie wirklich eintrat, garnicht erwartet haben konnte. Fast möchte man an den Ring des Polykrates denken, bei einer so ununterbrochenen Folge von Glück auf Glück! Aber Geschick gehörte gewiß nicht minder dazu um alle die günstigen Umstände zu benutzen; desgleichen eine seltene Energie und eine vor keinem Wagniß zurückschreckende Dreistigkeit. Die Ereignisse selbst geben davon das augenfälligste Zeugniß. Gewohnt den Thatsachen Rechnung zu tragen, werde ich also auch diese Thatsachen nicht übersehen, sondern mich vielmehr bemühen ihren Werth richtig zu schätzen, und darum weder zu niedrig noch zu hoch.

Die Erfolge liegen vor, sie stehen an und für sich außer Frage. Fraglich bleibt nur: was aus den Erfolgen selbst wieder folgen wird? Man hat aber Erfolge in der Welt gesehen, die sich hinterher durch ihre eigenen Folgen wieder

aufhoben, oder sich sogar ins Gegentheil verkehrten. Der bloße Erfolg also thut es noch nicht, wenn nicht mit ihm zugleich die Bedingungen gegeben sind, daß nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit auch günstige Folgen daraus entspringen werden. Und da tritt nun der große Unterschied hervor, der zwischen dem Werk eines Diplomaten oder Strategen besteht, und dem Werk eines Gesetzgebers oder gar eines Verfassungsgründers. Diplomatische Combinationen sind ihrer Natur nach vor allem auf den nächsten Erfolg berechnet. Was später darauf folgen möchte, bleibt wegen der sich ununterbrochen verändernden Stellung der Mächte immer unsicher, man muß im voraus darauf gefaßt sein unter Umständen wieder eine andere Wendung zu nehmen; die Rücksicht auf die Gegenwart wird zur Hauptsache, die Rücksicht auf die Zukunft zur Nebensache. Noch mehr gilt das im Kriege. Hat ein Feldherr den Feind geschlagen und die Widerstandskraft desselben gebrochen, so existiren keine Schwierigkeiten mehr für ihn, und mit dem Friedensschluß ist auch sein Werk vollständig abgeschlossen. Wie ganz anders, wenn eine neue Verfassung begründet wird! Der augenblickliche Erfolg ist hier das Wenigste, auf die späteren Folgen kommt es an, und ist die Verfassung fertig geworden, so treten die inneren Schwierigkeiten der Sache erst recht hervor.

Unter diesem Gesichtspunkt muß man das Werk von 66 beurtheilen. Die seitdem erlangten diplomatischen und militärischen Erfolge sind außerordentlich, und dadurch selbst ist jetzt das neue Reich zu Stande gebracht, aber was haben diese Erfolge zu schaffen mit der inneren Haltbarkeit der neuen Ordnung? Ich finde darin keine Gewähr des Fortbestehens, noch weniger den Beweis innerer Wahrheit. Gelingen kann unter Umständen Vieles und ist darum noch lange nicht gut. So mag man auch der geschickteste Diplomat oder Feldherr sein, und hat darum doch nichts von einem Gesetzgeber, der ganz anders denken und handeln muß als jene. Und das grade ist nun hier zu bemerken, daß man organische Veränderungen auf eine Linie stellt mit einem glücklichen diplomatischen Coup oder

einem militärischen Sieg. Wie es in der Diplomatie und auf dem Felde vor allem darauf ankommt die Gunst des Augenblickes auszubeuten, so sollte das auch die Weise sein um zu neuen Organisationen zu gelangen. Auf Schnelligkeit und Gewandtheit schien dabei das Meiste anzukommen, die neue Verfassung sollte als eine vollendete Thatsache dastehen, gegen die sich hinterher garkein Widerspruch mehr erheben könnte, nachdem gewissermaßen durch Ueberrumpelung schon Alles zum Abschluß gebracht wäre. Wie sonderbar aber, wenn man doch gleichzeitig den parlamentarischen Apparat hinzufügte, der also ausdrücklich zum Sprechen auffordert, denn warum sollte hinterher nicht auch der Widerspruch kommen? Das ist kein bloßes Wortspiel, sondern die neue Verfassung umschließt reale Elemente, deren Kräfte nach ihren eignen inneren Gesetzen wirken, und nun fragt sich erst, ob die künstliche Ordnung, in welche man diese Kräfte gebracht hat, auch zu ihren eignen inneren Gesetzen stimmt. Also nicht blos den Widerspruch von der Tribüne herab meine ich, der an und für sich wenig bedeuten möchte, sondern den in der Sache selbst liegenden Widerspruch. Und wie groß der ist, habe ich schon unter verschiedenen Gesichtspunkten gezeigt.

Um das Ganze jetzt in vollem Lichte zu erkennen, müssen wir noch die allgemeine Lage der europäischen Politik ins Auge fassen. Denn auf diplomatischen und militärischen Erfolgen beruhte hier alles. Und wie wären solche Erfolge möglich gewesen, wenn nicht die zeitweilige Stellung der auswärtigen Mächte und die allgemeine Strömung der Zeit das Unternehmen begünstigt hätte? Darüber besteht kein Zweifel. Man mußte im Jahre 66 nicht nur Italien für sich haben, sondern auch der Connivenz von Seiten Frankreichs und Rußlands gewiß sein, sonst würde man den Krieg nicht begonnen haben. Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß Graf Bismarck vorher in Rußland und in Frankreich gewesen war, man darf annehmen, daß er dort die Stimmung sondirte und Verbindungen anknüpfte. Die Zukunft wird vielleicht den Schleier darüber lüften, welche Verabredungen damals stattgefunden haben mögen, daß aber

Verabredungen statt gefunden haben müssen, kann auch der Uneingeweihte aus den Ereignissen selbst entnehmen. Und wahrscheinlich dürften wohl die ersten Anfänge davon bis auf 59 zurückreichen. Denn auch Louis Napoleon hätte wohl den italienischen Krieg nicht gewagt, hätte er nicht Grund gehabt im voraus auf die preußische Neutralität rechnen zu dürfen. Wie Rußland in dieser Sache dachte, trat damals ganz offen hervor. Genug, man müßte gegen den hellen Tag streiten, wenn man leugnen wollte, daß daß Unternehmen von 66, nebst allem was darauf gefolgt, an Bedingungen gebunden war, welche der allgemeinen europäischen Politik angehören, obwohl die einzelnen Wendungen dem Uneingeweihten fremd bleiben, aber darauf kommt auch für die Auffassung des Ganzen wenig an. War also das Gelingen des Unternehmens durch zeitweilige politische Stellungen und Strömungen bedingt, so scheint es ein nahe liegender Gedanke, daß auch die Fortexistenz und Fortentwicklung des daraus entsprungenen Werkes noch einigermaßen an die zukünftigen Wendungen der europäischen Politik gebunden bleiben möchte. Allen Respect vor den Machtmitteln des neuen Reiches, allein so mächtig ist es doch nicht, daß es sich allen Einwirkungen von auswärts entziehen könnte, sondern es bietet vielmehr solchen Einwirkungen selbst gar manche Anknüpfungspunkte und Handhaben dar. Dafür eben ist es eine neue Schöpfung, keine altbegründete Existenz, und was so wie mit einem Zauberschlag entstand, dem wird auch unvermeidlich noch viel an innerer Festigkeit fehlen. Wie nun aber, wenn die bisher günstige Strömung der europäischen Politik sich erheblich verändern sollte? Und wäre das etwa so unwahrscheinlich oder jedenfalls als fernliegend anzusehen? Es wird der Mühe lohnen, daß wir uns diese Frage zu beantworten suchen, soweit sich darüber nach offenkundigen Thatsachen urtheilen läßt.

Worauf beruhte denn also der Zustand der allgemeinen Politik in letzter Zeit? Zuvörderst doch wohl noch auf den Nachwirkungen der Bewegung von 48, und diese selbst war wieder nichts anders als die Erneurung der Tendenzen von 1789. Freiheit und Gleichheit wurden abermals die

Parole, wozu nur noch die Nationalität hinzukam. Zwar stellten die Sozialisten auch noch das Princip der Brüderschaft auf, aber die sozialistischen Bewegungen kamen nur in Frankreich zum vollen Ausbruch, und der wurde bald wieder erstickt. Jedenfalls blieben die sozialistischen Bewegungen in anderen Ländern einstweilen noch im Hintergrunde, obwohl sich das in Zukunft ändern könnte. Im Vordergrunde standen die aus dem Freiheits- und Gleichheitsprincip abgeleiteten politischen Forderungen, und dazu wie gesagt das Nationalitätsprincip, wobei die Nationalität ganz eben so abstract und formalistisch aufgefaßt wurde als die Freiheit und Gleichheit. In der Hauptsache also waren es doch wieder die Ideen von 1789, worüber auch die ganze Bewegungspartei bis heute noch nicht hinausgekommen ist, insoweit sie überhaupt eine principielle Basis hat. Zuletzt hängt dabei alles an dem Freiheitsbegriff. Die Aufgabe wäre daher einen positiven Freiheitsbegriff zur Geltung zu bringen, durch eine positive Staatswissenschaft, die sich aber selbst erst zu entwickeln beginnt und bis heute noch zu keiner practischen Wirkung gelangt ist. Die Restauration hatte zu ihrer Zeit ganz richtig erkannt, daß mit jenen Principien sich nichts Dauerhaftes begründen läßt, weil dieselben immer mehr negativ als positiv wirken, die Repressivmaßregeln der Restauration waren aber nicht minder etwas blos Negatives, und ihre positiven Maßregeln liefen auf veraltete oder gradezu verwerfliche Tendenzen hinaus, so daß daraus ebensowenig ein dauerhafter Zustand entspringen konnte. Das Restaurationssystem brach also im Jahre 48 wieder zusammen, insoweit es damals überhaupt noch bestand, und die alten Tendenzen von 1789 kamen einstweilen wieder zur Geltung. Das wäre das Erste.

Wie ein Lauffeuer ging damals die neue Bewegung durch halb Europa, und überall zeigten sich im Grunde genommen dieselben Erscheinungen. Nemlich der Versuch, mit gänzlichem Absehen von den gegebenen geschichtlichen Grundlagen, aus dem bloßen Volkswillen heraus auf einmal einen neuen Zustand zu begründen durch eine auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhende Constituante. Was war das anders als ein neues Aufflackern

des alten Revolutionsgeistes von 1789? Und danach war auch der Erfolg, denn überall scheiterte hinterher der Versuch. Die nächste Folge war darum wieder eine Art von Restauration, welche doch aber selbst nicht umhin konnte mehr oder weniger mit den Bewegungsprincipien zu transigiren, und schon dadurch ihren eignen Mangel an wirklicher Schöpfungskraft hinlänglich bekundete. Repressivmaßregeln waren wieder die Hauptsache. Dazu aber trat noch der wichtige Umstand, daß in Frankreich ein neuer Napoleonismus aufkam, der zwar eine materielle Beruhigung zu gewähren schien, aber dem Wesen nach doch vielmehr nur eine andere Gestalt des Revolutionsprincips war, und gleichwohl bald so viel Einfluß gewann, daß selbst die sogenannten legitimen Regierungen mehr oder weniger von seinem Geist ergriffen wurden. Also die Revolution und Restauration nebeneinander und durcheinander, — wohin konnte solcher Zustand führen? Er mußte in allgemeiner Principlosigkeit enden, weil man ernstlich an garkein Princip mehr glaubte. Der momentane Erfolg wird dann alles, und alles gilt nur wie ein Provisorium. Die Politik wird wie ein Börsengeschäft, ein Schwindelgeist durchzieht die Welt. Das wäre das Zweite.

Das Dritte dann, daß durch die Revolution von 48 zugleich das pentarchische Großmachtssystem untergraben war, welches sich einst durch die Coalitionskriege gegen das napoleonische Frankreich gebildet, und dann seit 1815 geherrscht hatte. Dieses System beruhte auf der Idee einer solidarischen Gemeinschaft der großen Mächte, welche auch in gewissem Sinne einstweilen wirklich bestand, und für die Erhaltung des europäischen Friedens unstreitig von hoher Wichtigkeit wurde. Große Veränderungen, im einseitigen Interesse einzelner Mächte unternommen, waren dem Princip nach ganz ausgeschlossen, in der Praxis wenigstens sehr erschwert. Die Erhaltung des bestehenden und vertragsmäßig begründeten Rechtes galt überall als ein gemeinsames Interesse. Daß Staaten über Nacht verschwinden könnten, und kein Dritter dabei mitzureden hätte, wäre damals ein unfaßbarer Gedanke gewesen. So

viel denn auch diesem pentarchischen Systeme vorzuwerfen sein mag, — es gab dem europäischen Völkerrecht einen realen Anhalt, der immer noch besser war als gar keiner. Indessen war es schon nach der Julirevolution so abgeschwächt, daß es dem gewaltsamen Ausbruch der Nationalitätstendenzen im Jahre 48 keinen Widerstand mehr entgegen setzen konnte. Und wie hätte es hinterher wieder zu neuer Kraft gelangen mögen, während doch das Nationalitätsprincip (wenn auch die darauf beruhenden Unternehmungen zunächst scheiterten) noch in der Tiefe fortwirkte? Die Nationalität ist ein ausschließendes Princip, welches selbst keine Rechtsgemeinschaft begründen kann, es erweckt vielmehr egoistische Interessen. So war das pentarchische System innerlich gebrochen, und was noch thatsächlich davon fortbestand, zerstörte der Krimkrieg. Es blieb nur noch ein Leichnam, und auch der wurde durch den italienischen Krieg begraben, von wo an das ganze System als verschwunden gelten muß.

Das meiste hat dazu Louis Napoleon gethan. Er mag dabei den Hintergedanken gehabt haben, auf den Ruinen des pentarchischen Systems seine eigne Herrschaft zu begründen, indem er selbst zum allgemeinen Regulator der europäischen Politik würde, was ihm ja auch momentan bis auf eine gewisse Grenze gelang. Zum Hebel diente ihm dabei das Nationalitätsprincip, welches durch den italienischen Krieg eine neue Bedeutung erhielt. War dieses Princip im Jahre 48 nur durch die spontanen Regungen der Völker in der Form der Revolution aufgetreten, so wurde es jetzt von einer anerkannten Macht aufgestellt, und die Connivenz der anderen Mächte gab ihm eine Art von diplomatischer Geltung. In Kraft dieses Principes also sollte das vertragsmäßige Recht in Italien annullirt sein. Das war die Voraussetzung für das Unternehmen von 59. Wenn aber so etwas zulässig war, so war auch das ganze positive Recht des europäischen Staatensystems untergraben. Krieg auf Krieg stand in Aussicht. Jeder denkende Beobachter hätte so urtheilen müssen. Ich meinerseits habe die Sache schon damals in meinen

„Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht" so aufgefaßt, worauf ich mich auch für die nähere Begründung der vorstehenden Behauptungen berufen muß. Die Berücksichtigung aller dieser Dinge ist für das Verständniß der heutigen Lage um so unerläßlicher, je mehr man noch immer in dem Irrthum befangen ist, die deutschen Angelegenheiten als etwas für sich Bestehendes zu betrachten, während sie doch ganz unvermeidlich und ununterbrochen mit der europäischen Politik zusammenhängen.

Man hat damals die italienische Sache ganz allgemein zu leicht genommen, indem man sich durch das bequeme Auskunftsmittel der Localisirung des Krieges täuschen ließ. Eine Phrase, wie je etwas Phrase war! Oder konnte man denn auch die Folgen dieses Krieges localisiren? Die Folgen aber griffen bald immer weiter, und durch die Verkettung der Ereignisse empfindet sie heute ganz Europa. Hatte die Pentarchie, und noch mehr die heilige Allianz, zu ihrer Zeit ein allgemeines Interventionsrecht in Anspruch genommen, und dasselbe unstreitig gemißbraucht, so verfiel man jetzt in den entgegengesetzten Fehler die Intervention allgemein ausschließen zu wollen, und eben dies Ausschließen selbst zum Princip zu machen durch das sogenannte Nichtinterventionsprincip. Die Basis des europäischen Völkerrechts wäre demnach etwas blos Negatives. Denn was bedeutet sonst dieses Nichtinterventionsprincip, als daß es in Zukunft jedem Staate gleichgültig sein soll, was anderen Staaten widerfährt, so lange er sich nur selbst zu salviren vermag? Lehrt aber nicht schon der gemeine Verstand, daß es keineswegs gleichgültig ist, wenn des Nachbars Haus brennt? Und ist diese Nichtintervention irgend etwas Besseres als das altbekannte Laissez faire, und also die Plattheit der Oeconomisten auf die hohe Politik übertragen? Nur wer noch auf Adam Smith schwört, der mag auch an die Wahrheit dieser allerneuesten Entdeckung glauben, wonach es als ein Triumph des menschlichen Geistes gilt, daß man sich um einen gemeinsam anerkannten Rechtszustand garnicht mehr zu bemühen habe, sondern blos noch um

Freihandel. Plausibel mag es ja scheinen, daß, wenn die Kriege localisirt sind und keine dritte Macht sich einmischt, das Unglück damit wenigstens vermindert wäre, nur entsteht freilich die Folge daraus, daß dann auch die Friedensschlüsse nur für die beiden streitenden Parteien verbindlich sind, für jeden dritten Staat aber nur wie ein Factum gelten, welches er beachtet, so weit es ihm convenirt. Bald giebt es gar kein allgemein anerkanntes Recht mehr, und folglich auch keine Sicherheit mehr, außer durch die effective Macht. Niemand wird dem Schwachen mehr helfen, wenn er von dem Starken erdrückt wird, dafür gilt das Nichtinterventionsprincip. Jeder Staat muß demnach rüsten, weil aber sein Nachbar desgleichen thut, muß die Rüstung wieder verstärkt werden, und so wird immerfort gerüstet, bis endlich ganz Europa in Waffen starrt. Das ist das Resultat dieser Manchesterweisheit. Und so viel, sage ich, lag an dem italienischen Kriege, daß von daher der heutige Militarismus datirt!

Alles kam seitdem darauf an ein anderes System zu gründen, nachdem die alte Pentarchie begraben war. Dadurch ist die Sicherheit eines europäischen Friedenszustandes bedingt, daß das europäische Völkerrecht wieder einen realen Anhalt erhält. Und davon hängt überhaupt die Erhaltung und Kräftigung des Rechtssinnes ab, auch in den einzelnen Staaten und in der bürgerlichen Gesellschaft. Denn alles Recht conzentrirt sich zuletzt im Völkerrecht, daher auch die Wissenschaft des Völkerrechts als der edelste Theil der Jurisprudenz gelten müßte, wie Grotius sagt. Ist aber die Völkerrechtswissenschaft in Wirklichkeit wohl der am meisten vernachlässigte Theil, — in welchen Abgrund läßt uns diese traurige Thatsache blicken! Und was Wunder dann, daß in diesen Abgrund selbst ganze Staaten wie nichts verschwinden. So hängt auch hier wieder die Praxis mit der Theorie zusammen. Aber bleiben wir bei der Praxis.

Das war also die große Aufgabe, einen neuen Zusammenhang der europäischen Mächte zu begründen. Gewiß das höchste Ziel, das sich ein europäischer Staatsmann stellen

konnte. Fühlte sich nun Preußen zu einer großen Stellung berufen, — hier winkte ihm die Palme wahren Ruhmes. Da konnte der preußische Adler den Aufschwung nehmen, daß mit Recht von ihm zu sagen gewesen wäre: non Soli cedit, denn zur Sonne hätte er sich aufgeschwungen, grade wie Fichte von dem deutschen Geiste sagt. Es wäre eine deutsche und eine preußische That zugleich gewesen, und deren sich Preußen wohl unterwinden mochte, wenn es sich wirklich als einen Staat der Geistesmacht fühlte. „Kraft und Geist" wäre dann die Parole gewesen, was freilich anders klingt als „Blut und Eisen". Der Geist gehörte hier wesentlich dazu. Und zwar ein anderer Geist, als der woraus die Politik von 66 entsprang. Preußen mußte sich dabei über sein Sonderinteresse erheben und sich unumwunden auf den deutschen Standpunkt stellen, die deutsche Aufgabe selbst aber mußte im Zusammenhang mit der europäischen behandelt werden. Durch den Bund war dabei der Anhalt gegeben die deutschen Kräfte zusammenzufassen; man brauchte den Bund nur zu einem activen Körper zu machen, und dieser Körper hätte zugleich ganz Mitteleuropa repräsentirt, so daß schon sein eigenes Gewicht entscheidend wurde. Wie nahe lag es, daß auch die kleinen Nachbarstaaten sich daran anschlossen, und dieses erreicht, so machte sich alles Weitere von selbst. Deutschland wurde wieder der Träger des europäischen Völkerrechts, wie es im Mittelalter das Reich gewesen war, aber an die Stelle der feudalen Formen des alten Kaiserthums trat die Föderation. In meinen „Dreiunddreißig Sätzen vom deutschen Bunde" hatte ich diesen Gedanken des näheren ausgeführt.

Schwierig war natürlich auch diese Sache, denn nichts Großes ist leicht. Die Hauptschwierigkeit aber lag in dem preußischen Sondergeist selbst, darum sagt ein alter Satz: „doppelt siegt wer sich selbst besiegt", und diesen Sieg hat Preußen nicht errungen. Es ist vielmehr der Versuchung unterlegen, aus der Zerfahrenheit der europäischen Verhält-

nisse und dem seit 48 hereingebrochenen schwindelhaften Treiben für sich selbst Nutzen zu ziehen.

Merkwürdig doch, wie in diesem Falle die früher besprochene Theorie von Sietze eine gewisse Bestätigung findet. Nach seiner eigenthümlichen Geschichtsconstruction nemlich, die, wie wir wissen, sich an das Vaterunser anschließt, würde Preußen sich jetzt in der Periode der sechsten Bitte befinden:

„Führe uns nicht in Versuchung".

Das wäre also wie eine Weisagung dieses Mannes gewesen, obwohl er nicht zugleich voraussah, daß Preußen der Versuchung erliegen würde, wie es dann allerdings geschah. Daß aber solche Versuchung so verlockend an Preußen herantrat, war wieder die Folge der Vorgänge von 59. So hängt die allerneueste Aera mit der damaligen neuen Aera zusammen.

Jeder Kundige weiß es ja: es waren die Lorbeeren des Grafen Cavour, welche den berliner Geistern keine Ruhe ließen. „Was hat der Mann erreicht, hörte man da sagen, und wie groß ist Sardinien dadurch geworden!" Schien es doch auf einmal größer als Preußen, und Preußen dadurch selbst auf eine tiefere Stelle herabgedrückt. „Darum, sagte man, muß Preußen dasselbe versuchen, um bald wohl noch viel höher zu steigen." Und dazu eben boten die Umstände die günstigste Gelegenheit, man brauchte sie nur zu benutzen.

Der ehemalige pentarchische Zusammenhang der Mächte, wonach dieselben gegenseitig sich keine willkürlichen Veränderungen gestatteten, war wie gesagt erloschen. Oesterreich war infolge des italienischen Krieges gelähmt. Desgleichen Rußland infolge des Krimkrieges, dabei entschieden gegen Oesterreich verstimmt, überhaupt aber in einer reservirten Stellung, zu jedem activen Eingreifen in die allgemeine Politik einstweilen ungeneigt. Endlich hatte sich auch die in den funfziger Jahren so entscheidende Entente cordiale zwischen Frankreich und England nach dem mexikanischen Unternehmen gelockert. Seitdem mochte jeder Staat versuchen, was ihm gefiel und was er konnte. Die Localisirung der Kriege und die Nichtintervention war schon eine diplomatische Maxime ge-

worden. Dazu das Nationalitätsprincip durch Louis Napoleon gewissermaßen zur offiziellen Anerkennung gebracht, und in Italien lag das Beispiel vor, wie gegenüber diesem Princip das ganze vertragsmäßige Recht mit einem Schlage zu beseitigen wäre. In Deutschland selbst aber hatten die Gothaer und Nationalvereinler vorgearbeitet, die Idee eines preußischen Kleindeutschlands hatte Boden gewonnen. Jedenfalls war der alte Bund genügend discreditirt, und durch die ungeschickten Versuche von 63 umsomehr in seiner Fortexistenz untergraben. Nur wenn damals in Wien ein großer Staatsmann gewesen wäre, mochte der alte Bund noch zu retten gewesen sein, aber da zeigte sich vielmehr das Gegentheil, und die Mittelstaaten andererseits hatten durch ihr Verhalten in der schleswigholsteinischen Sache nur ihre Schwäche und Rathlosigkeit offenbart. Es war wie ein Verhängniß, daß auf dieser Seite das denkbar Verkehrteste geschah. Und alle das schloß sich an die Wendung von 59 an. Aber auch die durch 48 in Umlauf gekommenen Ideen der Freiheit und Gleichheit ließen sich noch mit Nutzen verwenden. Das allgemeine Stimmrecht gewährte ja diesen Ideen eine scheinbare Anerkennung. Es kam da nur auf einen großen Erfolg an, und grade dies allgemeine Stimmrecht gab hinterher dem Erfolge selbst die populäre Sanction. Louis Napoleon hatte gezeigt, was sich damit machen läßt, in Italien hatte man das auch begriffen, und warum sollte Preußen so spröde dagegen thun? So war alles vorbereitet.

Gewiß, als das Vortheilhafteste mag es immer gelten, eine gegebene Situation nach Kräften auszubeuten. Der Speculant benutzt die Conjunctur und wäre es auch mit einigem Wagniß verbunden. Gelingt das Wagniß, so mag er das dadurch erworbene Vermögen in Sicherheit genießen, Niemand wird ihn tadeln. Darf aber die hohe Politik nach denselben Maximen betrieben werden? Der Staat ist kein Kaufmann, der sich nach seinem Gefallen aus dem Geschäfte zurückzieht, sondern er ist das Geschäft selbst, und das Geschäft geht unaufhaltsam fort. Wäre es nicht würdiger gewesen

sich dem oberflächlichen Treiben, wohin das Nationalitätsprincip nebst den allgemeinen Wahlen und der ganzen repräsentativen Schauspielerei geführt hatte, zu widersetzen, um dafür ein besseres und ein deutsches System zur Geltung zu bringen, anstatt uns selbst immer tiefer in dieses über den Rhein hergekommene Wesen zu verstricken? Und warum wäre es am Ende nicht auch klüger zu nennen gewesen? Es kommt nur darauf an, wie weit hin man rechnet, und ob man des Morgens auch an den Abend denkt. Aber wie man auch darüber denke, so wird man zugeben müssen, daß ein solches Ausbeuten der Situation immer das Leichteste ist und nie den Stempel wahrer Größe trägt, so groß auch das dadurch erreichte Resultat erscheinen mag. Es fragt sich erst, wie lange das vorhält. Man hat schon andere Größen ihren früheren Nimbus verlieren sehen.

Ein Louis Napoleon wird jetzt mit Schmach bedeckt, man kann ihn nicht tief genug herabsetzen, nachdem man ihm so lange geschmeichelt und sich um seine Gunst beworben hatte. Ich fühle mich auch nicht getrieben, die Politik dieses Mannes zu preisen, und welche Zeichen der Schwäche er in seiner letzten Zeit gegeben, liegt vor Augen. So unbedeutend aber, wie man ihn jetzt machen will, ist er wahrlich nicht gewesen. Oder wer war es denn, der die Situation schuf, welche Andere hinterher ausbeuten konnten? Kein 66 ohne 59! Er war in Italien der Bahnbrecher gewesen, Graf Cavour stand auf seinen Schultern. Graf Bismarck aber hat Nutzen gezogen von den Unternehmungen des Einen wie des Anderen, und hat von Beiden gelernt. Davon zeugt sein eigenes Werk, aus welchem die Schule deutlich genug hervorleuchtet, denn aus dem ureignen Geiste deutscher Nation ist es am allerwenigsten hervorgegangen. Man pflegt Originale höher zu schätzen als Nachahmungen, und die Nachwelt wird dereinst nach derselben Maxime urtheilen.

Nun sage ich weiter: wenn also Preußen der Versuchung erlag, so wird es auch dem Gerichte erliegen. Was aus dem Weltgeist entsprang, ist auch dem fort-

schreitenden Prozeß dieses Weltgeistes unterworfen. Ja Preußen selbst muß daran mitarbeiten, daß dieser Prozeß fortschreitet, und es hat schon daran gearbeitet. Gilt ihm die Ueberwindung des napoleonischen Frankreichs als höchster Triumph, so wird es zu spät bemerken, wie damit zugleich sein eigenes System untergraben ist. Denn nur in einer von napoleonischen Principien durchdrungenen Atmosphäre der europäischen Politik konnte das Werk von 66 zu Stande kommen und sich behaupten. Dazu gewährten ihm die Vorgänge in Italien noch einen besonderen Anhalt. Wird aber die Schöpfung Cavour's nicht auch zusammenbrechen, nachdem der Thron seines Meisters zusammenbrach, zumal dieser Thron auf derselben Volksabstimmung beruhte, worin der neue italienische Thron seine Stütze fand, und deren Gebrechlichkeit nun die Thatsachen so augenfällig bekunden? Und steht nicht das Werk von 66, wenn es sich auch nicht auf dieselbe Grundlage stellte, doch allerdings im wesentlichen Zusammenhange mit der Errichtung des italienischen Reiches? Sollte also dieses wieder zerfallen, so steht das Werk von 66 als etwas Vereinzeltes da. Die allgemeine Strömung wird ihm dann nicht mehr günstig sein, sie wird sich vielleicht ins Gegentheil umwenden.

Es kann ja nicht lange mehr währen, so wird sich das unabweisbare Bedürfniß aufdrängen, daß es wieder ein gesichertes europäisches Recht geben muß. Der gegenwärtige Militarismus wird zuletzt als eine unerträgliche Last empfunden werden, denn alles hat seine Zeit. Dazu kommen die mit jedem Tage sich steigernden Schwierigkeiten und Gefahren, die aus den Arbeiterbewegungen entspringen, und denen gegenüber unter den heutigen Verhältnissen weder Rath noch Hülfe zu finden ist, indessen die stetige Kriegsbereitschaft und die häufigen Kriege nur die Noth der Massen steigern. Und doch giebt das allgemeine Stimmrecht diesen Massen selbst den Anspruch die entscheidende Macht zu bilden. Wo will das endlich hinaus?

Nur durch eine föderative Entwicklung kann zugleich die innere Ordnung der Staaten gesichert wie die unauf-

hörliche Kriegsgefahr beseitigt werden. Diese Ueberzeugung wird bald allgemeiner erwachen, und grade die jüngsten Siege werden dazu sehr wesentlich beitragen. Ist Frankreich besiegt, so ist zugleich die französische Centralisation besiegt. Was mehr noch, die Ereignisse bezeugen, wie das französische Volk selbst dieser Centralisation satt und müde ist. Wie sonderbar wäre es, wenn diese Centralisation in demselben Momente, wo sie in Frankreich fällt, — und zwar fällt infolge der deutschen Siege, — sich dafür in Deutschland neu erheben sollte! In demselben Deutschland, welches vielmehr von Natur auf eine föderative Entwicklung angewiesen ist, während hingegen grade Frankreich seit Jahrhunderten der eigentliche Repräsentant der Centralisation gewesen war! Offenbar aber ist das neue Reich auf Centralisation gerichtet, und wie es seine absorbirenden Tendenzen von vornherein durch die Annexionen verrieth, so bedroht es zugleich den Fortbestand der kleinen Nachbarstaaten. Deutschland wäre dadurch in eine Entwicklung hineingedrängt, die, weit entfernt die europäische Föderation zu befördern, vielmehr bald als das mächtigste Hinderniß derselben erscheinen müßte.

Allen diesen Erwägungen wird man sich auf die Dauer nicht entziehen können. Das leichtfertige Gerede von Lokalisiren und Nichtintervention wird dann nicht mehr anschlagen, ein ernsteres tieferes Denken wird auch in der Diplomatie erwachen, und der Nützlichkeitspolitik ein Ende machen. Wahrheit und Recht werden wieder etwas gelten. Wem sie aber etwas gelten, der wird auch bald erkennen, wie alles Recht haltlos wird, wenn es den geschichtlichen Anhalt verliert. Und in welchem Lichte muß unter diesem Gesichtspunkte das Werk von 66 erscheinen? Preußens Geschicke sind daran gebunden, so gewiß als es sein eigenes Werk ist, nicht aber die Geschicke der deutschen Nation, welcher dieses Werk aufgedrungen wurde. Was dann auch geschehen mag, so werden die Ereignisse selbst den inneren Widerspruch offenbaren, woraus das Werk von 66 entsprungen war. Und

hat damals das Preußenthum das Deutschthum bezwungen, so wird hinterher das Deutschthum das Preußenthum bezwingen.

Dreißigster Brief.

Schußbetrachtung.

Heute bitte ich Sie sich zuvörderst noch einmal den ganzen Gang unserer Betrachtungen zu vergegenwärtigen. Daran will ich dann noch einige Bemerkungen anknüpfen, die, wie ich hoffe, auch was bisher noch nicht genügend klar geworden wäre, nun endlich in das volle Licht stellen werden. Den ganzen Kern der Sache werden Sie dadurch auf einmal vor Augen haben.

Mit demselben Gedanken, sage ich also, mit welchem ich meinen ersten Brief begann, habe ich meinen letzten geschlossen. Es ist der innere Widerspruch eines Werkes, welches deutsch sein soll, während es preußisch ist. Eben diesen Widerspruch nach allen Seiten hin klar zu machen, war der Hauptzweck aller meiner Erörterungen. Darum suchte ich nachzuweisen, wie dieser Widerspruch sich allmälig entwickelt hat, und zwar in der Praxis wie in der Theorie, welche der Praxis selbst die leitenden Ideen gab. Weil nun in letzterer Hinsicht der Hauptfehler in einer falschen Auffassung der deutschen wie der preußischen Geschichte liegt, glaubte ich den Irrthum nicht besser nachweisen zu können, als indem ich selbst eine Construction dieser Geschichte versuchte. Vor allem kam es darauf an, uns über das wahre Ziel der deutschen Entwicklung zu verständigen, und dieses erreicht, so war danach auch die rechte Stellung Oesterreichs und Preußens zu Deutschland zu be-

urtheilen. Hat dann aber Preußen eine falsche Stellung genommen, worin nun wieder der Knoten der gegenwärtigen deutschen Verwicklung liegt, so wurde ich dadurch zu einer um so ausführlicheren Untersuchung der preußischen Geschichte veranlaßt, und immer trat zuletzt dasselbe Resultat hervor. Bis in die Philosophie mußte ich dabei eingehen, und sie selbst mußte zugleich den letzten Aufschluß darüber geben, wie es denn möglich geworden, daß ein solcher Widerspruch eine Macht über die Geister gewinnen konnte. Denn die Geister mußten dazu disponirt sein, es gehörte ein besonderer Zustand des allgemeinen Denkens dazu. Und so wird diese Macht mit dem bereits beginnenden Umschwung des allgemeinen Denkens auch wieder verschwinden. Die Betrachtung dieses Widerspruches ist demnach abgeschlossen, und habe ich damit angefangen, so will ich auch damit aufhören.

Schon in meiner Schrift über „die Schattenseite des norddeutschen Bundes" hob ich denselben Widerspruch hervor. Damals aber hatte ich nur den Nordbund vor Augen, und stellte mich auf den preußischen Standpunkt, jetzt steht das neue Reich da, welches das wirkliche Deutschland sein will, und so war es auch vom deutschen Standpunkt aus zu betrachten. Dennoch ergab sich in Beziehung auf das Preußenthum wieder ganz dasselbe, was ich schon damals behauptet: scheinbar emporsteigend, geht es vielmehr seinem Sturz entgegen, indem es die Bedingungen seiner eigenen Existenz zerstört. Aber auf ganz andere und viel weiter reichende Untersuchungen wurde ich jetzt geführt, da meine Betrachtung vom deutschen Standpunkt ausging. Ein Zeichen zugleich, wie sehr Deutschland selbst etwas ganz Anderes und viel Größeres ist als Preußen. Und doch bin ich nicht entfernt der Meinung, als wäre damit die deutsche Frage erschöpft, sondern nur die vornehmsten Gesichtspunkte zu einer Orientirung über die deutschen Angelegenheiten glaube ich fest gestellt zu haben.

Gewiß haben Sie dabei vieles von mir gehört, was Ihnen fremdartig genug erscheinen mochte, weil es in der That ganz

aus den landläufigen Vorstellungen heraustritt. Aber es war auch grade mein Zweck, die Unzulänglichkeit der bisherigen Betrachtungsweise aufzudecken, womit die Unhaltbarkeit der daraus entsprungenen practischen Unternehmungen im engsten Zusammenhang steht. Die Handlungen sind wie die Gedanken, und darum keine Hoffnung auf eine gesunde Praxis ohne eine gesunde Theorie; beides entwickelt sich in stetiger Wechselwirkung. Wie nun die falsche Theorie sich zuletzt in sich selbst zersetzt, so widerlegt auch die falsche Praxis hinterher sich selbst durch die aus ihr entspringenden Folgen, und erst durch diesen thatsächlichen Beweis ihrer Unhaltbarkeit wird sie dann andererseits auch der wahren Theorie zur Geltung verhelfen. Völker lassen sich nur durch ihre eigene Erfahrung belehren. Allermeist müssen sie sich erst auf Abwegen versucht haben, ehe sie auf den rechten Weg gelangen. Denn nur das Leben selbst ist auch die Schule der Lebensweisheit, und diese Schule wird Niemandem erspart.

Befinden wir uns nun heute unstreitig noch in dem Strom derselben Bewegung, in die wir durch den Anstoß der Februarrevolution hineingeriethen, — wie unvermeidlich ist es doch, daß wir einstweilen noch zu keiner wahren Lösung gelangen können! Man erwäge nur das Eine: ob denn das damalige Deutschland irgendwie darauf vorbereitet war, um das große Unternehmen einer neuen deutschen Gesammtverfassung beginnen zu können, die wirklich aus deutschem Geiste entsprungen wäre und deutschen Bedürfnissen entsprochen hätte? Schon die Thatsache selbst, meine ich vielmehr, daß es eben der von Frankreich kommende Anstoß war, der uns plötzlich in eine fieberhafte Aufregung versetzte, muß zugleich als das unverwerflichste Zeugniß gelten von der damaligen Unreife und Unselbständigkeit unseres politischen Denkens. Halbfranzösisch muß es ja selbst gewesen sein, wenn es von der französischen Bewegung so ergriffen wurde. Wie stand es denn also mit unseren damaligen Erfahrungen und Einsichten?

Als eine practische Vorbereitungsschule für die deutsche Nation hätten bis dahin nur die in vielen deutschen Staaten

schon bestehenden constitutionellen Verfassungen gelten können. Aber waren nicht diese selbst wieder halbfranzösisch, und in der Hauptsache nach der Charte Ludwigs XVIII. zugeschnitten gewesen? Und wäre dies auch nicht so gewesen, so konnten doch die Einrichtungen und Formen, an die man sich in den constitutionellen deutschen Einzelstaaten allmälig gewöhnt, und die Maximen, die man dort durch die constitutionelle Praxis eingesogen hatte, in keiner Weise zur Begründung einer deutschen Gesammtverfassung führen. Denn ganz abgesehen davon, daß es nur die kleineren Staaten waren, wo man diese practische Schule durchgemacht hatte, und wodurch also die Geister viel zu enge Begriffe gefaßt haben mußten, als daß darin eine rechte Vorbereitung zur Behandlung der großen deutschen Aufgabe gelegen hätte, — die Hauptsache ist, daß es jedenfalls nur die Einrichtungen und Principien eines einfachen Staates waren, in die man sich dort hineingelebt hatte. Was war damit anzufangen, wo es sich vielmehr um einen zusammengesetzten Körper handelte? Und zwar zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen, von den kleinsten bis auf die beiden Großstaaten hin, welche zugleich deutsche und europäische Mächte waren, wodurch die Aufgabe von vornherein sich sogar in die europäische Politik verlief! Nicht nur daß die constitutionelle Schule, die man etwa in Bayern, Würtemberg u. s. w. durchgemacht, zum Verständniß dieser Aufgabe garnichts helfen konnte, sondern im Gegentheil störend und verwirrend wirkten alle diese constitutionellen Ideen, die man in den Einzelstaaten aufgefaßt hatte, indem man eben dadurch in die falsche Richtung gerieth, den deutschen Gesammtkörper wohl oder übel zu etwas Aehnlichem machen zu wollen, als es die constitutionellen Einzelstaaten waren. So bestand von vornherein die Unmöglichkeit eines richtigen Verständnisses, und der erste Versuch zur Begründung einer deutschen Gesammtverfassung begründete nur die Verwirrung der Geister, deren Folgen noch bis heute ortwirken.

Verhielt es sich so mit der practischen Vorbereitung, — mit der theoretischen stand es nicht besser. Alle Achtung vor der deutschen Wissenschaft, aber jeder Kundige wird mir zugeben, daß jedenfalls die staatswissenschaftlichen Leistungen ihre am wenigsten glänzende Seite bilden. Abgesehen von der Völkerrechtswissenschaft, die in der Hauptsache als deutschen Ursprungs gelten kann, ist auf diesem Gebiete nur wenig Originales geleistet, und was wirklich als solches vorliegt, ist grade am wenigsten bekannt geworden und bisher so gut wie wirkungslos geblieben. Daher kommt es denn, daß insbesondere in den eigentlichen Verfassungsfragen die Ideen von Montesquieu und Rousseau noch heute einen viel größeren Einfluß ausüben als alle deutschen Werke zusammengenommen. Im Grunde that ja die deutsche Staatswissenschaft nicht viel mehr als fremde Ideen zu verarbeiten, indem man nur noch gelehrtes Material und philosophische Formeln hinzufügte, was im Kern der Sache wenig änderte. Als Anleitung für die Praxis wußte man dann auch nichts Besseres, als uns auf fremde Vorbilder zu verweisen. Sei es Frankreich, oder England, oder Nordamerika, oder vielleicht selbst Belgien und die Schweiz, — genug nachahmen, und etwa verschiedene Muster combiniren, darauf lief diese Weisheit hinaus! Deutschland mochte dabei alles mögliche werden, nur wäre es in keinem Falle wirklich deutsch geworden. Nicht einmal daß man die Bedingungen untersucht hätte, unter welchen die angeblichen Musterverfassungen entstanden waren und wirklich functionirten, und wodurch ja freilich die Unmöglichkeit einer Uebertragung derselben auf Deutschland schon von vornherein klar geworden wäre. Noch viel weniger wurde selbst nur der Versuch gemacht, mit Beiseitelassung aller fremden Muster wie aller speculativen Ideen, zunächst den deutschen Körper nach seinem inneren Gefüge und inneren Leben zu untersuchen, um so die deutsche Aufgabe aus ihren eigenen Factoren zu entwickeln. Kein Gedanke daran! Und wie also wäre man fähig gewesen, den Plan zu

schon bestehenden constitutionellen Verfassungen gelten können. Aber waren nicht diese selbst wieder halbfranzösisch, und in der Hauptsache nach der Charte Ludwigs XVIII. zugeschnitten gewesen? Und wäre dies auch nicht so gewesen, so konnten doch die Einrichtungen und Formen, an die man sich in den constitutionellen deutschen Einzelstaaten allmälig gewöhnt, und die Maximen, die man dort durch die constitutionelle Praxis eingesogen hatte, in keiner Weise zur Begründung einer deutschen Gesammtverfassung führen. Denn ganz abgesehen davon, daß es nur die kleineren Staaten waren, wo man diese practische Schule durchgemacht hatte, und wodurch also die Geister viel zu enge Begriffe gefaßt haben mußten, als daß darin eine rechte Vorbereitung zur Behandlung der großen deutschen Aufgabe gelegen hätte, — die Hauptsache ist, daß es jedenfalls nur die Einrichtungen und Principien eines einfachen Staates waren, in die man sich dort hineingelebt hatte. Was war damit anzufangen, wo es sich vielmehr um einen zusammengesetzten Körper handelte? Und zwar zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen, von den kleinsten bis auf die beiden Großstaaten hin, welche zugleich deutsche und europäische Mächte waren, wodurch die Aufgabe von vornherein sich sogar in die europäische Politik verlief! Nicht nur daß die constitutionelle Schule, die man etwa in Bayern, Würtemberg u. s. w. durchgemacht, zum Verständniß dieser Aufgabe garnichts helfen konnte, sondern im Gegentheil störend und verwirrend wirkten alle diese constitutionellen Ideen, die man in den Einzelstaaten aufgefaßt hatte, indem man eben dadurch in die falsche Richtung gerieth, den deutschen Gesammtkörper wohl oder übel zu etwas Aehnlichem machen zu wollen, als es die constitutionellen Einzelstaaten waren. So bestand von vornherein die Unmöglichkeit eines richtigen Verständnisses, und der erste Versuch zur Begründung einer deutschen Gesammtverfassung begründete nur die Verwirrung der Geister, deren Folgen noch bis heute ortwirken.

Verhielt es sich so mit der practischen Vorbereitung, — mit der theoretischen stand es nicht besser. Alle Achtung vor der deutschen Wissenschaft, aber jeder Kundige wird mir zugeben, daß jedenfalls die staatswissenschaftlichen Leistungen ihre am wenigsten glänzende Seite bilden. Abgesehen von der Völkerrechtswissenschaft, die in der Hauptsache als deutschen Ursprungs gelten kann, ist auf diesem Gebiete nur wenig Originales geleistet, und was wirklich als solches vorliegt, ist grade am wenigsten bekannt geworden und bisher so gut wie wirkungslos geblieben. Daher kommt es denn, daß insbesondere in den eigentlichen Verfassungsfragen die Ideen von Montesquieu und Rousseau noch heute einen viel größeren Einfluß ausüben als alle deutschen Werke zusammengenommen. Im Grunde that ja die deutsche Staatswissenschaft nicht viel mehr als fremde Ideen zu verarbeiten, indem man nur noch gelehrtes Material und philosophische Formeln hinzufügte, was im Kern der Sache wenig änderte. Als Anleitung für die Praxis wußte man dann auch nichts Besseres, als uns auf fremde Vorbilder zu verweisen. Sei es Frankreich, oder England, oder Nordamerika, oder vielleicht selbst Belgien und die Schweiz, — genug nachahmen, und etwa verschiedene Muster combiniren, darauf lief diese Weisheit hinaus! Deutschland mochte dabei alles mögliche werden, nur wäre es in keinem Falle wirklich deutsch geworden. Nicht einmal daß man die Bedingungen untersucht hätte, unter welchen die angeblichen Musterverfassungen entstanden waren und wirklich functionirten, und wodurch ja freilich die Unmöglichkeit einer Uebertragung derselben auf Deutschland schon von vornherein klar geworden wäre. Noch viel weniger wurde selbst nur der Versuch gemacht, mit Beiseitelassung aller fremden Muster wie aller speculativen Ideen, zunächst den deutschen Körper nach seinem inneren Gefüge und inneren Leben zu untersuchen, um so die deutsche Aufgabe aus ihren eigenen Factoren zu entwickeln. Kein Gedanke daran! Und wie also wäre man fähig gewesen, den Plan zu

einer deutschen Gesammtverfassung aufzustellen? Das Werk mußte mißrathen.

Dazu endlich die Frivolität und innere Hohlheit der zunächst vorangegangenen Literatur, die doch unverkennbar auf die Stimmung der Geister in der Bewegungspartei nicht wenig eingewirkt hat. Ich meine die Literatur, die mit einem Heinrich Heine begann, woran sich zunächst das junge Deutschland anschloß, dann die Junghegelianer und die politischen Dichterlinge. Zum Aufregen und Aufstacheln war das alles gut genug, aber welche Einsicht wäre dadurch gefördert, und welche Art von Gesinnung mußte daraus entstehen? Davon zeugte schon der Hohn, mit dem man im frankfurter Parlament die Aufforderung aufnahm, das große Werk, zu dem man sich rüstete, mit einem Gebet zu beginnen. Hätte man ein Gefühl gehabt von der unermeßlichen Schwierigkeit der Aufgabe, wie von der Verantwortlichkeit, die sie auferlegte, man wäre in diesem feierlichen Momente, wo die Geschicke der deutschen Nation eine neue Wendung nehmen sollten, wohl ernster gestimmt gewesen. Statt dessen hörte man das flache Gerede von Volkssouveränetät, und ein kühner Griff sollte die Schwierigkeit lösen. So geschah es damals.

Und was ist nun im Jahre 66 geschehen? Dem kühnen Griff folgte die kühne That, aber der Inhalt dieser That läuft doch der Hauptsache nach auf dasselbe hinaus, was schon der kühne Griff bezweckte. Von Volkssouveränetät ist dabei freilich nicht gesprochen, sondern man hat statt dessen die preußische Armee in Bewegung gesetzt, und mit dieser allerdings sehr realen Kraft auch ein reales Resultat erzielt, während es damals nur beim Reden geblieben war. So gewiß aber der bloße Volkswille kein deutsches Reich begründen kann, so kann es der Säbel auch nicht, und ist damit ein Resultat erreicht, so fragt sich doch erst: ob es das rechte Resultat ist? Diese gewaltsame Ausführung der kleindeutschen Entwürfe von 48 hat aber nur die innere Unwahrheit derselben gesteigert. Was damals noch Vielen unklar sein mochte, d. i. daß diese Ent-

würfe in der That nur zu einem preußischen Deutschland führen könnten, das sah jetzt Jedermann vor Augen. Denn wenn ursprünglich doch die Meinung gewesen war, daß die Herrschaft auf Preußen nur übertragen und also dem Principe nach von Deutschland ausgehen sollte, so hat dann Preußen vielmehr aus eigner Machtvollkommenheit gehandelt, wie wenn Deutschland nur ein Material für die preußische Politik, und also auch nach preußischen Gesichtspunkten zu gestalten wäre.

Ist denn aber durch die hiernach bewirkten Territorialveränderungen eine bessere Gliederung des deutschen Körpers entstanden, oder ist nicht vielmehr der ganze Zustand dadurch noch ungeheuerlicher geworden, als er es ohnehin schon war? Ein einziger Blick auf die neue Landkarte giebt die Antwort darauf. Wie eine Inselgruppe in dem preußischen Ocean sehen ja die heute noch fortbestehenden norddeutschen Staaten aus. Es scheint wohl, daß dieselben Wogen, die schon so viel Land verschlangen, bei dem nächsten Sturme auch diese Ueberreste wegspülen müssen, und was dann selbst wieder zu noch viel weiteren Folgen führen würde. Welcher Denkende kann also an einen langen Fortbestand der heutigen Ordnung glauben? Ich sage, im Ernst glaubt Niemand daran, sondern wer nicht in den Tag hineinlebt, der ist auch schon im voraus darauf gefaßt, daß in nicht ferner Zukunft neue große Veränderungen eintreten werden. Und ist nicht dieser Unglaube an das Bestehende ein wesentliches Element der Schwäche für das neue Reich, so unermeßlich auch seine materiellen Machtmittel und so groß auch seine augenblicklichen Erfolge wären? Käme es darauf allein an, so hätte Louis Napoleon auch festgestanden. Konnte er sich doch eine Weile lang wohl rühmen der mächtigste Herrscher Europas zu sein, aber an einen dauernden Fortbestand seiner Herrschaft hat von Anfang an Niemand geglaubt. Sie galt für alle Denkenden nur als ein Provisorium, und hat sich hinterher als solches erwiesen.

Graf Bismarck mag sich allerdings rühmen die stagnirende deutsche Entwicklung in Fluß gebracht zu haben. Ich anerkenne

diese Thatsache vollkommen, und gestehe gern, daß sie auch ihre verdienstliche Seite hat. Allein so glaube ich nicht minder sagen zu dürfen: der Fluß strömt fort! Was heute als eine feste Ordnung gelten soll, das ist nur eine künstliche Aufstauung der Wasser, die dadurch um so gewisser neu anschwellen, und bald kommen sie wieder ins Strömen. Denn ohne Bild gesprochen: die Ereignisse von 66 selbst haben das politische Denken der Nation in eine Bahn gedrängt, in welcher es nun auch weiter fortschreiten wird, da es sich mit den einstweiligen Resultaten noch lange nicht befriedigt fühlen kann. Hat man die bis dahin in Deutschland bestandene, und einst von allen europäischen Mächten sanctionirte Ordnung, nach preußischen Gesichtspunkten und Interessen beseitigen und verändern zu dürfen geglaubt, — warum sollte dasselbe nicht noch weit eher nach deutschen Gesichtspunkten und Interessen geschehen dürfen? Und müßte das nicht zu einem sehr anderen Resultate führen?

Gilt es als Preußens höchster Triumph, Oesterreich aus Deutschland herausgedrängt und dadurch die Herrschaft erworben zu haben, so wird man zu spät erkennen, wie grade dadurch die Zukunft Preußens am meisten gefährdet ist. Denn trotz aller Rivalität zwischen diesen beiden Mächten, sind sie in Wahrheit an einander gebunden, und wenn sie einerseits als die feindlichen Brüder erscheinen, wären sie andererseits vielmehr den Dioskuren vergleichbar, die mit einander leben und sterben. Giebt es in Deutschland kein Oesterreich mehr, so kann es in Zukunft auch kein Preußen mehr geben. Das mag ja paradox klingen, allein man erwäge nur, auf welchen inneren Gründen das Emporkommen des modernen preußischen Staates beruhte? Offenbar war es doch durch die Nothwendigkeit bedingt, daß sich in Deutschland ein Gegengewicht gegen Oesterreich bildete, und weil Oesterreich in seiner politischen Stellung zugleich den Katholicismus repräsentirte, so gehörte zu solchem Gegengewicht ein Staat von wesentlich protestantischem Character. Dieses Bedürfniß wurde nach dem dreißigjährigen Kriege allgemein empfunden, und dadurch eben wurde die junge brandenburgisch-preußische Macht getragen und gehoben, daß sie

diesem Bedürfniß entsprach. War aber diese neue Macht eine wesentlich künstliche Bildung, so war sie auch in ihrer eignen Existenz an besondere Umstände gebunden, und sollten diese Umstände hinterher verschwinden, so verschwände dann auch der innere Grund für die Fortexistenz dieser Macht. Mußte also der protestantische Character Preußens, gegenüber dem katholischen Oesterreich, als wesentlich gelten, — wie ganz anders steht die Sache nach dem Ausscheiden Oesterreichs, indem vielmehr dieser protestantische Character Preußens der Gleichberechtigung der Confessionen widersprechend erscheint, wenn jetzt Preußen die Alleinherrschaft in dem neuen Deutschland haben soll. Auch bedarf es da überhaupt keines Gegengewichtes mehr gegen eine andere Macht, so gewiß als nun außer Preußen keine andere mehr da ist. Wie kann nun in dem neuen Deutschland noch die preußische Macht fortbestehen, während dieses neue Deutschland vielmehr einen einheitlichen und gleichartigen Körper bilden soll, dessen naturgemäße innere Gliederung dann grade durch das künstliche Gebilde des preußischen Staates am allermeisten verhindert würde? So scheint es wohl, daß zuletzt sich doch das verhängnißvolle Wort erfüllen soll, welches einst Friedrich Wilhelm IV. aussprach: „Preußen geht hinfort in Deutschland auf.“ Denn hier ist kein Ausweg mehr: entweder ganz Deutschland wird preußisch, oder Preußen wird ganz deutsch, indem es aufhört noch etwas Besonderes zu sein, um statt dessen sich in die deutsche Masse aufzulösen, die sich dann nach ganz neuen Formen zu gestalten hätte. Das Eine oder das Andere! Und wäre nicht das Letztere unvergleichlich viel wahrscheinlicher als das Erstere? Denn wer wird meinen, daß die deutsche Nation, die schon ein Jahrtausend bestand, ehe nur von einem preußischen Staate die Rede war, jemals sich in das Preußenthum auflösen könnte? Der preußische Staat hingegen, der aus dem alten Deutschland als eine wesentlich künstliche Bildung hervorgegangen ist, kann unter Umständen auch sehr wohl wieder verschwinden. Und er muß sogar verschwinden, wenn das neue einheitliche Deutschland zu voller Entwicklung gelangen soll.

Diese Gedanken liegen jetzt allzu nahe, als daß sie nicht bald das allgemeine Bewußtsein ergreifen sollten. Und wenn das geschieht, so wird die Politik von 66 daran die Probe zu machen haben, ob sie richtig gerechnet hatte, oder nicht vielmehr von einem falschen Ansatz ausgegangen war. Man kann ja vom deutschen Standpunkte aus vollkommen die Bedeutung Preußens würdigen, denn die preußische Geschichte selbst ist ein Ausfluß der deutschen, aber man kann nicht umgekehrt vom preußischen Standpunkte aus die Bedeutung Deutschlands würdigen, so gewiß als die deutsche Geschichte nicht aus der preußischen entspringt. Deutschland ist hier wie der Stamm, Preußen nur wie ein Zweig desselben. So stark auch dieser Zweig geworden wäre, — immer bleibt er ein Zweig, und nur durch den Stamm mit den Wurzeln verbunden, aus denen er selbst seine Nahrung zieht. Es hieße also die Natur auf den Kopf stellen, wenn vielmehr der Zweig zum Stamm, und der Stamm zum Zweige werden sollte. Was ist denn aber das Werk von 66, als eben der Versuch ein solches naturwidriges Verhältniß gleichwohl zu einem wirklichen zu machen? Das mochte momentan gelingen, Dauer kann es nicht gewinnen.

Ich wiederhole: man war im Jahre 48 noch durchaus unvorbereitet um eine wahre deutsche Gesammtverfassung gründen zu können. Vielmehr war das deutsche Nationalbewußtsein noch so unklar, und selbst so lahm und kraftlos, daß man nicht einmal den Muth hatte sich unumwunden auf deutschen Standpunkt zu stellen. In dem Großmachtssystem befangen, für welches doch, wie ich früher zeigte, grade die Passivität und Nullität Deutschlands eine wesentliche Voraussetzung war, gerieth man in die Alternative: daß die deutsche Entwicklung sich entweder an Oesterreich oder an Preußen anlehnen sollte. Großdeutsch oder kleindeutsch wurde also das Feldgeschrei, ich sage aber, deutsch sollen und wollen wir werden! Denn dazu ist Deutschland zu alt und zu gut, um ein Anhängsel an Oesterreich oder Preußen zu werden, die beide selbst, was sie sind, nur durch Deutschland geworden sind. In jene Alternative aber gebannt, mußte

man sich dann allerdings für Preußen entscheiden. Hat nun die kleindeutsche Partei seitdem wirklich ihr Ziel erreicht, so ist die deutsche Frage dadurch so wenig erledigt, daß vielmehr jetzt erst recht klar werden wird, wie wenig daraus ein wahres Deutschland entstehen kann. Ein österreichisches Deutschland kannte man aus früherer Erfahrung, das preußische hat man jetzt vor Augen und kann es auch durch Erfahrung erproben. Hat man es aber erprobt, so wird man zuletzt ein deutsches Deutschland verlangen.

Völker entwickeln sich langsam, und die deutsche Eiche schießt nicht wie eine Pappel empor. Jedenfalls gehört immer ein Menschenalter dazu, damit ein neues Geschlecht mit neuen Ideen und Bestrebungen heranwachse. Sind wir also durch den Anstoß von 48 — unvorbereitet wie wir waren — fast unvermeidlich in eine falsche Bahn geworfen, so wird auch wohl ein Menschenalter darüber verfließen, ehe wir uns endlich zurecht finden. Das wären dann unsere Lehr- und Wanderjahre, und darum zugleich eine Periode der Verirrungen. Von dieser Periode beginnt jetzt der dritte Abschnitt, nachdem die kleindeutschen Ideen von 48 in der Hauptsache ihre Verwirklichung gefunden haben. Die weitere Entwicklung selbst wird nun die darin liegende Unwahrheit offenbaren. Spreche man dabei, so viel man will, von dem inneren Ausbau des neuen Reiches, — je mehr man daran arbeitet, je mehr wird nur seine Unhaltbarkeit hervortreten! Neue Leute werden inzwischen emporkommen, neue Ideen sich ausbilden und verbreiten. Vielleicht noch ein Jahrzehnt, und der Umschwung ist vollendet!

Auch die materiellen Vorbedingungen für die Begründung einer deutschen Gesammtverfassung werden dann viel günstiger sein, als sie im Jahre 48 waren. Damals war der innere Verkehr in Deutschland noch bei weitem nicht so lebhaft und umfassend gewesen, als daß sich dadurch schon eine genügende gegenseitige Bekanntschaft und Vertrautheit der verschiedenen Elemente des deutschen Nationalkörpers gebildet hätte, worauf doch umsomehr ankam, nachdem die Nation so lange in

politischer Zerrissenheit gelebt hatte, und die einzelnen deutschen Länder sich unter einander fremd geblieben waren. Selbst von den Parlamentsmitgliedern haben damals gewiß nur die wenigsten eine genügende Anschauung von Deutschland besessen, viele kannten wohl nur ihre nächste Heimath. Wie hätten sie über das Ganze richtig zu urtheilen vermocht? Je weniger Anschauung sie also besaßen, umsomehr wurden sie von abstracten Begriffen beherrscht.

Am meisten mußte dies auf das Urtheil über die Stellung Oesterreichs einwirken, welches bis dahin von dem übrigen Deutschland fast ganz abgesondert geblieben war, und gegenüber den Zollvereinsländern geradezu als Ausland erschien. War das Eisenbahnwesen damals noch in der ersten Entwicklung begriffen, und hatte überall erst kurze Zeit gewirkt, so bestand insbesondere mit den österreichischen Ländern fast noch gar keine Eisenbahnverbindung. Augenfällig sind dabei die Gebirge mit in Rechnung zu ziehen, welche solche Verbindungen sehr erschweren, so daß die Eisenbahnen dort nur langsam fortschritten. Heute sieht es in dieser Hinsicht schon viel anders. Obgleich Oesterreich außerhalb des Zollvereins geblieben ist, hat doch der Handelsverkehr inzwischen sehr zugenommen, und es bedarf keiner langen Zeit mehr, daß auch die österreichischen Länder überall mit den deutschen Nachbarländern in vielseitiger Verbindung stehen werden. Nicht minder haben sich seitdem die politischen und geistigen Zustände der deutsch-österreichischen Länder so verändert, daß die frühere Entfremdung gegenüber den deutschen Nachbarländern mehr und mehr verschwindet. Und so wird auch die frühere Eingenommenheit der ganzen liberalen Partei gegen Oesterreich allmälig ihren Boden verlieren. Selbst in Norddeutschland wird man dann über die Zugehörigkeit Oesterreichs zu Deutschland nicht mehr so abschätzig urtheilen, als die vorherrschende Stimmung im Jahre 48 war, und woher doch offenbar die Entwürfe datiren, die seit 66 verwirklicht sind. Um so gewisser müssen sich diese Entwürfe hinterher als verfehlt erweisen.

Scheinbar fortschreitend, verliert also das Werk von 66
r der That seinen moralischen wie seinen materiellen Boden.
elbst seine Siege befestigen es nicht, sondern untergraben
inen Bestand, indem sie nur umsomehr den Umschwung der
eberzeugungen befördern. Haben die Erfolge des jüngsten
rieges unstreitig das deutsche Selbstgefühl gehoben, so
erden sie auch dazu beitragen uns von der Herrschaft
emder Ideen zu befreien. Wir werden endlich den Muth,
nd wills Gott auch die Einsicht dazu gewinnen, anstatt eine
eutsche Nationalverfassung durch Nachahmung fremder Vor-
ilder begründen zu wollen, uns auf uns selbst zu stellen.
nd bald wird uns das zu ganz anderen Entwürfen führen,
ls die des Jahres 48 waren, woraus nichts wirklich Deutsches
ntstehen konnte. Erst dann, wenn unser politisches Denken
r sich selbst gekommen und deutsch geworden ist, wird auch
ie Stunde geschlagen haben, von wo an das deutsche
Deutschland beginnt.

Im Hinblick auf diese Aussicht nehme ich von Ihnen
bschied, so viel ich auch noch zu sagen hätte. Die Haupt-
che wird ja durch meine bisherigen Erörterungen schon klar
eworden sein. Jedenfalls scheint es mir gut, daß in unserem
riefwechsel eine Pause eintritt. Inzwischen werden die
inge unaufhaltsam fortarbeiten, und dadurch selbst so
ancherlei an's Licht bringen, was heute noch in der Tiefe
erborgen liegt. Es wird dazu keine lange Zeit gehören,
afür leben wir in der Periode des fortschreitenden Fort-
hrittes. Denn was haben wir in wenigen Jahren nicht
lles erlebt! Man könnte sagen, der Fortschritt hat seit 66 die
iebenmeilenstiefel angelegt. Warten wir nur noch ein Weilchen,
nd es giebt wieder frische Neuigkeiten, wenn auch nicht grade
chlachtengetümmel, Revolutionen und Entthronungen, woran wir
ns vielleicht für einige Jahre satt gesehen haben. Es können
otzdem recht merkwürdige Dinge geschehen, und wirklich geschieht
r fast täglich etwas, worüber nicht wenig zu denken und zu
gen wäre.

Hiernach empfangen Sie schließlich meinen aufr
Dank für die Geduld, mit der Sie meine langen Erör
aufnahmen. Und täuscht mich meine Hoffnung nicht,
die Zeit, die Sie darauf verwenden mußten, nicht
loren erachten werden, so beginnen wir bald vielleic
neuen Briefwechsel. Bis dahin lassen Sie mich Ihrem
lichen Andenken empfohlen sein!

Hiernach empfangen Sie schließlich meinen aufrichtigen Dank für die Geduld, mit der Sie meine langen Erörterungen aufnahmen. Und täuscht mich meine Hoffnung nicht, daß Sie die Zeit, die Sie darauf verwenden mußten, nicht für verloren erachten werden, so beginnen wir bald vielleicht einen neuen Briefwechsel. Bis dahin lassen Sie mich Ihrem freundlichen Andenken empfohlen sein!

DD 221 .F7
Das neue Deutschland
C.1
Stanford University Libraries
3 6105 037 958 423

DD
221
F7

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN 1987